This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

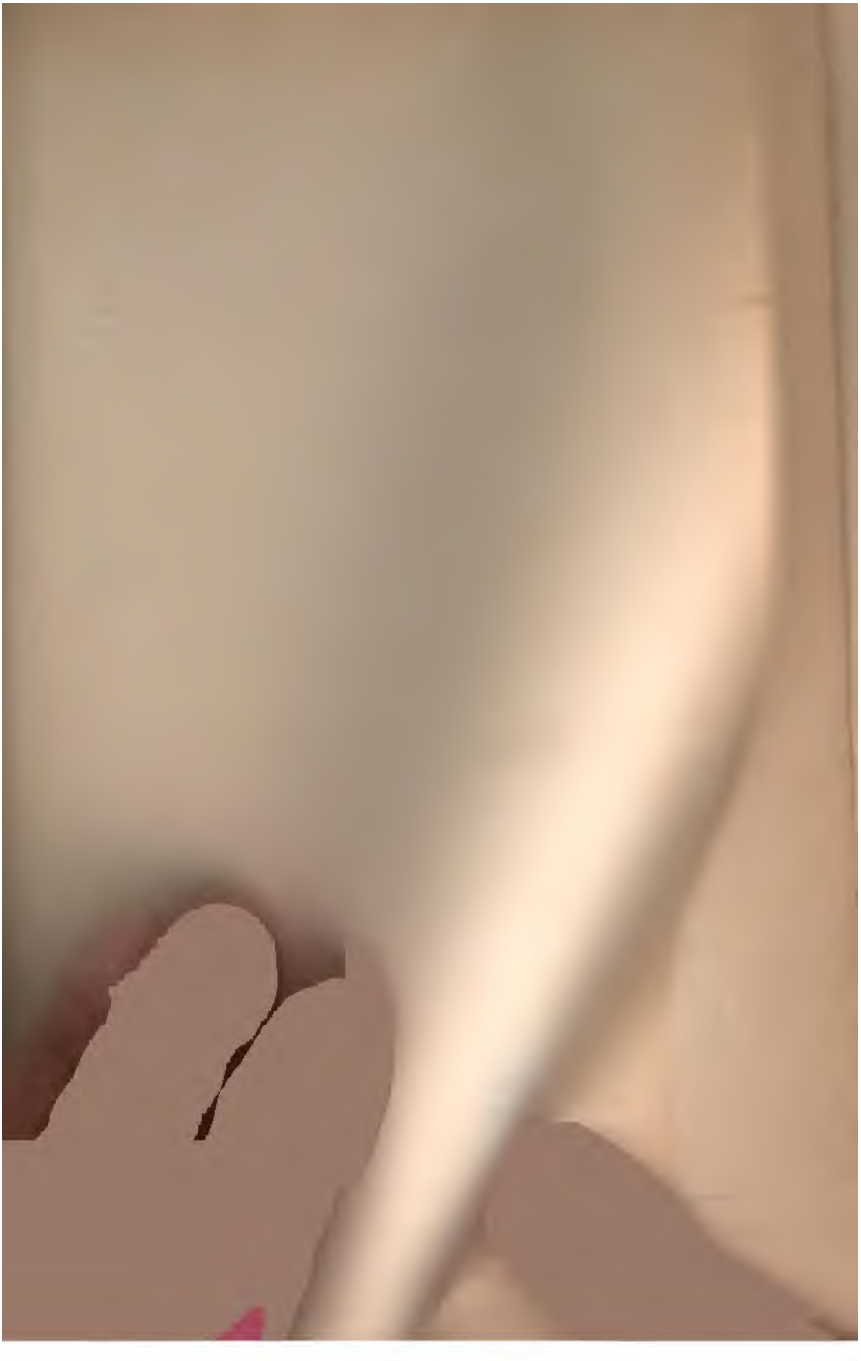
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Märkische Streifzüge.

Dritter Band.

A. Trinius.



A. Trinius.

Märkiſche Streifzüge.

Dritter Band.

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. Westf.

Werke von August Trinius:

Märkische Streifzüge.

Band I. 2. Auflage. Preis broch. M. 4,50, eleg. geb. M. 5,50.

Inhalt: Nordöstlich von Berlin: Schönhausen. — Buch. — Bernau. — Hohenfinow. — An den Ufern des Werbellin. — Joachimsthal. — Schloß Grimnitz. — Am Liepnitz-See. — Eine märkische Postfahrt anno domini 1883. — An der Oberspree: Schloß Köpenick. — Die Müggelsberge. — Schmöckwitz. — Ein Spaziergang durch das Schenkenländchen. 1. Königs-Wusterhausen und Mittenwalde. 2. Teupitz. — Havel-Landschaften: Jagdschloß Grunewald. — Im Lande der weißen Rüben. — Zwischen Wannsee und Schwielow. — Kloster Lehnin. — Am Tegeler See. Auf dem Schlachtfelde von Groß-Glienicke. — Quer über den Fläming: Belzig und Burg Eisenhart. — Das Treffen bei Hagelberg. — Schloß Wiesenburg. — Burg Rabenstein. — Der hohe Golm.

Band II. Preis broch. M. 4,50, eleg. geb. M. 5,50.

Inhalt: Oestlich von Berlin: Friedrichsfelde. — Straußberg. — Im Blumenthal. — Buckow und die märkische Schweiz. — Im Lande Lebus: Müncheberg. — Neu-Hardenberg. — Comthurei Lietzen. — Lebus. — Die Schlacht bei Kunersdorf. — Spree-Landschaften: Erkner. — Kloster Kagel. — Fangschleuse. — Fürstenwalde. — Auf den Rauen'schen Bergen. — An der Nuthe: Jüterbock. — Kloster Zinna. — Schloß Beuthen. — Auf dem Kapellenberge. — Saarmund und die Burgfischerei. — Havel-Landschaften: Von Wannsee bis Babelsberg. — Heiligensee und Bötzow. — Oranienburg. — Am Lehnitz-See. — Am Wandlitz-See.

Thüringer Wanderbuch.

Band I. Preis eleg. broch. M. 6,50, fein geb. M. 8.

Inhalt: Schulpforta. — Rudelsburg und Saaleck. — Dornburg. — Die drei Gleichen. — Arnstadt. — Auf der Käfernburg. — Plaue und die Ehrenburg. — Die Reinsburg. — In den Kammerlöchern. — Auf dem Veronikaberge. — Elgersburg. — Auf dem Singerberge. — Paulinzelle. — Liebenstein. — Gräfenroda. — Von Geschwenda bis Manebach. — Der letzte Schulze von Lütsche. — Von Gossel bis Linzruhe. — Durch's Ensebachthal zum Triefstein. — Von Schwarzwald bis Luisenthal. — Im Dörrberger Grunde. — Oberhof. — Zwischen der zahmen und wilden Gera. — Schmücke und Schneekopf. — Goldlauter. — An den Quellen der Ilm. — Ilmenau.

Vom grünen Strand der Spree.

Berliner Skizzenbuch.

Preis eleg. broch. M. 2, hocheleg. geb. M. 3.

Inhalt: I. Berlin aus der Vogelperspektive. — II. Berlin im Frühling. — III. Berliner Hofmusik. — IV. Auf der Jannowitzbrücke. — V. Das Berliner „Fräulein". — VI. Berliner Luftkünstler. — VII. Berlin auf der Oberspree. — VIII. Zeitungsnänien. — IX. Ein Berliner Wahllokal. — X. Hochsommerfreuden. — XI. Berlin und seine Hasenhaide. — XII. Die Fischerbrücke. — XIII. Nur einen Sonnenstrahl. — XIV. Im Treptower Park. — XV. Mein Sargtischler. — XVI. Berliner Hintertreppen-Litteratur. — XVII. Herbst im Thiergarten. — XVIII. Berliner Sonntagsjäger. — XIX. Berlin im Tannengrün. — XX. Die Burgstraße in Berlin.

Recht für Recht.

Schauspiel in einem Aufzuge.

Preis broch. 60 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Märkische Streifzüge.

Von

A. Trinius.

Dritter Band.

Schloß Muskau.

Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1887.

Niloth.

Alle Rechte, auch das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden.

Vorwort.

Den Freunden unserer Mark Brandenburg widme ich hiermit einen neuen Band märkischer Streifzüge, der in seiner Hauptsache die Gebiete längs unserer heimathlichen Spree behandelt, vor Allem der bis vor nicht allzu langer Zeit so weltentrückten Wendei der Lausitz, die trotz der unaufhaltsam sich vollziehenden Germanisirung noch immer für Forscher, Maler und Wanderer eine reiche Quelle des Wissenswerthen, Anziehenden und Herzerfreuenden in Geschichte, Landschaft, Sprache, Kleidung, Sitten und Gebräuchen bildet, und deren Aufsuchen nicht warm genug an's Herz gelegt werden kann.

Wenn ich in dieser Sammlung Streifzüge durch theilweises Hineinziehen der Oberlausitz die eigentliche Grenze der Mark Brandenburg überschritt, so bedingte dies einerseits die gestellte Aufgabe, dem Laufe unserer Spree von den Quellen an zu folgen, für's andere aber der Umstand, daß eine Darstellung des Parkes Branitz mir unzertrennlich von der des Parkes von Muskau erschien, in welchen beiden gleichsam organisch verbundenen Schöpfungen der größte deutsche Garten-

künſtler, Fürſt Pückler-Muskau, ſich ſelbſt ein Denkmal ſeines beſten Könnens und eines edlen Geiſtes errichtete.

Möchte auch dieſer neue Band freundliche Aufnahme finden und dazu beitragen, das Intereſſe für die Mark zu fördern und mir die Zuneigung in den Herzen Derer noch mehr zu befeſtigen, die in der Liebe zur märkiſchen Heimath ſich Eins mit mir fühlen lernten.

Berlin, im April 1887.

A. Trinius.

Inhalt.

Spree-Landschaften.

Seite.

Unsere Spree. Eine Wanderung von der Quelle bis zur Mündung:

1. Bis zur Schwelle der Reichshauptstadt 3
2. Zwischen Berlin und Moabit 24
3. Spreeabwärts bis Spandau 46

Muskau 57
Branitz 126
Kalau 161
Drehna 177
Der Spreewald 192
Im Oberspreewalde:

1. Lübbenau 212
2. Zwischen Lehde und Leipe 236
3. Burg und der Schloßberg 245

Im Unterspreewalde:

1. Von Halbe bis Groß-Wasserburg 253
2. Eine Kahnfahrt bis Lübben 262
3. Lübben 270

Am Sterbebette eines großen Volkes 282

Zwischen Spree und Havel.

Das Orangeriehaus im Königlichen Stadtschlosse zu Charlottenburg 319
Eine Rundfahrt um die Insel Potsdam 326
Babelsberg 342

Benutzte Quellen.

Adler, Das Schloß zu Berlin.
Andree, Wendiſche Wanderſtudien.
Aſſing, Briefwechſel und Tagebücher des Fürſten Hermann v. Pückler.
Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg.
Berichte der Vereine für die Geſchichte Berlins ꝛc. ꝛc.
Fahliſch, Geſchichte der Spreewaldſtadt Lübbenau.
Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
Merbach, Geſchichte der Kreisſtadt Kalau.
Nicolai, Beſchreibung der Königl. Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam.
Pank, Aus der Chronik des Spreewaldes.
Petzold, Fürſt v. Pückler in ſeiner Bedeutung für die Gartenkunſt.
Prochnow, Muskau, ſeine Kuranſtalten und Umgebungen.
Rellſtab, Berlin und ſeine nächſte Umgebung.
Schwebel, Renaiſſance und Roccoco.
Wallé, Der Stiftsaltar des Grafen Rochus zu Lynar.
Briefliche und mündliche Mittheilungen.

Spree-Landschaften.

Unsere Spree.

Eine Wanderung von der Quelle bis zur Mündung.

I.

Bis zur Schwelle der Reichshauptstadt.

Welchem Berliner würde es nicht warm und wohlig um's Herz, wo immer ihm auch das Lied: „Vom grünen Strand der Spree“ entgegentöne? Denn ein echter Berliner ist mit Spreewasser getauft; der blaue Wasserspiegel dieses Flusses mit seinen launischen Veräftelungen und Schlangenwindungen, seinen lachenden Seen und erlenüberrauschten Buchten ist der köstlichste Schmuck der melancholisch-stillen märkischen Landschaft, er erst leiht ihr Farbe, Charakter und Leben. Die schönsten Jugenderinnerungen sind verknüpft mit diesem Flusse, seinen schilfumsäumten Ufern, seinen sonnenglitzernden Wellen, und was das Kindesgemüth beglückt, dem bewahrt der Mann das dankbarste Empfinden durch's ganze Leben. Neben der breiten Havel mit ihrem königlichen Schmucke stolzer Schwäne, den leuchtenden Schlössern und luftigen Sommersitzen, die sich in ihren Fluthen spiegeln, ist es doch vor allem die Spree,

welche unserer Mark Brandenburg ihr eigenes Gepräge giebt. Was wäre Berlin, was der Berliner ohne seine Spree? Kann man es ihm, der sonst so gern jede sentimentale Regung niederspottet, verübeln, wenn er für seinen Heimathsstrom die zärtlichste Neigung empfindet und überall öffentlich bekennt?

Ist's nicht ein Hochgenuß, auf leichtem Kahn oder schaufelndem Dampfer an einem schönen Sommerabende über die breite, ruhig glänzende Fläche der Spree zwischen Berlin und Köpenick dahin zu fliegen oder mit geschwellten Segeln den herrlichen Müggelsee zu durchschneiden? Wie Wenige aber von all' den ungezählten Tausenden, welche sich alljährlich an dem Anblick der friedlichen Spree und ihrer schlicht-anmuthigen Umgebung ergötzen, ahnen wohl, daß der Fluß der deutschen Reichshauptstadt ein echtes urwüchsiges Gebirgskind ist, mit allen unberechenbaren Launen und Vorzügen, Unarten und Schönheiten? Und doch ist's so. Denn die Spree gleicht einem Januskopfe: rückwärts gewandt, zeigt sie die sonnige Anmuth der Jugend, und vorwärts, den gemessenen Ernst eines seiner Aufgabe sich wohl bewußten Mannes.

Diese sanfte, melancholische Spree ist in der That Anfangs ein Silberbächlein, das mit hellen, fröhlichen Augen dem Gebirge entspringt und nun in ausgelassener Lust und Lebensfreude herniederhüpft, bald zur Rechten, bald zur Linken eine neue Wasserader aufnehmend, über bemooste Granitblöcke, unter Farrenkräutern und nickenden Blumen hinabstrudelt, quirlt und tanzt, lachend den weißbärtigen Tannen und Fichten am Wege die funkelnden Wasserperlen in das runzelige Antlitz schleudernd und ihre ernsthaften Lehren und Rathschläge für die Welt tief unten mit übermüthigem Scherze beantwortend. Auch sonst zeigt die Spree hier noch vollständig den Charakter eines Gebirgsflusses. Zur Zeit der Dürre fast wasserleer, schwillt sie im Frühling, wenn die Sonne droben den Schneemantel der Berge abthaut, überfluthet im wilden Laufe das felsige Thal,

unterwühlt die Berge und reißt gewaltige Sandmassen mit sich fort hinab in das Flachland, um sie dort zum nachhaltigen Schaden der mühsam bestellten Felder und Wiesen wieder abzulagern, ein verhängnißvolles Naturereigniß, das auch zuweilen nach lang anhaltenden Regengüssen im Sommer eintritt.

Die Spree, der bedeutendste Nebenfluß der Havel innerhalb der Mark Brandenburg, entspringt in drei Quellen bei Ebersbach in der sächsischen Oberlausitz, unweit der böhmischen Grenze. Bei Taubenheim vereinigen sich dann diese drei vom Kottmar- und Beerberge niederrauschenden Wildbäche zum geschlossenen Laufe der Spree, welche nun in einer tiefen, von steilen Felswänden eingeschlossenen Schlucht das Granitplateau von Bautzen durchbricht, zahlreiche Mühlen, Hämmer und Pochwerke in Bewegung setzt und nach einem Falle von beinahe tausend Fuß und nach einer Wegstrecke von noch nicht sieben Meilen in die Ebene der Oberlausitz tritt, welche sie bis hinter den historischen Schlachtort Bautzen (nicht weit davon liegt auch das Dorf Hochkirch) durchfließt und nun sich in zwei Arme, die kleine und große Spree, theilt, welche dann bei Hermsdorf und Lieske über die preußische Grenze treten und sich bei Spreewitz wieder vereinen. Bei dem Dorfe Bederwitz (bedrusk), anderthalb Meilen südlich Bautzen, betritt die Spree zuerst wendisches Gebiet, das sie erst wieder zwischen Dorf Burg und der Stadt Lübbenau verläßt. Als ein nicht hoch genug anzuschlagendes Glück für die Reichshauptstadt ist es zu bezeichnen, daß das Flüßchen unterwegs mit knapper Noth der Gefahr entrinnt, den poesievollen Namen eines sehr bedeutenden Nebenflusses, der „Schwarzen Schöps" anzunehmen. Die bedenklichen Folgen für das aufblühende Berlin würden wohl dann kaum zu übersehen sein.

Als die eigentliche Quelle der Spree hat man bis in diese Tage noch den Spreeborn auf dem Kuhzahl bei Gersdorf bezeichnet, zumal dieser Quelle auch ein historisches An-

recht durch ein dort errichtetes Spreebornhäuschen zustand, zu dessen Herstellung Friedrich der Große einst fünfzig Thaler huldvoll beisteuerte. Diesem Spreeborn entspringt der Bach, welcher von Gersdorf aus sich längs der böhmischen Grenze hinschlängelt und hier schon Spree bezeichnet wird. Von ihm führt auch das nächste Dorf seinen Namen Spreedorf. Höher aber, als dieses historische Recht steht doch das Ergebniß wissenschaftlicher Forschung, welche letztere jüngst in dem Rabenbrunnen die eigentliche und erste Quelle unserer schon von Ramler und Schiller besungenen Spree entdeckt und festgestellt hat, indem diese Quelle nicht nur höher, als der Spreeborn gelegen ist, sondern auch einen längeren Lauf und eine größere Wasserfülle zeigt. Der bisherige Nebenbrunnen, also die eigentliche Spreequelle, liegt zwanzig Minuten von Walddorf an dem von Ebersbach nach dem Thurm auf dem Kottmar sich hinziehenden Wirthschaftsstreifen, in einer Höhe von 480 Metern über dem Meeresspiegel und inmitten eines prächtigen Buchenwaldes. Eine reizende Anlage, mit Ruhebänken versehen, schmückt die Spreequelle, welche Anfang Juli 1886 als solche feierlich in Gegenwart von Vertretern einer Reihe von Gebirgsvereinen unter Musik, Gesang und Rede eingeweiht wurde. Den Schluß des schönen Festes bildete der erhebende Weihespruch, welchen der Pastor Claers aus Walddorf der neuen „Spreequelle am Kottmar" segnend mit auf den Weg gab. Derselbe lautete:

„Walle, wogende Welle
Der silbernen Quelle
Der Lausitzer Spree
Zur nordischen See
Durch's einige deutsche,
Durch's freie Land!
Das schütze uns Gott
Mit mächtiger Hand!

Er wolle uns auch in Gnaden schenken,
Daß nicht feindliche Krieger
Im Lande als Sieger
Die stampfenden Rosse
Aus diesen Wassern
Je mögen tränken!
Alldeutschland hoch!"

Von dem Dorfe Spreewitz aus fließt die Spree an Spremberg, dann an Kottbus vorüber, zwischen beiden Fabrikstädten den sogenannten Niederlausitzer Grenzwall durchbrechend, eine drei bis fünf Meilen breite, bis zu fünfhundert Fuß hoch steigende Bodenerhebung, die sich durch den südlichen und südwestlichen Theil der Niederlausitz hinzieht und nach Westen dann in den Fläming übergeht. Mit diesem Durchbruch ist der Mittellauf der Spree zu Ende. Unterhalb Kottbus nimmt die Spree eine westliche Richtung an, theilt sich dann in viele Arme und bildet jetzt den Oberspreewald. Diese mächtige Niederungsfläche des Spreewaldes aber, auf welcher sich die Wassermasse nun vertheilt, bricht zugleich deren wilde, naturwüchsige Kraft, und so verläßt denn auch gezähmt die Spree den gleichnamigen Wald, um ruhig, gemessen und würdevoll, wie es einem märkischen Gewässer geziemt, der Reichshauptstadt sich zuzuwenden.

Oberhalb Lübben vereinigen sich sämmtliche Arme wieder und nehmen eine nordöstliche Richtung an, um sich unterhalb Lübben abermals in ein Gewirr von Wasseradern aufzulösen und hier den Unterspreewald zu bilden, worauf sich bei Schlepzig die Arme wieder vereinen. Bei dem Dorfe Leibsch verläßt dann der Fluß den Unterspreewald und wird von hier an für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Auf ihrem Laufe bis Beeskow durchfließt nun die Spree noch eine Reihe von Seen, deren größter der schöne Schwieloch-See ist, zu dem noch bis vor einigen Jahren von Kottbus aus eine der ältesten Eisenbahnen Deutschlands führte. Seitdem Kottbus jedoch Knotenpunkt verschiedener Bahnen geworden ist, ist auch die ehrwürdige Pferde-

bahn eingegangen. Späterhin mündet der Oder und Spree verbindende, 1668 angelegte Friedrich-Wilhelms-Kanal in die Spree, welche sich nun über Fürstenwalde, durch den Müggel-See, über Köpenick nach Berlin wendet, um endlich bei Spandau in die Havel einzumünden, nach einem Gesammtlauf von 356 Kilometern, wovon 169 Kilometer schiffbar sind, während das ganze Flußgebiet 9470 Quadratkilometer (172 Quadratmeilen) beträgt. Die Zuflüsse der Spree sind:

rechts:	links:
1. Das Löbauer-Wasser.	1. Die Kishowka.
2. Die Schwarze Schöps.	2. Das Neue Fließ.
3. Die Malxe.	3. Das Mühlfließ.
4. Der Landgraben.	4. Die Dober.
5. Das Leuthener Wasser.	5. Die Wudritz.
6. Das Reſſener Fließ.	6. Die Berſte.
7. Das Liebroſer Mühlenfließ.	7. Der Blabbergraben.
8. Das Ölſe Fließ.	8. Die Dahme oder Wendiſche Spree.
9. Das Kersdorf'ſche Fließ.	
10. Das Heinersdorf'ſche Fließ.	
11. Das Rüdesdorfer Kalkfließ.	
12. Das Fredersdorfer Fließ.	
13. Die Stienitz.	
14. Die Wuhle.	
15. Die Panke.	

Bei Berlin bestehen noch mehrere schiffbare Kanäle: der Landwehr-Kanal und der Luisenstädtische-Kanal im Süden der Stadt und der Berlin-Spandauer-Schifffahrts-Kanal (9 Kilometer lang), der unterhalb Berlin die Spree verläßt und bei Saatwinkel in die Havel führt. Die Spree zeigt alle Eigenthümlichkeiten eines Niederungsflusses. Sie theilt und verästelt sich sehr oft; bildet nicht nur zahlreiche, umfangreiche Seen, sondern zeigt auch in ihrer nächsten Nähe eine Fülle solcher; hat flache, oft sandige und waldige, oft wiesenreiche Ufer, selten jedoch abschüssige Thalwände und führt endlich einen außer-
ordentlichen Fischreichthum mit sich.

Wie der echte Berliner nicht ahnt, daß seine so still und sittsam durch die Straßen fließende Spree einst ein ausgelassener, übermüthiger Kobold droben in den Bergen war, so wird es ihm auch schwerlich einfallen, darüber nachzugrübeln, wem Berlin eigentlich die gemessene Ruhe seines Flusses verdankt, die es erst ermöglicht, die Spree für eine Haupt- und Weltstadt dienstbar zu machen, ihr jene Würde zu leihen, welche nun einmal für einen Fluß sich ziemt, in dem sich das altersgraue, mächtige Königschloß der Hohenzollern seit Jahrhunderten stolz spiegelt. Der Spreewald ist's, der, gleichsam als ein Regulator, die von dem Gebirge niederstürzenden Hochwasser in ihrem Laufe aufhält, vertheilt, beruhigt und sie dann in ehrbarer Gelassenheit weiterziehen läßt, nur allzu oft freilich zu seinem eigenen Nachtheil. Denn so segensreich auch für die ergiebige große Wiesenkultur des Spreewaldes sich die alljährlichen Frühjahrsüberschwemmungen erweisen, so verhängnißvoll und schädigend wird doch die Hochfluth für die Ernte des Spreewäldlers, wenn das Frühjahrswasser gar zu lange die weiten Wiesenflächen bedeckt, oder eine sommerliche Ueberschwemmung den frischen Graswuchs verdirbt, das noch nicht eingefahrene Heu verfaulen läßt oder wohl auch fortschwemmt. Lange schon ist man mit dem Gedanken umgegangen, all' diese Bedenken und elementaren Einflüsse auf die Kultur des Spreewaldes zu beseitigen, ohne doch auch dadurch die für Berlin so unentbehrliche Regulirung des Flusses aufzuheben.

Schon vor zwanzig Jahren trat der Geh. Regierungsrath Philippi zu Frankfurt a. O. mit zwei Meliorationsplänen zur Entwässerung des Ober-Spreewaldes hervor, wovon der eine dahin ging, die Spree von Fehrow — unterhalb Kottbus — bis Lübben einzudeichen, der andere, einen Abzugskanal vom Byhlegurer See aus — nördlich von Burg, zwischen den Spreedörfern Byhlegure und Straupitz — nach dem mächtigen Schwieloch-See anzulegen, und so die Hauptfluth vor ihrem

Eintritt in die Niederung des Spreewaldes abzuzweigen. In ähnlicher Weise ist der letzte Plan jüngst wieder in Anregung gebracht worden, zugleich aber auch mit einer diesen Plan erweiternden Idee, nämlich nach Fortfall der Mühlwerke des Mühlendammes in Berlin das daselbst befindliche Wasser-Stauwerk — welches der Oberspree bis Köpenick jene seeartige Breite erst giebt, andererseits aber auch bei eintretendem Hochwasser durch seine unzureichende Einrichtung die gesundheitsschädlichsten Einflüsse auf unsere Hauptstadt ausübt — zu vergrößern, durch Anlegung großer Wasserschleusen, welche künftighin zugleich den Verkehr größerer Schiffe, nach Ausbaggerung des Wasserbettes innerhalb Berlin, zwischen der Oder und Elbe durch die Reichshauptstadt ermöglichen. Wie weit all' diese kühnen Riesenpläne sich verwirklichen werden, ist heute nur noch eine Frage der Zeit, ebenso wie die Anlegung eines neuen, Oder und Spree verbindenden großen Kanals, der mit Umgehung des gefährlichen Müggelsees, von Fürstenberg aus seinen Weg nach dem Seddin-See oberhalb Köpenick nehmen würde. — —

Von allen Städten, welche die Spree auf ihrem Laufe bis Berlin berührt, bildet entschieden Bautzen, das noch bis vor zwanzig Jahren allgemein Budissin — nach der ersten wendischen Niederlassung budyschin — genannt wurde, die Perle, gleich interessant durch ihre Geschichte, den architektonischen Werth und Reiz ihrer Bauten, wie der landschaftlichen Anmuth der Stadt, deren steil über dem rechten Spreeufer sich aufbauende Häuser, hoch überragt von dem festen, alten Schlosse, der deutschen Ortenburg, einen überaus malerischen Anblick gewähren. Als Nachbarstadt des nahen Dorfes Hochkirch, wo am 14. Oktober 1758 die Oesterreicher unter Daun die kleine Armee Friedrich's des Großen so blutig aus dem Morgenschlafe und dem Siegestraume von Zorndorf rüttelten, und der zweitägigen, am 20. und 21. Mai 1813 zwischen der französischen, unter

Napoleon's Leitung kämpfenden Armee und der Armee der Verbündeten, Preußen und Russen, in und um Bautzen wüthenden Schlacht, ist der Name der Hauptstadt des gleichnamigen sächsischen Regierungsbezirks auf's Schmerzlichste mit der Geschichte unseres Vaterlandes verknüpft worden.

Ehemals eine wendische Niederlassung, wurde Bautzen, als Kaiser Heinrich I. 931 die Markgrafschaft Lausitz errichtete, aus einem offenen Flecken zu einer Stadt erhoben. Zur Hebung der jungen Stadt trug besonders der Ruf einer kostbaren Reliquie bei, eines sogenannten Armes des Apostels St. Petrus, der viele Wallfahrer nach Bautzen lockte und den Ort sich verhältnißmäßig rasch entwickeln ließ. Dem heiligen Knochen verdankt denn auch das interessante, 1441—1497 am Markte erbaute gothische Gotteshaus St. Petri seine Entstehung. Das Domstift St. Petri wurde bereits 1213 von dem Bischofe Bruno II. von Meißen begründet und besteht noch heute aus einem Bischof in partibus, einem lutherischen Propst (stets ein Domherr Meißens, da St. Petri ein Kollegiatstift Meißens ist), 10 Domherren und 5 Vikarien. Noch weit älter, wenigstens in ihren Grundanlagen, ist die Ortenburg westlich der Stadt, hart auf steiler Felsenstirn über der Spree. Anschmiegend an diesen markigen Bau finden wir die Ruinen der Nikolaikirche. Ueberaus interessant sind auch die mitten in der Stadt belegenen Ruinen des ehemaligen, 1218 gegründeten Franziskanerklosters und dessen Kirche, welche am 2. Juli 1598 eine verheerende Feuersbrunst in Asche legte. Dieselbe wurde nicht wieder aufgebaut, aber zwischen ihren melancholisch-düsteren Trümmern hat sich eine förmliche kleine Stadt armseliger Menschenkinder festgenistet, wohl an dreißig winzige Häuser, deren hier zwischen ihren Hausthieren stillfriedlich wirkenden Einwohner gläubig versichern, daß ihre Barackenstadt niemals abbrennen könne, da es „heiliger Boden" sei. Daß aber erst eine Feuersbrunst diese heiligen Hallen vernichten mußte, um

ihnen den vom Domkapitel später gewährten Baugrund zu ebnen, daran denken diese Armen nicht.

Der Stolz und die Leuchte der Stadt ist die Ortenburg, ein muthmaßlich um 958 von den Deutschen unter Otto dem Großen gegründetes Felsenschloß, das späterhin gar oft den Königen von Böhmen zur Residenz diente, verschiedene Male durch Brände geschädigt und durch feindliche Verwüstungen verheert wurde und heute den Sitz der Behörden bildet. Seine jetzige Gestalt empfing das Schloß 1649, nachdem die hier hausenden Schweden dasselbe zehn Jahre früher in Brand gesteckt hatten.

Ueber dem Thorthurme, durch welchen man in das Innere des eigentlichen, weitläufigen Schlosses gelangt, prangt das Steinbild des Königs Matthias I. Corvinus von Ungarn, das einzige authentische Abbild dieses Fürsten, der eine Zeit lang über die Lausitz herrschte. Matthias sitzt auf dem Thron, ihm zu Füßen liegt ein Löwe, zwei schwebende Engel halten eine Krone über ihn, während ringsum die Wappen seiner Länder: Ungarn, Kroatien, Dalmatien, Mähren, Schlesien, Lausitz u. s. w. angebracht sind. Die darunter befindliche Jahreszahl lautet: MCCCCLXXXVI. Zeigt auch der architektonische Beirath wenig Erfreuliches, so ist dafür die Porträtstatue des Königs um so besser ausgeführt, welche der Landvogt Georg von Stein anfertigen ließ und drei Mal nach Ofen sandte, bis endlich König Matthias erklärte, er sei mit der Aehnlichkeit zufrieden. Als nach dem Tode des Königs die Herrschaft über die Lausitz an König Wladislaw überging, ward der bisherige Landvogt von Stein abgesetzt. Bei seinem Scheiden aus der Ortenburg stellte er sich noch einmal am Thorthurm vor das Bildniß seines einstigen Herrschers und rief aus: „Homo proponit, Deus disponit, diabolus permerdat. Cui ergo te extruxi?“ —

Nach dem 30jährigen Kriege, als die Lausitz an Kursachsen gekommen war, ward die ehrwürdige Ortenburg unter dem Kurfürsten Johann Georg I. im Jahre 1648 wieder neu

hergestellt. Aus dieser Zeit stammt auch die kostbare Decke in dem ehemaligen Audienzsaale, die in neun Feldern, einem achteckigen Mittelfeld inmitten von acht sich um dieses gruppirenden Seitenfeldern, in mehr als hundert überlebensgroßen plastisch hervortretenden Gestalten voll packendem Realismus und historischer Treue der betreffenden Epochen die Geschichte der Lausitz darstellt, von Wittekind an bis zu der Belehnung Sachsens mit der Markgrafenschaft. Obgleich in einer Periode entstanden, wo Allegorie und Symbolik die höchsten Triumphe feierten, bildet doch gerade diese kunstvolle Decke eine so überaus überraschende und merkwürdige Ausnahme, daß eigentlich nur das reiche Füllwerk zwischen den einzelnen Feldern den Einfluß jener in allen bildenden Künsten sich sonst so üppig gebenden Renaissance verräth, während die historischen Scenen in ihren Einzelheiten ein für den damaligen Zeitgeschmack bewundernswerthes Streben nach Treue und Echtheit in den Trachten wie den geschilderten Charakteren bekunden. Ehemals war die Decke in vollste Farbenpracht getaucht. Als jedoch nach der unglücklichen Schlacht bei Bautzen der Audienzsaal zum Lazareth umgewandelt wurde, begannen die Farben an der Decke allmählich in Folge der Ausdünstungen und der gesteigerten Wärme zu verblassen, so daß man später die Figuren sämmtlich weiß übertünchte, ein Kunstverbrechen, in dem besonders das vorige Jahrhundert in seiner nüchternen Verständigkeit ungemein viel in unseren Kirchen und Schlössern geleistet hat.

Auch das schöne, schlankgethürmte Rathhaus am Marktplatze spielt in der Geschichte Bautzens eine nicht unbedeutsame Rolle. In seinem Inneren hängen die Bildnisse der Bürgermeister, welche seit vier Jahrhunderten die Zügel der Stadtregierung in ihren Händen hielten. Nicht immer von Glück gekrönt, nicht immer mit Dank belohnt. Im Anfang des 15. Jahrhunderts war's, man schrieb damals 1405, als sich alle Zünfte der Stadt, die Fleischer nur ausgenommen, wegen der

Braugerechtsame gegen den Rath empörten. Man kündigte nicht nur den Gehorsam, man schritt auch zur Gewalt. Der bisherige Rath ward fortgejagt, ein neuer gewählt. Als dies geschehen, beschoß man die Ortenburg, worin zur Zeit des Landvogts Sohn wohnte. Nun hatte man die Macht in den Händen. Drei Jahre lang. Da kam 1408 der König Wenzel von Böhmen, den die Geschichte, mit Recht oder Unrecht, den Faulen getauft hat. Diesmal aber sollte er sich nicht träge erweisen. Oben auf dem Rathhaus ward strenges Gericht gehalten.

„Hier sitze ich als der rechte Bürgermeister," sprach er, „wer etwas zu klagen hat, der thue es!" Da kamen die vom alten Rath und trugen ihre bittere Beschwerde vor. Und der König entschied, ohne die andere Partei, den neuen Rath, gehört zu haben. Es bedurfte ja nicht erst der Gegenrede. Markt und Straßen predigten genügsam den Aufruhr. Der neue Rath wurde, wie der Chronist vermeldet, „ohne verstattete Defension auf dem Markte dekolliret". König Wenzel schaute aus dem Rathhausfenster dem furchtbaren Schauspiele zu, wie ein Kopf nach dem anderen der Rädelsführer in den Sand niederkollerte. Als das Schwert des Nachrichters soeben das vierzehnte Haupt vom Rumpfe getrennt hatte, warf sich die Königin Sophie, auf's Tiefste erschüttert von dem Wehklagen und dem Jammergeschrei der Frauen Bautzens, zu den Füßen ihres strengen Gemahls und erwirkte so die Begnadigung für die noch übrig gebliebenen Verurtheilten. Die Fleischer aber, die dem alten Rath treu geblieben, erhielten als ehrende Auszeichnung eine neue Fahne, welche den Anfangsbuchstaben des königlichen Namens (W) trug.

Oftmals ist Bautzen von furchtbaren Feuersbränden heimgesucht worden. Der größte Brand war im Jahre 1534, nach welchem die Stadt fast ganz neu wieder aufgebaut werden mußte, aus welchem Grunde sie auch heute meist das Gepräge

des 17. Jahrhunderts trägt. Noch heute erzählen die Bautzener von jenem Schreckenstage. Es war am 30. April. In der Stadt lagen die Kaiserlichen unter Oberst von der Goltz, als vor derselben Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg mit den sächsischen Truppen erschien und zur Uebergabe aufforderte. „Da," so berichtet der Chronist Benedikt Carpzow „befahl der darinnen kommandirende kaiserliche Oberst Goltz in Teufels Namen Lärmen zu schlagen, es geschahe auch ein Losungsschuß aus einem Feldstücke auf dem Markte und augenblicklich sah man anfänglich die Vorstadt, bald auch die innere Stadt in Flammen stehen. Es war nämlich jeder Soldat beordert, sein eigen Quartier anzustecken, dahero denn an etlichen hundert Orten das Feuer auf einmal angegangen, und die geringste Rettung nicht übrig blieben. Ja, man hatte drei Stunden vor dem Brande mit Gewalt den Leuten alle Holzäxte und andere Feuerinstrumente weggenommen, auch nach vieler Zeugen Aussage die Soldaten mit Fackeln, Pechkränzen und Feuertöpfen durch die Häuser laufen sehen. Weil nun die Thore geschlossen waren, ist das Elend der armen Menschen unbeschreiblich gewesen. Die Domkirche brannte von oben herunter, und weil viel Volks sich dahin salviret hatte, so lagen in manchem Stuhle fünf bis sechs Personen ganz gebraten. Die Leute liefen vor großer Angst fast wüthend in der Stadt herum, theils stürzten sie über die Mauern ihrer Noth zu entkommen, theils sprangen sie in die Wasserkästen, die meisten aber fielen auf den Gassen um und erstickten vor Dampfe. Gestalt über 700 Personen, die man nur gewußt, in Rauch und Feuer jämmerlich verdorben, überdies auch eine unzählige Menge Vieh und Getreide, nebst 16,000 Scheffel Mehl verbrannt. Ein ansehnlicher Rathsmann nahm seine Zuflucht mit Weib, Kinder und Gesinde in ein Gewölbe, welches ihm dergestalt zum heißen Begräbniß wurde, daß man sieben zusammengebackene Körper in einen Sarg legen und begraben mußte. Gott lasse keinen," so

schießt Carpzow seine Schilderung, welche auch noch der Uebergabe der unglücklichen Stadt an die sächsischen Truppen gedenkt, „von denen jetzigen und künftigen Einwohnern dergleichen Unglück sehen, als ihre Vorfahren ausgestanden haben, sondern vielmehr einen jeglichen unter seinem Weinstock und Feigenbaum ein geruhiges und stilles Leben führen.“ —

Vergebens wird man zwar auch heute noch nach dem Feigenbaum vor der Thür eines jeden Bautzeners ausblicken, dafür aber hat sich die schöne Stadt selbst zu einer Blüthe emporgeschwungen, eine Wohlfahrt und Industrie ist in ihre Mauern eingezogen, von denen sich sicherlich frühere Jahrhunderte nichts träumen ließen. Dies alles verdankt Bautzen besonders seiner überaus günstigen Grenzlage zwischen den südlich belegenen industriellen Gebirgsdörfern und dem nördlich weit ausbreitenden, Ackerbau treibenden Flachlande, deren beiderseitige Erzeugnisse hier in Bautzen ihren Markt und ihre Abnehmer finden. —

Eine Stunde nördlich des Dorfes Spreewitz, wo die beiden Spreearme sich wieder vereinigen, liegt auf einer Insel der Spree die Stadt Spremberg, von ziemlich steilen Thalwänden begrenzt, welche besonders nach Osten hin eine ansehnliche Höhe erreichen. Spremberg, ein rühriger Fabrikort, hat erst seit dem großen Brande von 1705 sein heutiges städtisches Aussehen empfangen, während die Stadt vorher stets nur als ein „schlechter Ort“ geschildert wird. Obwohl eine deutsche Stadt, findet doch noch für die ringsum auf dem Lande sitzenden Wenden in seiner wendischen Landeskirche allsonntäglich Gottesdienst in serbischer Sprache statt.

Dasselbe ist in der großen Industriestadt Kottbus der Fall, welche die Spree als nächste Stadt hinter Spremberg berührt. Die Tuchfabrikation von Kottbus, seine vorzüglichen Baumkuchen, wie wendischen Ammen, der bedeutende Karpfenmarkt, dies alles hat der außerordentlich aufblühenden und sich jährlich erweiternden Stadt einen weit über die Grenzen ihrer

Provinz reichenden vortheilhaften Ruf bereits eingebracht. Die Geschichte von Kottbus, das wahrscheinlich von Kaiser Heinrich I. zum Andenken seines über die Slavenstämme errungenen Sieges 930 angelegt worden ist, bietet eine Fülle wechselvoller Bilder und Ereignisse, deren Wiedergabe hier zu weit führen würde. Urkundlich erwähnt wird eigentlich erst der Ort im Jahre 1126, wo die Bewohner der Stadt den damals vielgeltenden Ehrentitel „Bürger deutscher Nation" empfingen. Gut deutsch ist Kottbus seitdem immer geblieben, wie es sich ebenso stets eine der ansehnlichsten Stellungen in der Provinz gewahrt hat.

Außer dem ehemaligen, auf einem Hügel unweit des linken Spreeufers gelegenen Schlosse sind an öffentlichen Gebäuden noch besonders die Oberkirche St. Gertrud und die Klosterkirche hervorzuheben. Wann die erstere, ein interessanter, halb gothisch, halb romanischer Bau, gegründet worden ist, ist nicht bekannt. Sie brannte 1468 fast ganz ab und wurde nach der gänzlichen Einäscherung der Stadt 1660 — wo sämmtliche Gebäude bis auf neun in Schutthaufen verwandelt wurden — bis zum Jahre 1662 wieder neu hergestellt. Auch die Entstehung der Klosterkirche, wohl auch wendische Kirche genannt, da hier der Gottesdienst für die zahlreichen umwohnenden Wenden abgehalten wird, kann nicht genau angegeben werden. Man darf aber wohl annehmen, daß sie gleichzeitig mit dem von Richard, Herrn von Kottbus, im Anfange des 14. Jahrhunderts errichteten Franziskanerkloster entstanden ist. Der jetzige Bau stammt in der Hauptsache aus dem Jahre 1517.

Die Innenstadt von Kottbus ruft weniger einen erfreulichen Eindruck hervor. Die engen, schlechtgepflasterten Straßen mit ihrem geschäftigen Treiben und den stark hervortretenden Fabrikelementen, die einen verhältnißmäßig großen Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen, dies und noch manches andere läßt nicht recht ein schmuckes, herzerfreuendes Stadtbild auf-

kommen. Um so anmuthiger sind dafür die Parthien längs der grünen Spreeufer und die an Stelle der ehemaligen Befestigungsanlagen entstandenen Promenaden außerhalb eines Theils der Ringmauer. Letztere, mit ihren eingebauten Hüttchen, Erkern, Thürmen, Lauben und luftigen Sitzen, überrankt und im Grunde des einstigen Wallgrabens von sommerlang blühenden Blumen- und Gemüsegärten umzirkt, bildet ein charakteristisches Relief zu dem schönen Wege auf dem Ringwall. Es ist ein eigener Genuß, im Mai und Juni hier unter den kerzenstrahlenden Kastanien und duftenden Linden einherzuwandeln, während aus den Wipfeln über uns, den Gärten im Grunde und hinter der ehrwürdigen Ringmauer der Gesang einer übermüthigen Vogelwelt zwitschernd und jubelnd erschallt.

Wer Kottbus von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen will, der besuche es an einem Sonntage oder Donnerstage, dem Hauptmarkttage der Stadt. Denn der Markt von Kottbus hat von altersher eine Berühmtheit besessen, und nicht nur für die wendischen Dörfer der Umgebung, für deren Bewohner überhaupt der bedeutende Ort nur schlankweg die „Stadt" heißt. An solch' einem Tage hat Kottbus völlig aufgehört, eine deutsche Stadt zu sein, so kräftig und energisch macht sich dann hier auf allen Straßen und Märkten das slavische Element bemerkbar. Die wendische Zunge hat dann die Herrschaft im öffentlichen Leben für ein paar Tagesstunden übernommen, und eine bunte Farbenpracht entwickeln die malerisch gekleideten wendischen Dirnen, die an der Oberkirche und wendischen Kirche, längs der Häuserzeilen, ihre Landesprodukte feilhalten oder mit dem baumwollenen Schirm unter dem Arm, dem treuesten Begleiter einer jeden Wendin, durch die Straßen schreiten, die ausgelegten Waaren in den Schaufenstern kauflustig und prüfend betrachten und die Läden der schlau auf ihre Putzsucht spekulirenden Krämer in dichten Schaaren füllen.

Das wimmelt dann in allen wendischen Dialekten und fröhlichen Farben durcheinander, bis am Abend die Leiterwagen wieder aus der Stadt rollen, und was nicht darauf Platz genommen hat, plaudernd und singend heimzieht, die Mädchen Arm in Arm, während die Burschen, erhitzt vom üppigen Genusse des Branntweins, schwankend und tobend hinterdrein taumeln. Denn der „Palenz", Branntwein, spielt seit langen Zeiten unter den Wenden der Lausitz eine ebenso gewichtige, als verderbnißbringende Rolle, trotz des wendischen Sprichworts: „palenc je walenc" = „Der Branntwein ist ein Umwerfer".

Erst wenn die letzte Schenke von den lauten wendischen Gästen verlassen worden ist, Straßen und Märkte ihr altes Gepräge zeigen, dann hat das Wendenthum dem durchaus deutschen Charakter der Stadt wieder Platz gemacht. Nur hier und dort huscht dann zuweilen noch eine wendisch gekleidete Dienstmagd über die still gewordene Straße. — —

Oberhalb dem größten Spreewalddorfe Burg tritt die Spree in den Spreewald ein, der ehemals bis an die Feldmarken von Kottbus reichte, um nun erst den Oberspreewald bis Lübbenau und dann den Unterspreewald bis zum Dorfe Leibsch in zahllosen Wasserarmen zu durchfließen*). Nach mancherlei Irrfahrten erreicht sie endlich das mächtige Becken des breiten, fischreichen Schwieloch-Sees, um dann jenseits ihren Weg in östlicher Richtung fortzusetzen. Vom Schwieloch-See bis zu dem Punkte, wo sich der Friedrich-Wilhelms-Kanal anschließt, reihen sich längs der Spree eine reiche Fülle landschaftlicher Schönheiten, welche eine Fahrt entlang dieser grünen Ufer zu einem Genusse stiller und ganz eigener Art machen.

Der Friedrich-Wilhelms-Kanal beginnt im Wergen-See bei Neuhaus und verbindet durch Vermittlung von neun Schleusen die Spree mit der Oder bei Brieskow, oberhalb Frankfurt.

*) Vergleiche das Kapitel: „Der Spreewald".

Obwohl durch Regulirung der Oder die jetzt daselbst in Dienst gestellten erheblich größeren Fahrzeuge nicht mehr den schmalen Kanal, noch weniger aber die fort und fort sich wiederholenden Krümmungen der Spree durchfahren können, so bildet der Friedrich-Wilhelms-Kanal durch seine Verbindung mit Schlesien doch immer noch ein bemerkenswerthes Glied in dem großen Netze der Verkehrswege, das über die preußische Monarchie gewoben ist. Nicht ganz drei Meilen lang, hat seine Herstellung, Dank der thatkräftigen Regierung des großen Kurfürsten, doch sieben Jahre schwerer Arbeit erfordert. 1668 war alles vollendet. Der Kurfürst mit seiner ganzen Familie, sowie einem auserlesenen Hofstaate kam von Berlin nach Müllrose, um sich das gewaltige Werk anzusehen. Unten in der Tiefe des Kanals war eine prächtige Tafel gedeckt, an welcher sich der gesammte Hofstaat zum Festmahl niederließ. Als man dann die Tiefe verlassen, wurden die Schleusen emporgezogen, und von allen Seiten strömte nun das Wasser in das neue Bett. Am 27. Februar 1660 fuhr das erste Schiff von Breslau ab, passirte am 8. März Müllrose, um am 12. März in Berlin zu landen. Von Stund' an nahm der Handel zwischen Schlesien und der Mark einen noch erhöhteren Aufschwung. Zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens des Friedrich-Wilhelms-Kanals ist dann im Jahre 1868 an der Schleuse bei Weißenberg ein schöner Denkstein zur Erinnerung errichtet worden.

Gleich nach Einmündung des Kanals in die Spree nimmt der Lauf der letzteren jetzt eine nordwestliche Richtung an, um an den Rauen'schen Bergen vorbei nach drei Meilen die alte Bischofsstadt Fürstenwalde*) zu erreichen. Eine gute Meile hinter Fürstenwalde wendet sich die Spree im scharfen Knick wieder nach Süden, um dann nordwestlich dem mächtigen

*) Vergleiche die Kapitel: „Auf den Rauen'schen Bergen" und „Fürstenwalde". (Märk. Streifzüge II.)

Müggelsee zuzufließen, als dessen östliche Eingangspforte sich Rahnsdorf, ein echtes märkisches Fischerdorf, untermengt mit luftigen Villen Berliner Sommerfrischler, zwischen Schilf, Dünen, Erlengebüsch und flüsternden Pappeln mit seinen rothen Ziegeldächern, den Kahnflottillen und Fischkästen in den malerischen Uferbuchten ausbreitet.

Wie Friedrichshagen mit dem Müggelschlößchen die westliche, so bildet Rahnsdorf die östliche Eingangspforte zu dem herrlichen Müggelsee. Rahnsdorf selbst hat keine Geschichte. Was sommerlang an ozonbedürftigen Städtern hier kommt und geht, bringt allein flüchtiges Leben in diese dörfliche Idylle. Sonst ist's wie überall in den einsamen märkischen Dörfern: Taufe, Hochzeit und Begräbniß bilden Marksteine in der Geschichte des Ortes und seiner Bewohner. Aber gut weilen läßt's sich doch in Rahnsdorf. Besonders an einem klaren, windstillen Sommerabend.

Schiffe kommen und gehen in der Ferne, die, vom Himmel glänzend überblaut, sich sehnsuchtsverlockend vor uns erschließt, während die kosenden Schaumwellen des weiten Müggelsees mit den blanken Kieselsteinen am Ufer spielen, immer neue Grüße und Lieder uns entgegenrauschend.

Von Rahnsdorf aus durchfließt die Spree wie ein blaues Band den Müggelsee, zur Linken den Gruß der ernst herniederblickenden Müggelsberge*) empfangend, während zur Rechten hinter den gelbschimmernden Dünen sich die hübschen Sommersitze der mit jedem Jahre stattlicher emporblühenden Kolonie Friedrichshagen aufbauen. Zwischen dem Müggelschlößchen und der Fähre von Friedrichshagen verläßt die Spree den Müggelsee, der sich immer mehr zu einem Gala-Kampfplatz unserer Berliner Segelklubs herausgebildet hat, wieder, um

*) Vergleiche das Kapitel: „Die Müggelsberge" (Märk. Streifzüge I.)

sich nun an Stadt und Schloß Köpenick*) vorbei, wo sich die Dahme als größter Nebenfluß mit ihr verbindet, nach der deutschen Reichshauptstadt zu wenden.

Die Strecke von Köpenick bis zur Schwelle Berlins hat bei allen Berlinern längst den Namen Oberspree empfangen. Ihre anmuthigen, grünen Gelände mit den zahlreichen Sommergärten, Bier- und Tanzhallen sind vom Frühling bis zum Herbst allsonntäglich ein Eldorado breiter Volksschichten Berlins, die sich beim Kaffekochen, Angeln, Kegeln, Biertrinken und ausgelassenen fröhlichen Spielen in den nahen Kiefernwaldungen für ein paar Stunden gern über den Ernst und die Sorge des Lebens hinwegtäuschen. Und während so längs der freundlichen, schilfumsäumten Ufer Spiel, Tanz und Frohsinn Festtag feiern, entfaltet sich auf den blauen Wellen des buchtenreichen Flusses ein vielleicht noch farbenreicheres, Aug' und Ohr gleichmäßig angenehm beschäftigendes Bild. Gondeln und Kähne mit heiteren, geputzten Menschenkindern tummeln sich zwischen Fischerjollen, den flinken Booten der Rudervereine, läutenden Dampfern und still mit geblähten Segeln einherziehenden Lastkähnen. Das ist ein Grüßen und Nicken, ein Singen und Lachen, als hätte das Glück sich dauernd auf dieser Erde sein Heim erkoren. Zwischen den Tavernen, Fabriken, Villen, Bleichen und Seglerhütten blühen in den Gärten bunte Blumen aller Art, Laubholz und Nadelwald wechseln mit ihrem Grün; Himmel und Wasser, verschmolzen zur schillernden Azurbläue, und der Sonne goldener Schein, wohin das Menschenauge schweift. Dann ist's ein Hochgenuß, auf einem Dampfer diese Ufer entlang stromabwärts der immer deutlicher aus dem Abenddunste heraufsteigenden jungen Weltstadt entgegen zu schwimmen.

---

*) Vergleiche das Kapitel: „Schloß Köpenick". (Märk. Streif-

Bald hinter dem uralten Fischerdorfe Stralau, dessen idyllisch zwischen hochwipfligen Bäumen, Gräbern und blinkenden Wellen eingebettetes Kirchlein mit hohem Spitzthurm einen so eminent malerischen Reiz dieser flachen Flußlandschaft leiht und auf deren anstoßender Kirchwiese alljährlich am 24. August das letzte Berliner Volksfest einen Hexensabbath aufführt — ändert sich schon merklich das Bild unserer Wasserstraße. Wohl begleitet uns noch zur Linken ein gut' Stück der schöne Treptower Park, aber gegenüber beginnt bereits die Nähe der Hauptstadt sich bemerkbar zu machen. Der Wald hat längst aufgehört. Hinter der kühn sich über den breiten Fluß schwingenden eisernen Brücke der Verbindungsbahn, reihen sich Schwimmanstalten, Holzplätze, Fabriken aneinander, ein Bild, daß sich dann uns auch links bald bietet. Gasanstalten, Baracken, Kalköfen, Schiffswerfte, Miethshäuser und Gärten drängen sich aneinander, eine monumentale Brücke löst die andere ab, jetzt windet sich aus dem Häusergewirr zur Rechten auf hohen, rothleuchtenden Ziegelsteinbögen die Stadtbahn hervor, um für ein Stück Weg unsere Begleiterin zu sein, dann halten wir jenseits der stolzen Jannowitzbrücke an der Dampferstation. Vor uns baut sich das alte Berlin, überragt von zahlreichen Kuppeln und Thürmen, auf, einst ein mitten zwischen Sumpf und Weidengebüsch armseliges, unbekanntes Fischerdorf, heute eine Welt- und Kaiserstadt.

Dort drüben die Uferstraße, über welche der schlanke Spitzthurm der Kirche St. Petri schaut, dem Schutzheiligen der Fischer einst geweiht, da liegt die Fischerbrücke, wohl die älteste Straßenanlage Berlins, in dem noch heute das Fischereigewerk zu Hause ist. Gegenüber, wo neben den Doppelthürmen von St. Nikolai der mächtige rothe Koloß des Rathhausthurmes sein Haupt erhebt, da wuchs einst das Schifferdorf Berlin empor, das mit dem auf einer Insel liegenden Fischerdorfe Kölln erst durch eine Furt, dann durch eine Brücke verbunden war.

Diese Brücke aber, auf welcher sich späterhin hinter monumentalen Säulengängen schmale, vogelnestartige Häuschen seltsamster Art festklebten und in deren unteren Räumen dunkle Ladenhöhlen sich erschlossen, war der Mühlendamm, die erste Brückenanlage, welche neben den Mühlen und den hier angebrachten Stauvorrichtungen zwischen den beiden Ortschaften entstand. Dieser alte Mühlendamm, seit langen Jahren der konservativste Schandfleck der Hauptstadt Preußens, geht jetzt seinem lang ersehnten Ende entgegen. In absehbarer Zeit wird er in verjüngter Gestalt, vergrößert und verschönt, als eine Zierde unserer Stadt Zeugniß ablegen von dem herrlichen Emporblühen der neuen deutschen Reichshauptstadt.

II.

Zwischen Berlin und Moabit.

Sobald die Spree dem Zwangsdienste, welchen ihr die königlichen Mühlen nordwestlich des Mühlendammes auferlegten, entflohen ist, tritt sie eigentlich erst in das Innere Berlins, in die deutsche Reichshauptstadt ein. Gleich die erste Brücke, durch deren wappengeschmückten Bogenpfeiler sie ihre sanften Wellen dahinströmt, bietet ihr einen königlichen Gruß des Willkommens in der alten Hauptstadt Brandenburgs. Denn der da oben auf stattlichem Schlachtrosse majestätisch im vollen Waffenschmucke eines Cäsaren thront, ist kein Geringerer, als der Große Kurfürst. Dieses Kolossalstandbild auf hohem, von vier gefesselten Gestalten umgebenen Piedestal, ist von einer so wuchtigen Kraft und stolzen Schönheit, daß es wohl noch immer unbestritten als das meisterhafteste Standbild

Berlins gelten darf, dessen packendem Eindruck sich Niemand entziehen kann. 1692 ward die Lange-Brücke, noch häufiger Kurfürstenbrücke genannt, erbaut; am 12. Juli 1703 ward das herrliche Denkmal droben feierlich enthüllt. Der berühmte Erzgießer Jacobi hatte es gegossen, Andreas Schlüter es entworfen und modellirt und sich selbst damit, er, der Verbannte und mit Undank Belohnte, ein dauerndes Denkmal gesetzt. Der Große Kurfürst, als Sieger von Warschau und Fehrbellin, auf der Langen Brücke, den Blick kühn hinüber zum altersgrauen Schlosse gewandt, ist ein Stück alten Berlins, das alle Neuerungen der aufstrebenden Weltstadt noch lange überdauern wird, ein charakteristisches Bild, so eng verwachsen für jeden Berliner mit dem seiner Heimath, auf's innigste mit dem Sagenschatze des Berliner Volks vermählt.

Alljährlich zur Jahreswende gewinnt die alte Sage hier wieder Fleisch und Blut. — Verlassen liegen die Straßen und Plätze Berlins. Das ruhige, heiter-geschäftige Treiben zu den Füßen des Gewaltigen droben auf der Brücke ist verstummt. Im frohen Kreise will heute Jeder das neue Jahr empfangen. Die langen, hellerleuchteten Fensterreihen des mächtig hingelagerten Königsschlosses werfen ihren Lichtschimmer nieder auf die dunkeln, leise vorüberfließenden Fluthen der Spree. Sternenklar ist die Nacht, still, als hielte sie den Athem an, das Herannahen des neuen Jahres zu begrüßen. Und nun ist's da! Ein Summen und Läuten zieht durch die Welt, von allen Thürmen künden die Glocken die Mitternachtsstunde, feierlich, gemessen, in langhallenden, dumpfen Tönen. Das neue Jahr hält seinen Einzug. Und jetzt steigt der Große Kurfürst vom Postament herab, während die gefesselten Sklaven in staunender Ehrfurcht sich vor dem Mächtigen beugen. In voller Cäsarenrüstung reitet er durch die Straßen Berlins, durch seine einstige Hauptstadt. So hat er's in jeder Neujahrsnacht gehalten, bis die Stunde um war. Mit stummer Be-

wunderung zieht er von Straße zu Straße. Unter den Linden macht er noch einmal Halt. Sinnend gleitet sein dankbarer Blick zu einem stillen Eckfenster eines Palastes, von dessem Dache eine Flagge im Nachtwinde weht — dann neigt er tief das Haupt. Noch einen lächelnden Gruß zum „alten Fritz" hinauf und er kehrt zurück. Von den Thürmen der nahen St. Nikolaikirche dröhnt es die erste Stunde des neuen Jahres. In Erz gegossen, stumm und mächtig, steht der Gewaltige wieder droben auf dem Postament.

Während diesseits der Langen Brücke zur Linken sich die umfangreichen Gebäude des Königlichen Marstalls ausdehnen, zeigt sich jenseits der belebtesten Verkehrsader zwischen Alt-Berlin und Kölln der majestätische Kolossalbau des Königlichen Schlosses, das gerade hier nach der Wasserseite hin in seinen wechselnden Bauepochen und Stylarten die wachsende Bedeutung Kurbrandenburgs wiederspiegelt. Seit der ersten Schloßanlage hier sind nun fast vier und ein halbes Jahrhundert über diese althistorische Stätte gerauscht. Was damals die freie Hansastadt Berlin bald ein halbes Jahrhundert lang noch als einen brennenden Schimpf, eine tiefe Schmach empfand, das sollte der Ausgangspunkt einer glänzenden, nie geahnten Größe einst noch werden. Als die ersten Hohenzollern mit ihrem Eisenhandschuh an die Thore Berlins klopften, kostete es manch' hartes Wort, manch' blutigen Schwertstreich, ehe sich dieselben ihnen aufthaten. Die alten Rathsmannen dachten anders noch, als unsere Stadtväter von heute. Denn als die Letzteren sich anschickten, ein neues Rathhaus aufzubauen, da wußten sie ganz genau, wem allein Berlin sein wunderbares Emporblühen in seinem Ursprunge verdanke, und sie stellten in dankbarer Huldigung zu beiden Seiten der Eingangspforte des stattlichen Neubaues die Erzstandbilder der beiden Hohenzollern hin, zwischen deren Regierungszeiten sich die ganze

gewaltige Geschichte des Landes abspielt: Friedrich I. und Wilhelm I., ein erster Kurfürst und ein erster Kaiser.

Während der unglückseligen Regierungszeit der bayerischen Fürsten und der durch das Auftreten des falschen Waldemar verursachten heillosen Wirren, hatte Berlin zwar durch den Erwerb bedeutender Landstrecken und der Rechte einer fürstlichen Obrigkeit sich zur ungeheuren Macht empor geschwungen, aber die Ordnung im eigenen Lande selbst wieder herzustellen, der allmählichen Zerrüttung aller sozialen Verhältnisse, den Uebergriffen eines beutegierigen und fehdelustigen Raubritterthums Einhalt zu gebieten — das vermochte das stolze, selbstbewußte Berlin doch nicht. Den trostlosen Zuständen ein Ende zu machen entsandte Kaiser Sigismund, dem nach Jobst's Tode die Mark zugefallen war, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg in die Mark. Zuerst nur zur Verwaltung überwiesen, ward sie ihm schließlich zum erblichen Besitz überlassen. Wohl gelang es dem ersten Hohenzollern das freche Raubritterthum zu beseitigen, indem er einen adeligen Gesellen nach dem andern aufknüpfen ließ, den Trotz der Städte aber zu brechen, vermochte dieser Fürst doch nicht. Das sollte erst seinem Nachfolger beschieden sein, den seine Zeitgenossen nicht umsonst mit bewundernder Furcht „Friedrich den Eisernen" getauft haben. Ein Zerwürfniß der Bürgerschaft mit dem aristokratischen Rath benutzend, erschien er plötzlich, von der ersteren gerufen, in der Stadt, jagte den alten Rath fort und setzte einen neuen ein, machte, ferneren Uebergriffen vorbeugend, künftighin die Wahl neuer Rathsmitglieder von seiner Einwilligung abhängig und verbot außerdem noch fortan jedes Bündniß der Städte innerhalb und außerhalb des Landes. Dies alles geschah 1442. Zuerst als Retter von der Bürgerschaft begrüßt, wandelte sich das Gefühl Angesichts der so tief einschneidenden Neuerungen bald in Wiederspruch und endlich in eine offene Fehde, in welcher dann Berlin, von den übrigen Städten verlassen, 1448 besiegt wurde. Eine harte Strafe

harrte der allzu kecken Aufrührer. Die Stadt büßte ihre Mühlen, ihren Zoll und die Niederlage ein, die Haupträdelsführer wurden ihrer Besitzthümer für verlustig erklärt und des Landes verwiesen.

Den Nacken der bisher so stolzen Stadt aber noch tiefer zu beugen, beschloß Friedrich der Eiserne ein Zwinguri, eine feste Burg sich mitten in der Stadt aufzubauen, hart am Ufer der hier Kölln und Berlin scheidenden Spree. Und so geschah es. Am 31. Juli 1443 fand die Grundsteinlegung statt. Der Platz zu der geplanten Burg war meisterhaft gewählt. Auf der nördlichen Hälfte der Insel Kölln gelegen, an zwei Seiten durch Sumpf und Wasser geschützt, vermochte man aus dieser nur schwer angreifbaren Stellung beide Städte zugleich mit Wurf- und Feuergeschütz zu beherrschen und den Flußübergang an der Langen Brücke zu jeder Zeit aufzuheben. Die Ringmauer Köllns, welche damals quer über den Schloßplatz lief, ungefähr von den ehemaligen Werder'schen Mühlen bis zu dem jetzigen Schloßgärtchen an der Spree, ward bis auf zwei Eckthürme niedergerissen, der Stadtgraben in einen Burggraben umgewandelt. Dahinter erhob sich die erste Burg der Hohenzollern in Berlin, welche bisher nur einen Hof in der Klosterstraße zum Absteigequartier besessen hatten, ein durchaus unbeschütztes Besitzthum, dessen Besuch ihnen jederzeit seitens Berlin-Kölln durch Schließung der Stadtthore verwehrt werden konnte.

Der seitdem längst zugeschüttete, alte Stadtgraben gab also damals die erste Fluchtlinie des neuen Baues ab, welche dann auch bei den späteren Umbauten festgehalten worden ist. Die Ungunst des sumpfigen Baubodens, der fort und fort frisch emporlodernde Aufruhr der Bürgerschaften beider Städte, ließen die Vollendung der Burg weiter hinausschieben. Als Baumeister wird Meister Conrad, der Zimmermann, genannt. Die erste Burg war ein mit vorspringenden Thürmen befestigter

Backsteinbau, unten massiv, oben aus Fachwerk mit Schiefer gedeckt. Außer den Wohn- und Wirthschaftsräumen, dem Marstall und Zeughause umschloß die Burganlage noch eine Kapelle und ein „richthuß". Die Ostseite der Burg war nach Berlin, die Südseite nach Kölln gerichtet. Zwei Zugbrücken führten über den ringsum laufenden Graben, ein mit Feuergeschützen bewehrter Thurm lieh dem Hohenzollernsitze noch kräftigen Schutz.

Zwei Jahre nach der Vollendung des Baues — er währte sieben Jahre — trat Friedrich II. eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande an und erhielt auf seiner Heimkehr in Rom eine geweihte Rose, sowie einen Ablaß für seine Schloßkapelle in Berlin. Nach der Rückkehr in die Mark erhob er die Schloßkapelle erst zur Pfarrkirche, dann zu einem reich ausgestatteten Domstift.

Mit der Fertigstellung der Burg war Berlin fortan zum Sitze der Hohenzollern ausersehen. Freilich sollte es noch lange dauern, ehe Berlin, das bisher seine eigene Machtherrlichkeit vertheidigt hatte, auf die Seite einer Gewalt trat, welche zuerst den Staatsgedanken in diesem Lande zur Verkörperung brachte. Eine dauernde Hofhaltung in Berlin führte aber erst Johann Cicero ein, der selbst ein geborener Märker war, der märkisch Platt und märkisch Wesen verstand und darum auch die Herzen seines Volkes für sich gewann. Mit ihm erst war der bisher noch an süddeutschem Wesen hangende Hohenzollernstamm gut brandenburgisch geworden.

Lange hat die erste Hohenzollernburg nicht gestanden. Kaum hundert Jahre. Zwar erscheint sie im März 1528 noch als Veste, als die von der neuen Lehre Luther's so tief und gewaltig erfaßte Kurfürstin Elisabeth aus ihr entfloh, den harten Drohungen ihres streng katholischen Gemahls sich zu entziehen, aber mit der Thronbesteigung ihres Sohnes, des prachtliebenden Kurfürsten Joachim II., war das Schicksal der Burg besiegelt.

Zuerst ward das Domstift 1535 auf die anstoßende Dominikanerkirche übertragen, deren gothischer Backsteinbau zu einer zweithürmigen Kathedrale umgebaut, und darin die Ahnengruft angelegt wurde. Seit jenen Tagen ist die Domkirche zur Hof- und Begräbnißkirche unserer Hohenzollern geworden. Der neue Schloßbau, zum Theil auf dem alten Fundamente errichtet, ward ein dreischossiges Gebäude, mit Giebeln und Erkern schön geschmückt und nach dem Schloßplatze zu, der jetzt zu einem Turnierplatz umgewandelt wurde, mit einem Balkone und Doppelportale versehen. Das Ganze bunt bemalt, mit Sandsteinzierrath und hohen funkelnden Kupferdächern. Der kurfürstliche Schloßbaumeister war Caspar Theyß, derselbe, welcher seinem waidlustigen Gebieter mitten in der wildreichen Teltower Haide an dem Ufer des träumerischen Grunewaldsees das schmucke Jagdschloß erbaute, dem der Kurfürst selbst den Namen „Grunewald" gab. Damals ging der schöne Wald noch fast bis an's Schloß. Der den Eingang zum Jagdrevier bewachende Jägerhof stand an der Stelle unserer heutigen Reichsbank in der Jägerstraße, von hier aus ward unter des Kurfürsten Regierung ein Damm durch das feuchte Bruchland bis zum Halensee unweit des Jagdschlosses aufgeschüttet, dessen westlicher Theil, der Kurfürstendamm, in unseren Tagen die Bestimmung empfangen hat, die Hauptstraße eines dort im Westen Berlins neu entstehenden, großartigen Stadttheils zu werden.

Der nach der Wasserseite liegende Theil jenes Schlosses bildet noch heute die malerischste Partie unseres alten, düsteren Königsschlosses. Was später unter der schwächlichen Regierung Georg Wilhelm's vernachlässigt worden war, empfing durch die Fürsorge des Großen Kurfürsten dann wieder Halt und Glanz, die eigentliche Blüthezeit des Schlosses aber war unter Friedrich I., Preußens erstem Könige, der mit einer wahrhaft königlichen Gebelaune und fast verschwenderischer Schaffensfreude

alle Künste an seinen Hof zu fesseln wußte und wie in seinen übrigen Sommer- und Jagdschlössern auch hier in seinem Residenzschlosse der Phantasie, dem Geschmacke und einer blendenden Prachtentfaltung freie Zügel schießen ließ. Derselbe Mann, der ihm auf die Lange Brücke das köstliche Standbild seines Vaters stellte, er sollte jetzt auch dem Königssitze der Hauptstadt erst seinen markigen, gewaltigen Charakter verleihen. Denn was auch spätere Baumeister dem Schlosse noch anfügten, Künstler, wie Eosander von Göthe, Stüler, in der Hauptsache bleibt es das Meisterwerk Andreas Schlüters, welcher für immer ihm den Adel seines Geistes, den Ausdruck seiner kühnen Schöpferkraft aufprägte.

Das Königliche Schloß von der Wasserseite aus gesehen, bildet entschieden eins der malerischsten Bilder, welche Berlin aufzuweisen hat, doppelt fesselnd durch den Charakter einer fast romantischen Idylle inmitten eines ringsum ruhlos auf- und niederfluthenden Weltstadttreibens. Der nahe der Langen Brücke belegene kleine Schloßgarten übt mit seinen dichten Akazienwipfeln, über welche die Erker, Balkone, Giebel und mit Wetterfahnen geschmückten Thürmchen der ältesten Schloßanlagen sinnend emporragen, einen überaus traulichen Eindruck, der sich am Ende dieser Schloßfront längs der Spree noch einmal in dem Vorgärtchen der dahinter belegenen ehemaligen Hofapotheke wiederholt, welches alterthümliche Gebäude durch die neue Anlage einer breiten Monumentalbrücke zwischen Lustgarten und Kaiser Wilhelmsstraße zwar einen Theil seiner giebelgekrönten Façade hat abgeben müssen, dafür aber, nach der Brücke zu, einen schönen, den Charakter seiner Entstehungszeit trefflich und wirksam wiederspiegelnden architektonischen Abschluß der Seitenfront empfangen hat.

Das Romantische, was dieser sich in den Fluthen der Spree beschauenden Schloßseite eigen ist, es hat auch in den Sagen und dunkeln Gerüchten, welche diesen Schloßtheil

umschweben, Wiederhall gefunden. Denn hier in diesen düstern, winkligen Räumen, deren starke Steinmauern niemals die Gluth der Sommersonne hindurchlassen, hier ist der Sitz jener geheimnißvollen weißen Frau, die stets dann zur Mitternachtsstunde ihren gespenstischen, furchtbaren Rundgang durch die weiten Säle, hallenden Korridore und über die steinernen Wendeltreppen hält, wenn ein schmerzliches Ereigniß dem Hohenzollernhause bevorsteht.

In den Kellerräumen der dem Wasser zugekehrten Schloßseite steht noch heute, so erzählt sich das Berliner Volk, die eiserne Jungfrau, als letztes Ueberbleibsel jener mittelalterlichen, hochnothpeinlichen Gerichtspflege. Dieses eiserne Ungethüm mußten ehemals die Verurtheilten küssen, worauf sich die Arme desselben, die inwendig aus scharfen Schwertern bestanden, um das Opfer schlangen und den Körper in Stücke theilten, die nun durch eine besondere Vorkehrung in die Spree hinabfielen.

Die Zugänge zu den Schloßräumen dieses am Wasser belegenen Schloßtheiles befinden sich in den von Säulen und Gallerien umzogenen, sogenannten inneren Schloßhofe. Besonders Interesse weckt hier die breite, stufenlose, steinerne Wendeltreppe, über welche man bequem zu Pferde oder im Rollstuhl hinauf und hinab gelangen kann. Dem von Podagra arg geplagten Soldatenkönig kam dieselbe stets sehr zu Statten. Aber auch sein Sohn, Friedrich II., bediente sich in seinen späteren Jahren gern derselben. Hier vermochte er langsam auf seinem Krückstock sich hinabzubewegen, am Portikus unten von einem dichten Kranze älterer Offiziere und vertrauter Diener erwartet, welche sich nun dicht um das Pferd schaaren mußten, damit das den Hof füllende Volk nicht die Abnahme der Kräfte des Monarchen bemerken sollte, welchen man jetzt hilfsbereit und geschickt in Bügel und Sattel emporhob. Sobald dann der König zu Roß saß und aus der sich öffnenden Corona her-

vorritt, scholl stets ein Jauchzen dem Allverehrten aus dem Munde seines Volkes entgegen. Vom Ausgang dieser Wendeltreppe ist er dann auch im Mai 1786 zur letzten Parade im Lustgarten hinübergeritten. Nicht ohne tiefe Bewegung schildert ein Augenzeuge diese Scene. „Der König sah sehr ernst aus," heißt es da, „seine Züge hatten den Ausdruck des Leidens, doch grüßte er freundlich, wiewohl nur still winkend, das Haupt leise bewegend, rings umher, und ritt dann langsam durch das Schloßportal nach dem Lustgarten hinaus. Die Erscheinung war von unbeschreiblicher Hoheit; ein tiefer Schmerz, den ich nur eine Ahnung nennen kann, durchdrang mich, und es schien, als ob die versammelte Menge von gleichem Gefühl bewegt sei, denn auch sie blieb still, und der sonst so laute Jubelruf bei der Erscheinung des Gefeierten ertönte nicht. Jeder empfand, daß die Stunde des langen Abschieds nahe sei, und in manchem feuchten Auge spiegelte sich das Bild der Zukunft. Es war im Mai! — Der 17. August erfüllte die Ahnungen und trüben Besorgnisse, die in jener Stunde mein Herz und das aller Umstehenden bewegten. Es ist ein großes Gefühl, einen großen Mann überhaupt zu sehen; es ist ein unbeschreibliches, ihn mit dem Gefühl zu sehen, daß es das letztemal sei, daß wir einem der Auftritte beiwohnen, die seinen Abschied vom Leben, von der großen Bühne seiner großen Thaten bezeichnen." — —

Der nach der Wasserseite zu belegene Theil des preußischen Königsschlosses umfaßt auch noch in pietätvoller Erhaltung die Flucht der streng gothisch geschmückten Gemächer Friedrich Wilhelm's IV. Dem Romantiker auf dem Throne gefiel es hier am wohlsten. Seiner phantasiereichen Natur entsprach so ganz das Alterthümliche dieser Anlagen, mit ihren historischen Erinnerungen, den reizvollen Ausblicken über Strom und Brücken, dem Zauber sagenhafter Gestalten, die hier ihr Heim aufgeschlagen hatten. In diesen spitzbogigen, dämmernden

Hallen und lauschigen Erkern konnte er träumen und sinnen, hier ward gezeichnet und vor allem die Lieblingskunst des Königs, die Architektur, mit hohem Talente und regster Schaffensfreude betrieben. Aber auch dieser stille Traum eines königlichen Künstlers sollte eines Tages mit rauher Hand zerstört werden. Das war in jener furchtbaren Nacht vom 18. zum 19. März 1848, als das von Demagogen verhetzte Volk Berlins aufgestanden war, als auf zweihundert Barrikaden zugleich die Bürger der Hauptstadt mit den herangezogenen Truppen blutig rangen und das Krachen der Gewehrsalven untermischt von dem Brüllen und Johlen der Menge, zu den Fenstern des vom tiefsten Schmerze gebrochenen Monarchen emportönte. Das war eine tragische Nacht, in welcher ein verlassener König zwischen Herrscherpflicht und Herzensdrang kämpfte. Herwarth von Bittenfeld, der spätere geniale Sieger von Alsen 1864, war zum Kommandanten des Schlosses rasch ernannt worden, während um dieselbe Zeit sein Wagen die beiden Kinder des Prinzen Wilhelm, unseres jetzigen Kaisers — welch' letzterer nach England floh — heimlich und in Verkleidung als seine eigenen Kinder nach Potsdam entführte. Und trotzdem der König in der Weichheit seines Gemüthes allen Forderungen der Rebellen nachgegeben hatte, zwang ihn am 19. März die fanatisirte Menge dennoch zu der Demüthigung, vom Balkon des Schlosses aus den Leichenzug der gefallenen 183 Barrikadenkämpfer zu begrüßen. Während eine feierliche Bestattung der gefallenen 3 Offiziere und 17 Mann nicht geduldet wurde, bestattete man die gefallenen Volkskämpfer mit der größten Pompentfaltung im Friedrichshain. —

Seit jenem Tage hatte das Schloß aufgehört, dem Könige eine dauernde Wohnstätte zu sein. Die trüben Erinnerungen hatten für immer dunkle Schatten über diesen stillen Lieblingssitz gelegt. Von jetzt ab zog es ihn mehr nach Potsdam oder Charlottenburg, nur hin und wieder nahm

er im Schlosse zu Berlin kurzen Aufenthalt. Seit jenen Schreckenstagen haben auch die fünf mächtigen Portale des Schlosses die starken Eisenthüren empfangen, welche allabendlich geschlossen werden, während bis dahin ungehindert Tag und Nacht das Schloß dem öffentlichen Verkehr freigegeben war. So romantisch und malerisch auch das Schloß am linken Spreeufer sich aufbaut, seine Räume haben zu der hohen geschichtlichen Weihe, welche das preußische Königsschloß umschwebt, noch Erinnerungen ernster und erschütterndster Art gesellt und ihm einen Hauch von Trauer und Melancholie hier verliehen.

Gegenüber dem Königsschlosse zieht sich am rechten Spreeufer die Burgstraße entlang, die nicht nur als vielleicht die schönste, sondern wohl auch als die interessanteste Uferstraße der deutschen Reichshauptstadt gelten darf. Geschichte, Umgebung und Pracht der Anlage haben dahin gewirkt, ihr diesen fesselnden Reiz, diese überraschende Eigenart zu geben.

Die Burgstraße bietet zu allen Tages- und Jahreszeiten eine Fülle wechselnder Bilder; denn die Strecke Wasser, welche sie zur Linken begleitet, ist noch immer das unantastbare Terrain des Berliner Fischereigewerbes, das hier in zahllosen Fischkästen seine Vorräthe zappelnder Wasserbewohner aufgespeichert hält, deren Verkauf und Verladungen manch ebenso ergötzliche als bewegliche Scene hervorrufen. Hier werden quer über den breiten Fluß an langen Tauen die Reusen ausgelegt und schmale, flinke Fischerkähne, mit aufrecht stehendem Ruderer schießen tagüber pfeilschnell auf und nieder. Im Frühling kommen in dichten Schaaren von Potsdam und Spandau her die königlichen Schwäne geschwommen, um bis zum Anbruch des Winters hier auf und zwischen den verwetterten Fischkästen und dem glänzenden Strome sich behaglich zu tummeln. Wenn aber der Herbst seine abendlichen Nebel über das Wasser braut, dann sind es die mit duftendem, rothbäckigem Inhalte gefüllten Kähne der böhmischen Obsthändler, welche hier vor Anker

gehen und der Burgstraße ein neues, eigenartiges Gepräge geben. Aber auch das bunte, fieberhafte Treiben und Wogen der Börse, des „Giftbaumes“ unserer Nation, der am Ausgange der Burgstraße stolz prangt, verleiht dieser Uferstraße einen lebendigen, echt weltstädtischen Charakter.

Hier in der Burgstraße hat fast jedes Haus seine Geschichte. Erst der seit Jahresfrist in Angriff genommene Aufbau der Kaiser Wilhelmsstraße mit der damit verbundenen Brückenanlage hat gewaltige Breschen in diese interessante Häuserzeile der Straße geschlagen. Noch diesseits der Langen-Brücke, hart an der Ecke der Königstraße, ragt mit statuengeschmücktem Dachsims die sogenannte „alte Post“ empor. Heute ein mit Firmenschildern dicht bedecktes Kaufhaus, war es ehemals der Palast der Gräfin von Wartenberg, Frau jenes gewissenlosen Ministers gleichen Namens, die völlig ungebildete Tochter eines Weinhändlers Rickers in Emmerich, welche Friedrich III., Preußens späterer erster König, zur offiziellen Maitresse erhob, wofür ihr nachsichtiger Gemahl einen Gehalt von über 100,000 Thaler bezog, bis endlich das preußische Volk gebieterisch die Entlassung des sauberen Günstlings forderte, welche denn auch mit einem Gnadengehalt von 24,000 Thalern erfolgte, den König aber nicht verhinderte, dem zartfühlenden Gatten in der Parochialkirche zu Berlin später ein ehrenvolles Begräbniß zu bereiten. Die Gräfin von Wartenberg ist dann 1734 nach einem in Paris geführten ausschweifenden Leben im Haag gestorben.

Jenseits der Brücke reihen sich in der Burgstraße verschiedene Gasthöfe aneinander. Zu dem einen leitet eine hohe, umgitterte Steintreppe empor, welche bis heute noch kein Machtspruch, trotz der völlig hier gehemmten Passage, verbannen konnte. Denn es ist ein Freihaus, dem Friedrich der Große einst — so meldet eine Ueberlieferung — eine Reihe Privilegien schenkte, aus Dankbarkeit, daß ihm diese Treppe die Ret-

tung vor einem heranstürmenden wilden Bullen ermöglichte. Daneben prangt der Gasthof „König von Portugal", vor dessem betreßten Thürwächter einst die humoristischen Helden der „Reis' nach Belgien" mit wunderlichen Reverenzen und vielen Kratzfüßen gar ehrerbietig ihre Dorfmützen zogen. Weiter unten lag noch vor einigen Jahren die Kriegsakademie mit den anstoßenden alten Gebäuden des ehemaligen Absteigequartiers der Aebte von Lehnin. Die Kriegsakademie, zugleich der Wohnsitz des auch schon heimgegangenen Sturmkünders Dove, ist aber ebenso wie das benachbarte Joachimsthal'sche Gymnasium fortgezogen, wo anders sich ein neues, schmuckes Heim zu begründen.

Geradüber der Burgstraße, von den Wellen der Spree umspült, welche hier eine ganz besondere, durch das sich plötzlich an dieser Stelle engende Bett erzeugte Stromschnelle aufweist, liegt der Dom mit den nach dem Wasser weit hineinragenden rundbogigen Fundamenten und malerischen Ruinen des einstmals geplanten Campo santo der Hohenzollern wie des neuen Doms. Als Friedrich Wilhelm III. 1817 durch Schinkel den Dom in seiner noch jetzt bestehenden Gestalt herstellen ließ, da wußte er ganz genau, daß dieser Bau, der heute noch den unwürdigen Abschluß der schönsten Straße der deutschen Reichshauptstadt bildet, schon damals keine eigentliche Zierde Berlins abgeben würde. Aber es galt sich nach der Decke strecken. Die Mittel für öffentliche Bauten waren nur knapp bemessen; zu tiefe Wunden hatten die zurückliegenden Leidensjahre dem Lande geschlagen. König Friedrich Wilhelm III. war es selbst, der bei der Einweihung des Doms die fast wie eine Entschuldigung klingenden Worte sprach: „Fünfzig Jahre wird der Bau wohl halten." Nun, er steht heute schon siebzig Jahre und noch ist jene Zeit nicht abzusehen, wo er einem würdigeren Gotteshause Platz machen wird, das nicht nur einen monumentaleren Abschluß der herrlichen Siegesstraße

„Unter den Linden" bildete, sondern auch nach der Spreeseite hin sich harmonischer in den Rahmen der dort entstehenden Prachtbauten einfügte. Alle bisher unternommenen Anläufe scheiterten. Am 12. Januar 1842 verkündete Friedrich Wilhelm IV., daß er sich entschlossen habe, „einen neuen, würdigen Dom" zu erbauen. Eine Kommission ward dafür ernannt, welcher auch Beuth, Olfers, Stüler und Krausnick angehörten. 1849 legte man einen Kostenanschlag von 20 Millionen Mark vor. Eine Million wurde verbaut; Cornelius entwarf seine kühnen, großartigen Skizzen für die Fürstengruft neben dem Dome — dann blieb Alles liegen. Epheu und Unkraut wucherten um und über die Ruinen am Spreeufer; die Meisterwerke Cornelius' wanderten später in die Nationalgallerie, wo sie den Glanzpunkt unter den Erzeugnissen heimischer Kunst heute bilden. 1867 ward noch einmal eine Dom-Konkurrenz ausgeschrieben. Auch sie blieb resultatlos. Die Hoffnung, daß bei Anlegung der neuen Kaiser Wilhelmstraße jenseits der Spree der künftige Neubau eines Domes berücksichtigt werde, ist ebenfalls vernichtet worden.

Zwischen dem Dom und der an das Schloß angrenzenden ehemaligen Hofapotheke grüßen hohe, dichtbelaubte Kastanien vom Lustgarten herüber, auf dem sich, wie auf dem Schloßplatze, alljährlich zu Weihnachten eine bunte, schillernde Budenwelt aufbaut, der Weihnachtsmarkt für das Berliner Kindervolk, eine zwar heute bereits anachronistisch wirkende, aber hoffentlich noch recht lange währende Einrichtung, die uns für ein paar Wochen das Riesennest Berlin in einem wirklich poetisch-gemüthvollen Gewande zeigt. — Ehemals war der Lustgarten nur ödes, wildes Sumpfland, bis Kurfürst Georg Wilhelm dem vom Grafen von Schönburg-Glauchau erbetenen Gärtner Desiderius Cordianus den Auftrag ertheilte: „insonderheit Unns allhier hinder unseren Schloß am Thiergarten einen neuen Lustgarten, daraus Wir allerlei Unser Küchen Nodtdurft haben mögen, mit allem möglichen undt besonderen Fleiß zu erbauen undt zuzurichten." Der

30jährige Krieg verwilderte aber diesen Lustgarten, der dann erst wieder 1645 durch Memhardt und den Lustgärtner Michael Hanff neu hergerichtet wurde. Friedrich Wilhelm I. aber war dieses eitle Stück Land ein Dorn im Auge. Er ließ Sand darüber fahren und machte den Lustgarten zu einem Exerzierplatz. Friedrich der Große und sein Nachfolger änderten nichts daran. Erst mit der Erbauung des Museums von Schinkel gewann der schöne, weite Platz allmählich jene Gestalt, welche ihn heute zu einer Sehenswürdigkeit Berlins macht.

Rechts von der Börse, links von der früheren Bergakademie und dem Maschinenhause, das den Springbrunnen des Lustgartens das Wasser zuführt, begrenzt, fließt jetzt die Spree unter der „Eisernen Brücke" hindurch, um nun in mehr westlicher Richtung ihren Lauf fortzusetzen. Von rechts ergoß noch vor einigen Jahren durch die Herkulesbrücke der Zwirngraben — ein Theil des früheren Festungsgrabens — seine wenig krystallhellen Wellen in die Spree. Gegenüber dieser jetzt zugeschütteten Grabenmündung hebt sich hinter dem schmucken Säulengange der heitere Bau der vom König Friedrich Wilhelm IV. und Stüler entworfenen und von Strack ausgeführten Nationalgallerie empor, auf deren herrlicher Freitreppe jetzt jener königliche Kunstmäcen, hoch zu Roß, durch Calandrelli's Meisterhand geschaffen, in majestätischer Hoheit thront, so recht inmitten einer Welt des Schönen, der hehren Kunst, für welche sein Herz bis zuletzt mit edlem Eifer erglühte. Wenn längst geplante Entwürfe einmal noch sollten zur Ausführung gelangen, dann wird sich auf dieser sogenannten Museumsinsel, welche heute schon außer der Nationalgallerie noch das alte und neue Museum trägt, eine kleine Stadt von Kunsttempeln und Denkmälern erheben, mitten durchbrochen von der Stadtbahn, welche hier mit kühnem Bogen aus dem Park von Monbijou über die Spree, die Museumsinsel, den jenseitigen Spreearm zum Bahnhof „Friedrichstraße" sich schlängelt. Der Anblick vom Wasser aus ist hier ein wirklich schöner. Rechts die prächtigen

Parkriesen von Monbijou, die ihre grünen Häupter tief zu dem blauen Wasserspiegel neigen, und dahinter die goldblitzende Kuppel der Synagoge, der schlanke Thurm des Domstiftes, während in kurzen Zwischenräumen von hüben und drüben ein dampfender Zug wie aus einer Coulisse rollt, um hinter den Säulenhallen der Museen oder dem Blättergewirr des Parkes zu verschwinden.

Wenn das Rauschen der ehrwürdigen Wipfel dieses Schloßparkes in Menschensprache sich wandeln könnte, von wieviel Liebe und Leichtsinn, Hoffen und Entsagen würden diese Bäume erzählen, was Alles unter ihnen im Laufe der Jahrhunderte dahinschritt! Hier wandelte die Gräfin Wartenberg, Friedrich's I. kostbarste Maitresse, umschwirrt von dem Geschmeiß liebäugelnder Kavaliere und stolzvergessener Höflinge; hier schlug Sophie Dorothee, Friedrich Wilhelm's I. Gemahlin, ihren Wohnsitz zuweilen auf, und Friedrich's des Großen Gemahlin, die stille Dulderin Elisabeth, nahm hier ihren Aufenthalt. Im Schatten dieser Bäume wandelten die Prinzessin Amalie, Friedrich's II. Schwester, und Freiherr von Trenk heimlich Hand in Hand, ein goldenes Märchenschloß voll Liebe und Glück sich sehnsuchtsvoll erbauend, bis der harte Machtspruch des großen Königs das luftige Kartenhaus zusammenblies. Der entdeckte Briefwechsel bei der Prinzessin verschaffte dem unglücklichen Trenk eine qualvolle zehnjährige Kerkerhaft in der Sternenschanze zu Magdeburg, und als er dann endlich erlöst, hoch geehrt wieder entlassen wurde, endete späterhin sein reich bewegtes Leben 1794 in Paris, auf Robespierre's Befehl unter dem Beil der Guillotine. Prinzessin Amalie aber, die schönste aller Schwestern Friedrich des Großen, einer Zwangsheirath sich zu entziehen, entstellte durch einen Aetzstoff ihr jugendliches Antlitz für immer.

Auch litterarisch hat sich Schloß Monbijou einen Namen gemacht. Denn hier wurde zum ersten Male Goethe's „Faust" scenisch aufgeführt. Schon am 18. Februar 1816 schreibt Zelter an Goethe: „Unsere königlichen Prinzen haben den heroischen

Entschluß gefaßt, Deinen „Faust“ unter sich aufzuführen und darzustellen, wie er leibt und lebt. Die Anstalten dazu sind in's Große projektirt, ich habe die Rolle des Schauspieldirektors übernommen. Der Kronprinz lebt und webt im „Faust“, Mephistopheles wird vom Prinzen Karl von Mecklenburg gegeben.“ Am 30. März war erste Leseprobe im Palais des Fürsten Radziwill, welcher bekanntlich die Musik dazu komponirt hatte. Eine glänzende Zuhörerschaft wohnte dieser Probe bei. „Der Effekt des Gedichtes,“ berichtet Zelter an Goethe, „auf fast lauter junge Zuhörer, denen Alles fremd und neu war, ist höchst merkwürdig, und sie können sich nicht genug wundern, daß das Alles gedruckt steht. Sie gehen hin und sehen in's Buch, ob es wirklich so dasteht.“ Zu der zweiten, am 6. April stattfindenden Leseprobe stellte sich auch der König ein, der sich bisher ziemlich theilnahmlos der ganzen Angelegenheit gegenüber gezeigt hatte. Volle zwei Stunden hielt er still, schreibt Zelter. Im Juni erfolgte eine dritte Leseprobe, aber erst im Jahre 1819 kam es zur wirklichen Aufführung im Schlosse Monbijou. Höchst interessant ist es, was nun Zelter darüber an den Dichter in Weimar berichtet. „Der König war so zufrieden mit uns, daß ich sein Lob aus seinem Munde honigsüß vernommen habe. Einige konnten über Einzelheiten nicht hinwegkommen, bissen in die Lippen und konnten nicht begreifen, wie man öffentlich nennen könne, was sie sich genug schuldig wissen. Daher mußten Worte vertauscht und vertuscht werden. Nun fangen sie schon an, die rechten Worte zu vermissen und eine Dame ließ sich vernehmen: da man so viel sage, so sei nicht zu begreifen, wie man nicht Alles sage, was geschrieben steht. Denke Dir nun den Kreis dazu, in dem dies Alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unseren ersten Schauspieler als Faust, einen Fürsten als Komponisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, und endlich, angeführt von dem königlichen Generalintendanten aller Schauspiele, in

einem königlichen Schlosse, so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben." — Mehrfache Wiederholungen schlossen sich in den nächsten Jahren an, bis endlich 1838 die königliche Bühne das unsterbliche Werk zum ersten Male öffentlich zur Aufführung brachte.

Der schöne Park von Monbijou birgt in seinen reizvollen Anlagen auch die englische St. Georgskapelle, welche auf Anregung der deutschen Kronprinzessin Viktoria durch Professor Raschdorf erbaut und am 21. November 1885, dem Geburtstage der hohen Frau, feierlich eingeweiht wurde. Sowohl das Material der Außenmauern, märkische Granitfindlinge, wie die beabsichtigte Unregelmäßigkeit des Baues erhöhen die ungemein malerisch-trauliche Wirkung dieser stimmungsvoll aus dem Blättergrün hervorlauschenden Kapelle, welche im Innern einen ebenso künstlerischen, als reichen Schmuck aufweist. — In den Räumen des Schlosses Monbijou ist seit Jahren das Hohenzollern-Museum angelegt worden, das bei allem hohen Werthe seines kostbaren Inhalts und der nicht zu läugnenden verständnißvollen Anordnung der einzelnen Räume, doch mehr oder weniger nur einem interessanten Raritätenkabinet gleicht, das man durch Brandschatzung wirklich historischer Orte und bisheriger geweihter Wallfahrtsstätten mühsam zusammenbrachte. Ueber historisches Empfinden läßt sich ja rechten, aber es wird — um nur ein Beispiel herauszugreifen — Wenige geben, die heute nicht mit einem Gemisch von Unmuth und Trauer den leergewordenen Platz droben in Sanssouci betrachten, wo bisher jener Lehnstuhl unverrückt stand, auf dem Preußens genialster Herrscher, Friedrich der Große, sein thatenreiches Leben aushauchte. Keiner, der nicht dort mit Andacht und Ergriffenheit vor diesem Stuhl sinnend stillgestanden wäre, der heute unter tausenderlei Nichtigkeiten und allerorts angesammelten Kuriositäten ein fast beschämendes, nie erträumtes Dasein fristet. Was dafür den wahrhaft historischen Stätten durch ein solches konzentrirendes Sammelsystem allmäh-

lich immer mehr an Weihe und Ansehen verloren geht, bedarf nach dem angeführten Beispiel wohl kaum noch eines weiteren Beweises.

Wo rechts der Park von Monbijou, links die Museumsinsel endet, vereinigt sich unsere Spree wieder mit dem Nebenarm, welcher vor dem Mühlendamm bei der Fischerbrücke sich links abzweigte, um im scharfen Bogen von Süden bis Nordwesten die einstige Insel Kölln zu begrenzen. Während nun zur Linken der längst seines schönen Baumschmuckes beraubte Weidendamm als Uferstraße sich hinzieht, breitet sich gegenüber eine wahrhaft kleine Stadt, scheinbar in regelloser Anordnung hingestellter, in Form und Größe wechselnder Ziegelbauten auf, mit Thürmchen, Säulenhallen, Plattformen, Ventilationsvorrichtungen, Gärten und Balkonen: die neuen Kliniken Berlins, unbestritten durch Lage und künstlerische Bauart eine bedeutende Zierde dieses Stadttheils. Unter der Marschallsbrücke hindurch, in deren einem altersschwachen Eckhause Johann Hoff's völkerbeglückender Zaubertrank gebraut wird, nähern wir uns jetzt wieder einer kühn konstruirten Eisenbrücke, über welche die Stadtbahn, deren größter Bahnhof „Friedrichsstraße" sich mit seinen mächtigen Glasgewölbe unmittelbar anschließt, ihre Züge sendet, während jenseits die längst in einen Cirkus umgewandelte ehemalige erste Markthalle Berlins herüberschaut. Immer weiter führt uns unsere Spreewanderung. Schon tauchen die ersten Bäume des Thiergartens auf, dem wir uns nun bald nähern sollen. Jener gewaltige, kaum erst sich über die Erde erhebende Neubau mit den himmelhohen Gerüsten, die sich wie ein Bollwerk schützend herumlegen, wird einstmals die Reichsboten aller deutschen Stämme in sich vereint sehen. Freilich, erst mußten wir jene hoch dahinter aufschwebende goldene Siegesgöttin auf die kanonenumgürtete Säule stellen können, ehe zum Bau eines deutschen Reichstagsgebäudes geschritten werden durfte. — Was das Auge hier zu beiden Seiten des Flusses erfreut, sind die überaus stattlichen

Uferanlagen, die besonders am Kronprinzen-Ufer durch die wundervollen, prächtigen Silberweiden, zwölf an der Zahl, einen anheimelnden Schmuck empfangen. Auch an der Ecke der Moltke-Brücke steht noch ein solcher ehrwürdiger Veteran früherer Jahrhunderte. Berlin war früher berühmt durch seine Baumriesen, und haben Alter und Bauwuth auch dafür gesorgt, daß dieser Ruhm fast ganz schlafen ging, so ist Berlin doch seit langem eifrigst bemüht, das wenige Alte zu erhalten und Neues überall aus dem Sandboden hervorzuzaubern. Jene Weiden aber haben noch ein ganz besonderes Interesse für uns. Bernardin de Saint-Pierre, der Dichter von „Paul und Virginie" war es, welcher 1784, anläßlich eines Besuches der preußischen Hauptstadt, in seinen „Etudes de la nature" diese kostbaren Weidenbäume „sur les bords de la Sprée, aux environs de Berlin" — diese Gegend zählte damals noch zu den Umgebungen Berlins — in warmen Worten feierte.

Sobald wir durch die Kronprinzen- und Alsen-Brücke hindurch sind, von welch' letzterer aus durch den geräumigen Humboldtshafen und bald darauf folgenden Nordhafen der Spandauer Schifffahrtskanal bis zur Havel bei Saatwinkel unweit Spandau abzweigt, erblicken wir rechts den Lehrter Bahnhof mit der dahinter aufragenden phantastischen Glaskuppel des Ausstellungspalastes. Jenseits der nun folgenden Moltke-Brücke zeigt sich zur Linken der Rundbau des National-Panoramas, angrenzend daran der an dieser Stelle wenig harmonisch und künstlerisch wirkende Anbau des Generalstabsgebäudes am Königsplatze, zur Rechten aber erblicken wir die imponirenden Neubauten des bisher hinter den Museen versteckt gewesenen Packhofes. Bald taucht der hohe Spitzthurm der durch Friedrich Wilhelm III. erbauten und seinem kunstsinnigen Nachfolger verschönten Kirche von Moabit herauf, dessen Dächergewirr mit seinem Wald von qualmenden Essen längs des rechten Spreeufers immer näher rückt. Denn hier ist die Stätte, wo „der Märker Eisen reckt", hier ist das

sogenannte „Birmingham der Mark". Jenes bewundernswerthe Genie, das als armer Zimmergesell von Breslau aus in Berlin einzog, um nach rastloser Arbeit endlich 1836 in der Oranienburger-Vorstadt seine Fabrik zu begründen, August Borsig war es, der späterhin, als sein immer mächtiger emporblühendes, weltumspannendes Geschäft gebieterisch das Abschütteln eines Abhängigkeitsverhältnisses forderte, das den deutschen Fabrikherrn bisher gezwungen hatte, seinen Eisenbedarf in England zu decken, hier in Moabit ein großartiges Puddel- und Schweißwerk — eine für damalige deutsche Anschauungen geradezu unerhörte That — anlegte. Und nicht genug damit. Auch Erz und Steinkohle sollte fortan die deutsche Heimath dem deutschen Großindustriellen liefern. Königshütte und Ruda wurden in Schlesien erworben, inländisches Erz ward gegraben, inländische Steinkohle verdrängte die englische. Und neben diesen großartigen Anlagen in Moabit ließ er zum Ruhen und Genießen sich durch Strack's Meisterhand jenen so viel bewunderten köstlichen Sommersitz mit Palmenhaus und Park in Moabit erbauen, der auf jeden Besucher wie eine lebendiggewordene poetische Schöpfung Tasso's oder Ariost's wirkte. Als 1841 die erste deutsche Lokomotive „Borsig" aus einem Bretterschuppen der Oranienburger-Vorstadt in die Welt hinausbrauste, da war für Deutschlands Industrie die Morgenröthe einer neuen Zeit angebrochen. 1854 verließ bereits die 500. Lokomotive unter großer Feierlichkeit die Werkstatt des genialen Mannes. Am 7. Juli desselben Jahres setzte der Tod dem rastlosen Schaffen desselben ein plötzliches Ende. Auf dem Kirchhofe geradeüber seiner Fabrik, in der Chausseestraße, erhebt sich neben dem Standbild des originellen Schadow, dem Vorgänger Rauch's, unter einem von vier Säulen getragenen marmornen Baldachin die Büste August Borsig's, in dessen markigem Antlitz sich die ganze Energie und Schöpferkraft des Begründers der größten Fabrik Berlins so überzeugend wiederspiegelt.

III.

Spreeabwärts bis Spandau.

Gegenüber den weiten Fabrikanlagen Borsig's liegt am linken Spreeufer Schloß Bellevue mit einem sich fast bis zum Flusse hinziehenden schönen Parke, in dessen stille Weltabgeschiedenheit nur das rührige Leben der Hämmer und Maschinen zuweilen dringt oder der Pfiff einer Lokomotive der Stadtbahn, die unweit davon sich einen hübschen Bahnhof hingesetzt hat. Schloß Bellevue ward von Prinz Ferdinand, dem jüngsten Bruder Friedrich's des Großen, erbaut. 1785 verließ derselbe Friedrichsfelde und hielt im Schlosse am Thiergarten seinen Einzug, bis er 1802 seinen Wohnsitz in Rheinsberg nahm, nachdem der dort residirende Prinz Heinrich gestorben war. Auch Prinz Louis Ferdinand, „der Saalfelder", wohnte hier, und manche wilde, geniale Nacht sah das Schloß damals in seinen Mauern wie ein berauschendes Zauberspiel sich entfalten. Eine Reihe bemerkenswerther Denkmäler im Parke rühren aus jener Zeit her, so die Büste vom Prinzen Heinrich, der Prinzessin Luise Ferdinand, wie die Monumente, dem Andenken des Hofmarschalls von Bredow und Dr. Baylie gewidmet. Die mitten in Front des Schlosses aufgepflanzte Kanone, „Le drôle" genannt, ist ein Geschenk Friedrich Wilhelm's III. an den Prinzen August, Onkel unseres Kaisers. Derselbe, der im Anfang dieses Jahrhunderts hier wohnte, war Führer der preußischen Artillerie im Befreiungskriege und empfing nun als Erkenntlichkeit für seine Verdienste das erste der bei Probsthayda eroberten fünfzehn französischen Geschütze. — In den sechziger Jahren sah Schloß Bellevue zum letzten Male für längere Zeit hohe Bewohner in seinen Räumen. Herzog Wilhelm von Mecklenburg hatte mit seiner Gemahlin, der ihrer Schönheit wegen einst viel gefeierten Prinzessin Alexandrine von Preußen, hier Einzug gehalten. Aber die Tage ehemaliger Freude und lauter Lebensluft waren nicht mit ihnen zurückgekehrt. Wohl

aber Stunden tiefſter Bitterkeit und herber Enttäuſchung. Wer heute dieſe ſtillen Räume durchwandert, in deren einem Saale neben dem Bilde des nun geſtorbenen Gemahls das ſchöne Antlitz der Prinzeſſin aus ſchwerem Goldrahmen von den Wänden grüßt, dem weht es an wie ein Hauch von Trauer und Schwermuth. Man fühlt, daß dieſe Augen der Thränen viele geſehen. —

Von Schloß Bellevue aus fließt die Spree nun in mannigfachen Schlangenwindungen zwiſchen dem Thiergarten, prächtig entſtehenden Villenvierteln und dem geräuſchvollen Moabit, dem ehemaligen Dorfe Lützen zu, das heute mit der Stadt Charlottenburg verbunden iſt, wie letztere Stadt auch in abſehbarer Zeit mit Berlin wird unter Aufhebung ihrer bisherigen Selbſtverwaltung vereinigt ſein, nachdem der moderne „Zug nach dem Weſten" durch neu geſchaffene Stadttheile längſt Berlin und Charlottenburg verſchmolzen hat, ſo daß der Thiergarten heute eigentlich nur noch als ein Innenpark betrachtet werden darf. Und wie lange noch, und auch der Grunewald hat aufgehört, ein freier, ſtiller Wald zu ſein, Eigenſchaften, die er auch eigentlich ſchon eingebüßt hat. Noch ein paar Jahrzehnte und die Havel jenſeits des Grunewaldes bildet das natürliche Weichbild der unerſättlich nach allen Richtungen hin ihre Fangarme ausſtreckenden Rieſenſtadt Berlin.

Bevor die Spree in das Charlottenburger Gebiet eintritt, hat ſie noch von links den ſüdlichen Schifffahrtskanal Berlin, der beim Schleſiſchen Buſch unterhalb Treptow von der Oberſpree ſich abzweigte, aufgenommen und eilt nun immer mehr, dem Endziele näher zu kommen. Aber noch einmal müſſen wir die Fahrt unterbrechen. Denn hart an dem ſchattigen Garten eines welthiſtoriſchen Schloſſes ziehen die Wellen der Spree vorüber: Charlottenburg.

Es war Sophie Charlotte von Hannover, die zweite Gemahlin Friedrich's III., ſpäter Preußens erſtem Könige, welche ſich hier am grünen Spreeufer einen heiteren Sommerſitz durch

Schlüter erbauen ließ, der mittlere Theil des jetzigen Schlosses, drei Mittelfenster und je vier Seitenfenster, ein durch Schönheit, Glanz und Würde harmonisch wirkender Bau. Erst Schlüter's Nachfolger, Eosander von Göthe, setzte den kupfergedeckten Thurm mit Kuppel und goldig strahlendem Genius darauf, ein Schmuck, der zwar den verschiedenen Parklandschaften einen köstlichen Augenpunkt verleiht, ebenso für das Gesammtbild der Stadt Charlottenburg charakteristisch wirkt, den vom Meister Schlüter erbauten, in einfach edlen Linien gehaltenen Schloßtheil aber völlig erdrückt. Späterhin hat das Schloß, besonders unter Friedrich II. durch Knobelsdorff bedeutende Erweiterungen und Anbauten erhalten, so daß es heute, wie selten ein anderes königliches Schloß, in seinen herrlichen, von kostbaren Schätzen reich angefüllten historischen Räumen die vollständige Geschichte des preußischen Herrscherhauses vom ersten Könige an wiederspiegelt. Und welch' ein köstliches Juwel ist dieser Park von Charlottenburg, zu dem einst an jedem sonnigen Sommertage die ebenso lebenslustige, als wißbegierige Sophie Charlotte, der es in dem von düsteren Erinnerungen umwobenen Schlosse Köpenick zu öde und traurig geworden war, mit ihrem Philosophen Leibniz auf vergoldeter Galeere von Berlin herübergefahren kam, um unter den Linden des Spreeufers zu lustwandeln, fern allen rauschenden Hoffesten.

Durch die Erbauung der Charlottenburg empfing auch erst — ein Blick auf die Karte lehrt uns dies sofort — die vom Großen Kurfürsten angelegte Linden-Allee (Unter den Linden) ihren langentbehrten Zielpunkt, während andererseits der späterhin durch Knobelsdorff unter Friedrich den Großen zu einem Park umgewandelte Thiergarten eine durchgehende Axe schon jetzt erhielt.

Le Nôtre war der eigentliche Schöpfer des Schloßgartens von Charlottenburg, der in seinen Grundzügen noch heute das Werk des genialen Gartenkünstlers zeigt. Aber wieviel neue

Schönheiten sind durch inzwischen errichtete Bauten innerhalb dieses grünen Baumreviers geschaffen worden, welch' köstliche Durchblicke, welche malerische Bilder offenbaren sich dem offenen Auges Dahinschreitenden! Ein prächtiger, echt königlicher Anblick, diese breite Terrasse längs der Gartenfront des Schlosses, mit ihren berühmten Orangen-Alleen, den üppigen Hortensienbüschen, einst die Lieblingsblume der Königin Luise, und den langen Reihen Büsten römischer Kaiser und ihrer Frauen, denen der Vandalismus der hier während des siebenjährigen Krieges hausenden Sachsen übel mitgespielt hat. Die eine Seite dieser Terrasse wird von dem unter Friedrich Wilhelm II. erbauten Theater begrenzt, das durch das vor einigen Jahren künstlerisch und glänzend wieder hergestellte Orangeriehaus in Verbindung mit dem Schlosse steht, an der anderen Seite erhebt sich der von Schinkel erbaute Pavillon, in welchen sich der nach dem Tode seiner Luise in dem weiten Schlosse einsam fühlende König Friedrich Wilhelm III. still zurückzog. Noch heute zeigt sich alles in dem für das große Publikum verschlossene Haus genau so, als wie es der König verließ. Ein beschauliches und gemüthlich trauliches Tuskulum! Der Schreibtisch noch völlig unberührt; überall an den Wänden, auf den Tischen und Consolen befinden sich Bilder der königlichen Familie, Handarbeiten derselben als Geschenke für den König, Erinnerungen an den Aufenthalt in Rußland während der Schmachjahre Preußens. Die Liebe zur verewigten Königin spricht uns überall hier entgegen. Noch ist über dem Bette als Decke jenes Tuch ausgebreitet, das einst Luise trug und dann von ihrem Gemahl als Bettdecke benutzt wurde, die er alle Abend selbst zusammenlegte und des Morgens wieder entfaltete. Neben dem Bette befindet sich ein Kasten mit einem Federballspiel, mit dem sich einst die Kinder der Königin Luise draußen im Park ergötzten. Auch noch eine andere Stätte im Park erzählt uns aus Kaiser Wilhelm's Jugendzeit. Unweit des Pavillons, unter Kastanien und Ulmen halb versteckt, liegt am Spreeufer ein

schmuckes, rundes Angelhäuschen, von wo aus die jungen Prinzen damals oft und gern dem Fischfang sich hingaben.

Charlottenburg hat manches Gestirn über sich aufgehen sehen. Jeder neue Schritt fast läßt an uns hier neue hohe Gestalten, bedeutsame Ereignisse vorüberziehen, predigt von Menschenruhm, Glanz und Vergänglichkeit. Welch' eine ergreifende Stunde war es damals in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, als nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges, nach der Heimkehr des durch Sorgen und Strapazen rasch gealterten Königs, der Befehl erging, daselbst den „Tod Jesu" von Graun aufzuführen. Versammelt sind Sänger und Musiker, doch todtenleer bleibt die Kapelle. Da öffnen sich plötzlich die Flügelthüren, und ein gebeugter, müder Mann tritt ein. Die Thüren schließen sich wieder. Er nimmt den dreieckigen Hut ab, stützt sich auf die Lehne eines Sessels und giebt das Zeichen zum Anfang. Und es braust wie Gottesstimmen durch den kleinen Raum. Als der Hymnus: „Weinet nicht, es hat überwunden der Löwe vom Stamme Juda!" beendet ist, sitzt Friedrich der Große in dem Lehnstuhl, das Antlitz mit den Händen bedeckt und weint. Das war die Siegesfeier des ruhmgekrönten Königs. —

Und nun ein ähnliches Bild. Wer kennt nicht am Ende des schwermüthigen Tannenganges den schlichten dorischen Tempelbau, über dessen Eingang die Versinnlichung des Spruches: „Christus ist das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte" als Inschrift grüßt? Hier im Mausoleum, dessen Gruft die irdischen Ueberreste der Königin Luise und ihres hohen Gemahls birgt, während in der von azurblauem Lichte durchfluthenden, blumengeschmückten Halle darüber die hehren Marmorbilder des Königspaares auf Sarkophagen in verklärter Schönheit ruhen, hier stand im Juli 1870, als der französische Schattenkaiser das gesammte deutsche Land zu den Waffen gerufen hatte, ebenfalls ein einsamer greiser Held, das Haupt entblößt, in Andacht und Gebet versunken. Das war König Wilhelm,

den sein Herz noch einmal zu dieser geweihten Stätte zog, als Sohn Abschied zu nehmen, bevor er seine tapferen Kriegerschaaren gegen den alten Erbfeind Deutschlands über den Rhein führe, über den er schon einmal vor einem Menschenalter gegangen war, den unersättlichen Welteroberer mit in den Staub stürzen zu helfen. Als der Monarch endlich den stillen Ort verließ, da lag es wie Friede und Zuversicht auf seinem milden Antlitz. Und doch ahnte er noch nicht, daß er als Deutschlands Kaiser werde wieder über den Rhein in die Heimath zurückkehren! —

Unter allen königlichen Gärten zwischen Berlin und Potsdam ist der Schloßpark von Charlottenburg, wenn auch nicht der größte, noch von der Natur am meisten begünstigte, doch wohl hinsichtlich seiner ursprünglichen Anlage, den entzückenden, fort und fort wechselnden Bildern, der schönste, trotzdem der mächtige, blaue Havelstrom bei Potsdam den dortigen Gärten ein niemals zu ersetzendes, unvergleichlich stimmungsvolles Relief leiht. Welch' malerische Wirkungen ruft nicht allein das sich launisch durch den Park windende Wasser hervor, mit seinen zierlichen hochgeschwungenen Brückchen, den träumerisch von niederhangenden Zweigen überrauschten Gräben, schilfumstandenen Inseln und dem blinken den Karpfenteiche, dessen im Winter 1864 sämmtlich erfrorenen bemoosten Riesenbewohner einst eine Berühmtheit des Schloßgartens bildeten. Das Auge kann sich oft kaum satt sehen, an diesen Baumgruppen, diesen hier und da sich plötzlich einschiebenden Landschaftsbildern.

Noch eine Stätte birgt der weite Park, die mit ihrer wirksamen Baumumrahmung gar oft den Malern die Studienmappen füllen hilft, in ihrer verschlossenen Einsamkeit aber eine nicht unwichtige Rolle in den Spukgeschichten des Volkes spielt: das Theehäuschen oder Belvedère im nördlichen Winkel des Gartens. Und nicht mit Unrecht hat man dieses merkwürdige Gebäude zum Tummelplatz nächtlicher Geister gemacht. Wenigstens hat man hier einmal ernsthaft Geisterkomödie aufgeführt.

Dieses sogenannte Theehäuschen stellt in der Hauptsache einen kreisrunden, zweistöckigen Mittelbau dar, an dem in Kreuzform nach vier Seiten hin je ein flaches Balkonhäuschen angeklebt ist. Ueber dem Ganzen wölbt sich ein kupfernes Dach, auf dessen Spitze drei Genien einen goldenen Fruchtkorb zum Himmel emporheben. Ein dreifacher Kranz grüner Jalousieen, fast alle geschlossen, umzieht das seltsame Haus, daß sich, wie in Gedanken verloren, still in einem freundlichen Weiher beschaut. Das Erdgeschoß, einst zu Küchen- und Wirthschaftszwecken benutzt, bietet nichts Interessantes. Um so fesselnder sind die beiden darüber gelegenen Stockwerke, jedes aus einem einzigen Rundsaal, zwei herausspringenden Balkons und einem winzigen Kabinet bestehend. Dazu spiegelblankes Parkett, Kronleuchter, ringsum laufende Polster und halb getäfelte, halb mit Seide überzogene, bildergeschmückte Wände. Ueberall der Hauch einer vergangenen Zeit, einer fast unheimlich berührenden Abgeschiedenheit.

Es war im Anfang der neunziger Jahre vorigen Jahrhunderts. Friedrich Wilhelm II., welcher erst seit ein paar Jahren das Erbe seines großen Onkels angetreten hatte, saß hier oben in dem kleinen Kabinet des zweiten Stockwerks. Ein paar Lichter der broncenen Wandleuchter erhellten nothdürftig den kleinen Raum, der von dem runden Mittelsaal durch zwei schwer niederfallende Gardinen getrennt war. Der König, als ein echtes Kind seiner Zeit, mit voller Seele allen übersinnlichen Bestrebungen geheimen Orden und Spukgesellschaften ergeben, hatte den Wunsch dringend zu erkennen gegeben, die Geister Marc Aurel's, des Großen Kurfürsten und des Philosophen Leibnitz sehen zu dürfen. Athemlos, gespannt, so saß er jetzt da und starrte in den nur dämmerhaft erhellten Saal. Und nun standen die heraufbeschworenen Geister vor ihm und sahen ihn fragend an. Der König, dem es erlaubt worden war, Fragen an die Abgeschiedenen zu richten, versuchte vergeblich, seiner inneren Erregung Herr zu werden. Doch umsonst. Kein Laut drang über seine Lippen.

Aber die Geister begannen zu reden, mit strengen Worten ihn zu richten und zu ermahnen, seinem sündhaften Lebenswandel ein Ende zu machen, wenn nicht schwere zeitliche und ewige Strafen ihn treffen sollten. Wie ein Gefolterter wand sich der tief betroffene Monarch auf seinem Sessel. Er flehte mit thränendem Auge, ihn von dieser Todesqual zu erlösen, er rief nach seinen Freunden und bat, dieser furchtbaren Stunde ein Ende zu machen. Eine Weile aber sollte dieser Zustand noch währen. Endlich trat der Minister von Bischofswerder in das Kabinet ein nnd führte den zum Tode Erschöpften nach dem unten harrenden Wagen. „Bringt mich zur Lichtenau!" Das war der einzige Wunsch des eben erst seinem Strafgericht entronnenen Königs. Doch man gestattete ihm für heute die Rückkehr zu seiner Lieblingsmaitresse nicht. So kehrte er noch in derselben Nacht nach Potsdam in sein Marmorpalais zurück. Das Belvedère hat er niemals wieder betreten. Auch sein Nachfolger mied diesen Ort. Für diesen sittlich so tief empfindenden Monarchen lag es wie Fluch und Unheil auf diesem Hause. So ging ein halbes Jahrhundert darüber hin. Erst Friedrich Wilhelm VI., freier denkend und heiteren Gemüths, liebte es oft, während seines Aufenthaltes in Charlottenburg, hier oben auf dem nach Westen vorspringenden Balkone Abends seinen Thee einzunehmen und mit stillem Behagen über die weite Fluß- und Waldlandschaft bis zu den Festungswerken Spandaus zu blicken. Mit seinem Tode war das Belvedère wieder verlassen und ist es bis heute geblieben. Es ist wenig, was diese einsame Stätte kommen und gehen sah, aber dieses Wenige hat ihr für noch lange hinaus einen geheimnißvollen, unverwischbaren Reiz verliehen. —

Sobald die Spree an dem Ufergelände des königlichen Parkes vorübergeflossen ist, treten zur Linken die Höhen hervor, welche die Kolonie Westend und den mit Villen, Gärten und Vergnügungsorten besetzten und sich bis zum bastionsartig vorspringenden Spandauer Bock hinziehenden Straßenzug tragen, während

dahinter die dunkle Linie des schönen Grunewaldes dieser Landschaft ein wirksamen Abschluß giebt. Zur Rechten der hier mit Segelschiffen oft dicht bedeckten Spree zeigen sich die bläulichen Linien der Jungfernhaide und die ferneren in Duft verschwimmenden bewaldeten Uferhöhen des romantischen Tegeler Sees. Sumpf und Moor und Schilf begleiten jetzt den Schlußlauf der Spree; immer näher, immer plastischer bauen sich vor uns düstere Festungswerke, dahinter eine rothe Dächerschaar und darüber eine hochragender Spitzthurm auf. Dann sind wir am Ziele. Gegenüber eines verwetterten, runden Steinthurmes, im Angesicht von Spandau, ergießt sich das einstige übermüthige Gebirgskind, unsere Spree, langsam und melancholisch in die Havel. Unsere Wanderfahrt hat damit ihr Ende erreicht.

Spandau ist ein sehr alter Ort, vielleicht mit eine der ältesten Niederlassungen in der Mark. Schon Albrecht der Bär nahm diesen eroberten wendischen Ort mit in die Kette der befestigten Punkte auf, welche er zur Abwehr der fort und fort wiederkehrenden Einfälle der zurückgedrängten, theilweise auch unterjochten Wendenstämme errichtet hatte. 1197 wird dann Burgvogt „Everhardus de Spandau" genannt. Daß es ein fester Ort gewesen sein muß, geht auch daraus hervor, daß 1229 die Markgrafen Johann I. und Otto III. nach dem unglücklichen Treffen bei Plaue an der Havel in der Burg Spandau gesicherten Unterschlupf suchten und fanden, ein günstiger Umstand, welcher die Umwohner der Burg bewog, sich schleunigst Stadtrechte auszubitten, wozu 1232 dann noch das Privilegium kam, daß alle Orte der Kreise Teltow und Neu-Barnim sich das Brandenburger Stadtrecht in Spandau holen mußten. Es würde zu weit führen, einen auch nur flüchtigen Abriß der Geschichte dieser für die Mark so bedeutsamen Stadt hier zu geben. Nur einige Ereignisse mögen hier noch Platz finden.

Für die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg nimmt Spandau die vornehmste Stellung ein. Der

Domprost, spätere Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, war einer der Ersten, welche der befreienden Lehre Eingang verschafften. Schon 1527 reichte der von Luther hoch gepriesene Mann das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Als Joachim I. 1535 dann gestorben war, dessen Gemahlin längst im Geheimen zur neuen Lehre übergetreten und deshalb vor ihrem zürnenden Gemahl geflohen war, da holte man die Märtyrerin ihrer Ueberzeugung im feierlichem Zuge, allein 500 Pferde, nach Spandau zurück, wo alle treuen Anhänger, unter ihnen auch Melanchthon, versammelt der Fürstin harrten. Am 1. November 1539 reichte dann in der Nikolaikirche zu Spandau Jagow dem Kurfürsten Joachim II. das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Tags darauf folgte die Bürgerschaft von Berlin seinem Vorbilde.

Ihre ersten Befestigungen empfing die Stadt 1318, Wälle und Mauern, deren Thore sie dem falschen Waldemar nicht öffnete. Die Burg lag damals an der Stelle der heutigen Citadelle, deren Bau 1560 durch Christoph Römer begonnen und in vortrefflicher Weise ein Vierteljahrhundert später durch den Grafen Rochus von Lynar fortgesetzt wurde. Wie einst Metz durch seine Unüberwindlichkeit den Ehrennamen „la Pucelle“ bis 1870 trug, so hätte auch Spandau diese Auszeichnung verdient. Erst am 25. Oktober 1806 ergab sich die Festung ohne einen Schuß den Franzosen; ihr treuloser Kommandant wurde dafür vom Könige für vogelfrei erklärt. Am 27. April 1813 ward sie dann den Franzosen wieder entrissen. Von da ab ist man bis heute bemüht gewesen, durch bedeutende Erweiterungen und Neuerungen der Festung, welche für die Sicherheit und den Schutz der deutschen Reichshauptstadt nach Westen hin von außerordentlichem Werthe ist, immer mehr Sicherheit und Uneinnehmbarkeit zu geben. Durch die Errichtung immer neuer großartiger Werkstätten zur Herstellung von Kriegsmaterial aller Art, hat sich Spandau auch noch zu einer bedeutsamen Fabrikstadt emporgeschwungen. — Der runde, glatte Thurm innerhalb der Citadelle Spandaus, dem

gegenüber die Spree sich in die Havel ergießt, heißt der Juliusthurm. In seinem Innern ruht des deutschen Reiches Kriegsschatz, 120 Millionen Mark, ein Nothpfennig für die Mobilmachung des deutsches Heeres, sollte es einem eifersüchtigen Nachbar wieder gelüsten, uns zur Vertheidigung unserer Grenzen, unserer Ehre, die Waffen in die Hand zu drücken. Der Juliusthurm ist ein ehrwürdiger, uralter Zeuge grauer Vorzeit. Wie lange er sein verwettertes Haupt in den blauen Fluthen der Havel spiegelt, weiß Niemand. Es geht die Sage, daß er noch ein letztes Ueberbleibsel wendischer Heidenzeit sei.

Sei wie ihm wolle. Er hat ein Anrecht darauf, heute stolzer und freier, als je sein Haupt zu erheben. Dieselben Wellen, welche jetzt den so viel Reichthum treulich bergenden Thurm umspülen, sie rauschen, noch ehe der Abend niedersinkt, an einem kaiserlichen Sommersitz unweit Potsdam vorüber, in dem jener greise, ruhmgekrönte Herrscher weilt, welcher die deutschen Heere über den Rhein von Sieg zu Sieg bis in das Herz Frankreichs hinein führte, der die deutschen Stämme nach langer Trennung und Sehnsucht wieder zu Einem Reiche verschmolz, dessen Kaiserkrone heute sein ehrwürdiges Haupt schmückt. Möchte dem deutschen Reiche noch lange hinaus seine wachsende Wohlfahrt, ein segenwirkender Friede beschieden sein, immer aber die hohe Achtung, welche es heute über den ganzen Erdball genießt.

Muskau.

Varnhagen von Ense war es, welcher während seines Aufenthalts in Muskau am 31. Juli 1828 dem fern in England weilenden Besitzer desselben, Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, mit enthusiastischer Begeisterung über diesen Zaubersitz schrieb: „Indem ich dieses Blatt an Sie zu richten wage, folge ich dem Drange von Empfindungen, welche mir aus dieser Oertlichkeit von allen Seiten zuströmen, folge ich dem Gefühle des Wohlseins und der Dankbarkeit, welches meine Brust im Genusse dieses Aufenthalts erfüllt, und fürchte daher nicht die kleinste Mißdeutung von Ihnen, der Sie in dem Ausdruck, den ich Ihnen so gern darbringe, nichts Anderes wiederfinden können, als was Sie schon an Ihren Naturgebilden gewohnt sind, das Gedeihen, Wachsthum und Erblühen alles dessen, was Sie verschwenderisch ausgestreut." — „Ich kannte den Dichter," heißt es späterhin weiter, „aber seine Gedichte kannt' ich nicht, nur unbefriedigend hatte mir es verlautet, daß deren vorhanden wären. Und nun auf einmal eröffnen sich die reichen Blätter, ich schwelge in den zauberischen Gedichten, ich sehe mich in eine nicht erwartete Welt versetzt, deren Urheber ich nun erst in ungeahndeten Bezügen seines Wesens neu

erkennen lerne! Wahrhaftig, das Bad und der Park von Muskau sind ein mächtiges Gedicht, den größten und fruchtbarsten Werken schöner Kunst vergleichbar, dem widerstrebendsten Stoffe durch Geisteskraft siegreich abgewonnen, dem Hervorbringer ein leuchtendes Ehrendenkmal." — „Wie so," ruft er vorwurfsvoll aus, „ist dieser herrliche Park, der, nach dem Ausspruche vollgültiger Zeugen, mit Allem, was Alt-England in solcher Art darbietet, an Schönheit sich messen kann, alles in Deutschland Vorhandene aber auch durch die Art weit übertrifft, nicht längst nach Würden bekannt und gepriesen, nicht wenigstens in Berlin, den so sehr der Naturschönheit und Naturbildung bedürftigen Landsleuten als ein Zeugniß und Ziel der musterhaftesten Bestrebungen lebendiger vor Augen?" — Die Schönheit Muskaus, welche Varnhagen damals erst im stillen, aber steten Aufblühen bewundern durfte, hat sich seitdem in vollendeter Pracht entfaltet, alle jene entzückenden Reize, fein empfundenen Stimmungen, welche der Fürst mit geistigem Auge ahnend hier schuf, heute als ein Gesammtbild wohlthuender Harmonie, staunenswerther Schöpferkraft und edlen Kunstsinns, lieblich und großartig zugleich, vor uns ausbreitend. Aber auch die dumpfe Lauheit für diese geradezu einzige Schöpfung des genialen Altmeisters der deutschen Gartenkunst, dem die Anerkennung als Gärtner weit über das Ansehen des Fürsten, den Ruhm eines witzigen Schriftstellers stets ging, ist längst einer lauten und rückhaltlosen Bewunderung gewichen. Seit Jahrzehnten ist Muskau, nachdem der Mangel aller Verkehrswege früher ein Aufsuchen dieses noch heute entschieden bedeutendsten Parkes Deutschlands für die große Welt fast unmöglich machte, ganz abgesehen von seinem Werthe als heilkräftiger Kur- und Badeort, die Wallfahrtsstätte unzählig Tausender geworden, die mit Entzücken und Staunen dies Zauberland durchschweiften, in dem jeder Schritt neue Schönheiten enthüllt, die köstlichsten Wunder offenbart,

und die rauschenden Wipfel sich hoch wölbender Bäume geheimnißvoll phantastische Märchen und lachend wehmüthige Erinnerungen dem sinnend Lauschenden zuzuflüstern scheinen.

Ueber Muskau und das gesammte gärtnerische Schaffen des unvergleichlichen Fürsten, der in der Verschönerung der Erde seine Lebensaufgabe sah, und in dem die Gärtner mit Recht ihren Schutzpatron verehren, der zuerst ihre Arbeit in eine höhere Sphäre hob und der Welt gegenüber adelte — schreibt Professor Koch sehr wahr: „Was der Fürst auf diese Weise zur Ausbildung des ästhetischen Gefühles des Menschen überhaupt gethan, ist bedeutend. Man bedenke, daß was irgendwo durch ihn in der bildenden Gartenkunst geschah, nicht allein dem Besitzer der Anlagen, sondern dem deutschen Volke zu Gute kam. Unbewußt freilich nahmen meist die Lustwandelnden das Schöne in sich auf und ihre sittliche Kraft wurde damit gestärkt. Man hat so viel über den sittlichen Einfluß unserer Kunstmuseen geschrieben und gesprochen; über die lebendigen großen Bilder, die der Gartenkünstler und oft in den eintönigsten Gegenden hervorzaubert, und über deren Einfluß auf das Gemüth des Menschen hat sich Niemand geäußert. Und doch wirken Anlagen und Gärten nicht weniger, abgesehen davon, daß sie auch den Gesundheitszustand der Gegend befördern."

Muskau ist zu allen Zeiten schön, aber am schönsten doch, wenn im Frühling der Duft und Farbenglanz der Blüthen mit dem lachenden Grün wasserdurchflossener Wiesen, dem jungen glänzenden Laub der Thäler und Höhen zu wetteifern scheinen, oder wenn der Herbst Alles in ein goldiges Gewand kleidet und der Blick droben über das malerische Bild der Stadt fort zu den bläulich schimmernden Kuppen der im Süden aufragenden Berge sehnsuchtsvoll schweift. Dauernder, als Erz und Stein hat sich der Schöpfer dieses wundervollen Erden-

winkels ein ehrendes, herrliches Denkmal in dem Park von Muskau selbst errichtet.

Stadt und Schloß Muskau, eine Meile südlich von der Grenze der Provinz Brandenburg, bildet den Mittelpunkt der Standesherrschaft Muskau im preußischen Regierungsbezirk Liegnitz, welch' letztere auf einer 8,5 Quadratmeilen großen, von Spree und Lausitzer Neiße umsäumten Fläche außer Muskau noch 38 Ortschaften mit ungefähr 15,400 Einwohnern, darunter 9000 Wenden, umfaßt, deren Tracht und Sprache sich charakteristisch von denen anderer Wendenstämme, wie im Spreewalde und bei Bautzen, unterscheiden. Besonders ist es das weiße Häubchen mit dem aufrecht im Halbbogen stehenden Spitzenrand, welches jeder Muskauerin das fatale Aussehen eines Heiligenscheines verleiht. Die Standesherrschaft Muskau gehörte im 16. Jahrhundert der Familie von Schönaich, von welcher sie an den Kaiser Rudolf II. kam, welcher sie 1597 an den Burggrafen von Dohna erblich verkaufte. 1645 befand sie sich in den Händen der Freiherren von Callenberg und seit 1795 im Besitz des Grafen von Pückler, dessen Sohn, der Schöpfer des weltberühmten Parkes, 1822 den Fürstentitel empfing, als Entschädigung für manche Einbuße an Rechten und Besitzen, welche die Herrschaft durch die Einverleibung von Sachsen in Preußen nach den Befreiungskriegen erlitten hatte. 1845 entäußerte sich der Fürst seines Stammsitzes, um späterhin sein Nebengut Branitz, wenn auch nicht in gleicher Großartigkeit, doch mit gleicher Kühnheit und Künstlerschaft zu einem vielbewunderten Paradies umzuwandeln. Muskau, welches die Grafen Nostitz und Hatzfeldt käuflich erstanden hatten, kam schon das Jahr darauf in den Besitz des Prinzen Friedrich der Niederlande, welcher mit umfangreicheren Mitteln, als sie Pückler zu Gebote gestanden hatten, die Schöpfung des Fürsten in dessem Sinne erhielt und erweiterte. Nach seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode ist

Muskau durch Kauf an den Grafen von Arnim übergegangen, welcher, wie seine Vorgänger, bestrebt sich zeigt, pietätvoll und mit Kunstverständniß das Vermächtniß Pückler's treulich zu verwalten.

Die Stadt Muskau (3100 Einwohner) zieht sich, lang hingestreckt, sanft steigend und fallend, als fast nur eine Hauptstraße, zwischen einer prächtig bewaldeten Hügellehne und dem Schloßpark hinan und ist vom Fürsten durch geschicktes Gruppiren und Bepflanzen so trefflich verdeckt, daß man thatsächlich während des Lustwandelns unter den Bäumen des Parkes nicht das geringste Anzeichen ihrer allernächsten Nähe empfängt, bis auf einige Gebäude, wie die Kirche und Brauerei, welche zugleich als Staffage der fort und fort wechselnden Landschaftsbilder dienen. Muskau besitzt außer seiner Stadtkirche noch eine wendische, wie eine neue katholische Kirche, bietet aber sonst wenig Sehenswerthes. Fabrikation von weitbekannten und begehrten Töpferwaaren, dem sogenannten „Muskauer Steingefäß", der rührige Betrieb nahe gelegener Braunkohlenbergwerke, wie die Gewinnung vorzüglichen Thons und Alaunerzes bilden die Haupteinnahmequellen der Bewohner. Muskau ist ein uraltes Städtchen. Ehemals ein Hauptsitz der Wenden, deren Opferplätze und Heiligentempel sich hier erhoben, wovon nicht allein zahllose Ausgrabungen, sondern auch die ehrwürdigen Rieseneichen der Umgebung ein vollgültiges Zeugniß ablegen, wird die Stadt bereits 1033 in einer alten Chronik aufgeführt, als volkreich mit hohen, vom Alter zerbröckelten Mauern. Tartaren verwüsteten 1241 nach einer blutigen Schlacht die Stadt und Grenzveste, jedoch beide erstanden bald wieder aus dem Grunde neu auf. Die Hussiten legten das Schloß späterhin in Asche, Tiefenbach verbrannte im dreißigjährigen Kriege sämmtliche Dörfer der Herrschaft, während Kroaten Stadt und Schloß einer gründlichen Plünderung unterwarfen.

Nach dem Wegzuge Wallensteins, der hier sein Feldlager aufgeschlagen hatte, brannte rings der Wald sechs Wochen lang, bis endlich auch das neue Schloß in Flammen aufging, worauf es dann schöner und herrlicher, als je, noch einmal emporstieg, während das arme Städtchen 1766 völlig durch einen Brand vernichtet wurde und nur Dank der hülfreichen Unterstützung der Familie von Callenberg, sich endlich mühsam wieder erholte. 1866 ist dann das Schloß noch einmal einer glänzenden Renovirung unterworfen, unter Beibehaltung des überaus reichen Renaissancestils. Wenn es durch die alten Chroniken der Schloßbibliothek nur wie Krieg und Verwüstung schallt, so weht um so lieblicher der innigste Friede und die goldene Anmuth durch die Laubgänge und blüthenschimmernden Sträucher des weiten malerischen Parkes, der immer ein Juwel deutscher Gartenkunst bleiben wird, so lange Einfachheit und ungezwungene Natürlichkeit das Geheimniß und die Größe der Kunst ausmachen, so lange letztere selbst dort, wo sie dem Nützlichen sich unterordnete, noch in schöner Form zur Erscheinung kommt. Das Studium der Natur und das Zurückführen auf ihre weisen und harmonischen Gesetze hatte Pückler während seines mehrjährigen Aufenthaltes in England hoch schätzen gelernt. Darum auch die schrankenlose Bewunderung für Repton, den berühmten englischen Landschaftsgärtner. „Repton bleibt der Heros unserer Kunst, die wahre Bibel der Landschaftsgärtnerei!“ schrieb der Fürst an Petzold, den späteren Gartendirektor von Muskau.

Wie Petzold unter Anleitung Pückler's aus dem Schüler zu einem trefflichen Meister sich allmählich emporarbeitete, dessen wissenschaftliche Arbeiten noch lange eine ausgezeichnete Quelle des Genusses und der Kunstfreude für alle Jünger und Freunde der Gärtnerei bleiben werden, so war der jugendliche Fürst trotz rauschender Feste und zahlloser verliebter Abenteuer ein eifriger Studirender des englischen

Meisters gewesen, ohne doch dabei die Eigenart seiner Natur und Empfindungsweise jemals einer anderen zu unterordnen. Original in seinem Denken, seiner ganzen Lebensauffassung, blieb er es auch in seinen gärtnerischen Musterschöpfungen. Die Natur war und blieb seine größte Lehrmeisterin. Niemals kam es ihm bei, dieselbe umzumodeln, neu schaffen zu wollen. Die Eigenthümlichkeiten jedes Terrains waren ihm gleichsam Gesetze. Indem er sie studirte, hob er ihre Vorzüge hervor und lieh dadurch allen seinen Werken das Gepräge einfacher Größe, natürlicher, hoheitsvoller Schönheit.

Petzold hat in seiner biographischen Skizze über den Fürsten Pückler dessen gärtnerische Thätigkeit in eben so liebevoller als charakteristischer Weise geschildert. „Wenn der Fürst ein neues Terrain zur Anlage bestimmt hatte," heißt es darin, „so waren es zuerst die Wege, welche er absteckte und gleich und soweit planiren ließ, daß sie auch begangen und befahren werden konnten. In Führung der Wege war er ein großer Meister. Mit Recht behauptete er, sie seien die unsichtbaren Führer, welche den Beschauer unbemerkt auf die schönsten Punkte leiteten, und es komme Alles darauf an, wie eine Gegend oder auch ein Gegenstand in derselben gezeigt werde. Ihre Führung war eine ungezwungene, gleichsam sich von selbst ergebende, und ihre Bauart, je nach ihrer Bestimmung als Fahr- oder Fußwege, bequem und zweckmäßig. Das „Zuviel" hat er hierin stets vermieden; jeder Weg mußte seinen bestimmten Zweck haben, und dieser stets in die Augen springen. Nur vorhandene oder geschaffene Hindernisse waren bestimmend für die Biegung derselben. Zuviel Wege haben keinen Zweck, sie durchschneiden das Terrain unangenehm und verkleinern es scheinbar; nebenbei vertheuern sie die Unterhaltung. Um den Charakter der Größe nicht zu beeinträchtigen, ließ er auch die nothwendigen Wege so wenig, als möglich,

sichtbar werden, und immer nur da, wo dieses Sichtbarwerdenlassen zur Charakterisirung der Umgegend nothwendig war."

„Nachdem die Wege bestimmt waren, ging der Fürst an das Abstecken der Pflanzungen, zuerst der größeren Massen derselben, um erst das Bild in seinen großen Umrissen und Grundrissen gewissermaßen festzustellen, dann an die Profilirung des Bildes durch Aufstellung einzelner, namentlich gleich großer Bäume und Baumgruppen, welche übrigens auch, wenn nöthig, gleich in die Pflanzung vertheilt wurden, und an die kleineren Partien; zuletzt kamen die Planaden und Rasenflächen."

Wenn der Muskauer Park verhältnißmäßig wenig Nadelholz aufweist, so hat auch hierin wieder der Fürst einen Beweis geliefert, wie wunderbar feinfühlig er seine Gartenschöpfungen dem Charakter der Gegend anpaßte. Denn gerade die engere wie weitere Umgebung Muskaus zeigt fast nur Nadelwälder. „Von allen Höhen des Parkes," schreibt Petzold, „übersehen wir unendliche Kiefernwälder, und überall haben wir einen bewaldeten Horizont, was sehr schön ist, nirgends kahle Höhenzüge. Da er nun die ganze Gegend, soweit das Auge reicht, als zu seinem Landschaftsbilde gehörig betrachtete und sie als ein Ganzes auffaßte, so behandelte er diese Nadelwälder als Hintergrund und brachte, wie die Maler mit Farben, seine prachtvollen Schattirungen durch beinahe 3000 Morgen Laubholzpflanzungen aller Art hervor, welche, Höhen und Thäler bedeckend, durchaus im Verhältniß zu dem weit größeren Nadelwaldmeere stehen und ihm das Gleichgewicht im Bilde halten. Er milderte auf solche Weise den früheren düsteren, eintönigen Charakter der Gegend und gab ihr Kolorit." — Aber auch über sein eigenes Gebiet hinaus waltete er als Landschaftsgärtner in hochherziger Weise. So brachte er eine ganze Reihe großer Bäume der nachbarlichen Fluren käuflich an sich, damit dieselben, welche der Gegend Charakter und Wechsel liehen,

nicht der Axt anheimfielen. Den französischen Gartenstil nannte er sehr treffend ein Hervortreten der Architektur aus dem Hause in den Garten; den englischen: ein Hervortreten der Landschaft bis vor unsere Thür. Vermittelnd zwischen beiden Richtungen, schuf er in reizvollster Weise seine das Haus umgebenden Blumengärten, wo er die verschiedenartigsten symmetrischen Figuren zu Blumenstücken vereinigte. Gerade hierin ist er dann bis auf die sinnloseste Weise nachgeahmt worden, die in unseren Tagen oft die merkwürdigsten Erfolge aufweist. „Hätte ich ahnen können," sagte Pückler späterhin gar oft, „daß mit diesen Blumenstücken ein solcher Unfug getrieben würde, ich würde sie niemals angefangen haben." Pyramidenpappeln als Einfassungen von Fahrwegen, schien ihm geradezu ein Verbrechen für jedes ästhetisch gebildete Auge. Nur gruppenweise hat er sie hier und dort deßhalb in seinen Landschaftsgemälden benutzt. Bei all' seinen Anlagen hat er niemals gleich nach einem vollständig ausgearbeiteten Plane geschaffen. Mit der Arbeit wuchs ihm sein Kunstwerk unter den Händen gleichsam. „Von Kindheit an," schrieb er einmal an Petzold, „hatte ich den Plan, die Gegend um das Schloß zu verschönern; die Ausdehnung wuchs mit dem Fortschritt. L'appétit vient en mangeant. Die Abweichungen von dem ursprünglichen Plane sind gering, und beim Fortarbeiten regeln sich dergleichen Veränderungen von selbst. Nur Garteningenieure wie Lenné, die nach einem gewissen Grundschema nachher Alles über einen Leisten schlagen, bleiben ihrem einmal gezeichneten Plane stets treu und sind froh, wenn sie fertig sind und ihr Honorar einstreichen können. Organisch erwachsenes Leben muß man aber in solchen Schöpfungen nicht suchen, ebensowenig, als Naturverständniß oder auch nur richtige Lokalberücksichtigung. Wer aber sonst nur zu klappern versteht, kann doch auch auf diesem Wege viel Renommé erlangen, wie die Erfahrung in der Künstlerwelt überall zeigt; und wo eine anhaltende Thätigkeit

waltet, ist auch immer schon ein Verdienst. Nur die Nichtsthuer sind ganz unnütz."

Wie Pückler jeder Landschaft gleichsam ihren Ideengehalt ablauschte, seine Motive für die köstlichsten Bilder der Natur selbst entnahm, Gegebenes allzeit in genialster, feinsinnigster Weise für seine Ideen und Ziele zu verwerthen verstand, so auch hat er speziell in Muskau wahrhaft Großartiges in der Benutzung des Wassers geleistet, sowohl in den Uferanlagen der seinen Park theilend durchströmenden Neiße, als in der bis in die kleinsten Einzelheiten eben so meisterhaft durchdachten als künstlerisch empfundenen Verwendung des schmalen Seitenarms dieses Flusses, dem er, ein graziöser, geschmackvoller Führer, den Weg durch den Park anwies, bald als heiteres Flüßchen, als blumenumdufteter Lucien-See, in dem sich das stolze Schloß mit seinen Zinnen, Erkern und Thürmen spiegelt, und wieder als dunkler Eichsee, dessen Wasser unter verschwiegenen, dichten Laubkronen schauernd dahinströmt, um endlich, das Licht der Sonne grüßend, schäumend und perlend sich über phantastisch aufgethürmtes Steingebilde mit dem Hauptstrom wieder zu vereinen. Varnhagen hatte Recht, Muskaus Park mit einer Dichtung zu vergleichen. Je mehr man sich liebevoll in seine Einzelheiten versenkt, um so anregender der Genuß, um so reicher die Fülle der Schönheiten. Schattige Thäler, lichtanstrebende Höhen, hier wie ein Idyll, dessen süße Lyrik uns wohlthuend umschmeichelt, dort einem Drama gleich, erhebend, begeisternd, fortreißend; Wiesengelände, zwischen deren buntgesprenkelten Feldern friedlich Haidschnucken grasen; Rieseneichen mit alten Steinmalen, vom Schauer sagenhafter Romantik umwoben; grüne Dome, zur Andacht und Erhebung stimmend, dann wieder, wie ein geistreiches Bonmot nachlässig hingeworfen, auf weitem Rasenteppich ein einzelner grotesker Wachholderstrauch, von einer schlanken Birke nachbarlich behütet: so reiht sich Bild an Bild in immer wechselnden Formen,

Farben und Lichtern. Keine Baumart, welche nicht der Park aufwies, kein Standpunkt, der nicht immer wieder neue Ueberraschungen, ungeahnte Genüsse böte. Ausblicke in die sonnenbeglänzte, duftige Ferne, über Park, Schloß und Stadt fort, oder in ein träumerisch stilles Waldinneres. Jede Wegbiegung zeigt neue Wunder, und dennoch nirgends ermüdende Wiederholung. Jede Tageszeit findet hier ihre intimere Schönheit, durch Lage, Bepflanzung und Beleuchtung bedingt. Denn nichts hatte Pückler einst unterlassen, seine Schöpfung von allen möglichen Punkten, zu allen möglichen Stunden gewissenhaft zu prüfen, bei Sonnen- und Mondschein, bei trübem Himmel oder Fackelbeleuchtung. So steht Muskau fast einzig in seiner Art unter den Schöpfungen Deutschlands da. Auch seinem an das Schloß grenzenden Blumengarten gab er eine landschaftliche Gruppirung. Dies blieb ihm überall, wo er pflanzte, seine Hauptbedingung, daß nichts getrennt, sondern stets Eins in das Andere übergehend darzustellen sei. „Er betrachtete denselben," wie Petzold sagt, „als eine Erweiterung der Wohnzimmer, und ließ, wie in jenen, so in diesen, seiner Laune, was die Ausschmückung mit Blumen, Vasen, Statuen u. s. w. anlangte, freien Spielraum." Dies, sein poetisches Streben, gerade durch Varnhagen so rückhaltlos anerkannt zu sehen, bereitete dem Fürsten die höchste Genugthuung. „Es ist allerdings," schreibt er an denselben, „der schwache Ausdruck meiner Poesie, der Ihnen dort in Blumen, Fluß und Wiesen entgegengetreten ist, und ich war immer der Meinung, daß ein Kunstwerk nicht allein mit Hülfe des Griffels, Pinsels oder Meißels, sondern auch mit den eigenen Materialien der Natur darzustellen sei. Ueberdem verdankte ich dieser von je her meine höchsten Freuden und widmete ihr daher auch mein innigstes Streben." — „Ihr höherer Dichtergenius hat aus der entworfenen, partiell von mir sogar condensirten und fast nirgends vollendeten bloßen Skizze das Ideal schon im Geiste

geschaffen, was mir nur vorschwebt — und dies allein ohne Zweifel verdient das verführerische Lob, das ich mir noch nicht anmaßen kann.“ Indem Pückler die Schwierigkeiten seines Unternehmens, die Beschränktheit seiner Mittel betont, kommt er auf seinen Aufenthalt in England, welcher für sein gärtnerisches Streben so überaus fördernd, anregend und lehrreich sich gestaltete. „Er hat mich,“ sagt er, „ich hoffe es wenigstens gänzlich vom Nachahmen befreit, vom sklavischen, grundlosen, meine ich, und erst jetzt traue ich mir in dieser Hinsicht zu sagen: Anch' is son pittore — obgleich die Künstler von Profession über eine solche Anmaßung lachen würden, aber die Dichter — die verstehen mich.“

Was hatte ihm die Landschaft entgegengebracht, als Pückler daran ging, den Sitz seiner Väter zu einem staunenswerthen Paradiese umzuwandeln? Eine Kiefernhaide, durchströmt von dem Wasser der Neiße, im Halbkreis von angenehmen Höhenzügen umschlossen, welche hier und da, ein köstlicher Schatz, riesenhafte, dichtbelaubte Eichen, als ein Vermächtniß slawischer Vorzeit, noch aufwiesen. Dieser Landschaft drückte er den Stempel seines Geistes auf. England, Frankreich und Italien hatten seinen Sinn für das Künstlerische in der Natur erweitert, ihn für die herrliche Aufgabe mit reichen Kenntnissen ausgestattet, die nun das Werk seiner unermüdlichen Schaffenskraft ward. Sein Lieblingskind hieß Muskau, und nicht ohne Stolz äußerte er sich einmal zu Bettina v. Arnim, Muskaus Park sei sein Herz, wer sein Herz kennen lernen wolle, müsse den Park sehen. Und so reich an Widersprüchen und Schwächen Pückler's Charakter sich auch sonst allezeit offenbarte, in seinen Parkschöpfungen lebt ein idealer Geist, der zur Bewunderung stimmt, wohnt ein reiches, edles Herz, das man eben so verehren, als lieben muß. — —

Von Station Weißwasser führt uns eine Sekundärbahn in einer halben Stunde nach dem Oberlausitzer Juwel Mus-

kau. Kleine Schluchten, Kiefern bestandene Anhöhen, an deren Fuß hier und da eine einzelne Wohnstätte sich anschmiegt, sind der einzige Unterschied, welcher uns nach einer mehrstündigen Fahrt durch das Sumpfgebiet des Spreewaldes und endloser Strecken platten Landes jetzt beim Verlassen des Zuges entgegentritt. Von Park, Schloß und Stadt Muskau nicht das geringste Anzeichen. Doch kaum daß wir eine luftige Steinbrücke hinter dem Bahnhofe überschritten haben, als mit einem Male, wie durch Zauberhand berührt, Alles hinter uns versinkt, eine neue Welt sich vor uns aufthut. Die Trostlosigkeit märkischen Sandes, die Schlichtheit der Kiefernlandschaft ist verschwunden. Bei der Biegung des Weges empfängt uns mit Blüthenduft und wohlgestimmten Vogelsang der Anfang des Parkes, welcher bis zur nahen Stadt hin die malerisch gruppirten Gebäude des ehemaligen Hermannsbades, jetzt in dankbarer Erinnerung für den verstorbenen Prinzen Friedrich der Niederlande Hermann-Friedrichsbad genannt, umfaßt. Die Laubkronen mächtiger Bäume wölben sich in allen Farben und Formen über uns, wohlgepflegte Wege leiten durch üppige Strauchgruppen und grüne Rasenbeete. Rechts schlängelt sich unter träumerisch nickenden Birken, Erlen und säuselnden Linden die Neiße entlang, während zur Linken dunkle Tannenhöhen, von Buchen und Eichen untermischt, uns begleiten. Und jetzt weitet sich der Blick und weilt auf einer entzückenden Landschaft, von Blumenterrassen, plätschernden Springbrunnen, Esplanaden, Brückchen, Villen, Rondels, dem Kur- und Badehaus, Pavillons und auf- und niedersteigenden Schlängelwegen anmuthig belebt, Alles überragt von dem schirmenden Höhenzuge, welcher dieser entzückenden Schöpfung des Muskauer Bades ein eben so stimmungsvolles als charakteristisches Relief verleiht. Die Gemahlin Pückler's war es einst gewesen, welche in längerer Abwesenheit ihres Gatten die Errichtung dieses Bades in Angriff nahm, als man beim Betrieb des

nahen Alaunbergwerkes und dem Umwandeln der Landschaft auf mineralische Quellen, besonders eisenhaltige, zufällig stieß. Am 23. Juni 1823 fand die feierliche Einweihung desselben statt. Die Fürstin wollte zeigen, daß sie im Talent für landschaftliche Anlagen immerhin ihrem Gatten gegenüber nicht brauchte zu erröthen, und so schuf diese künstlerische Seite ihres Wesens ein neues Band der Sympathie, welche das fürstliche Paar nur noch enger fortan an einander schloß. Pückler war stolz darauf, den Geschmack für diese ideale Welt, für die er lebte und webte, mit seiner Lucie, seiner „Schnucke", wie er sie scherzhaft bis zu ihrem Tode zärtlich nannte, theilen zu dürfen.

Das Hermann-Friedrichs-Bad zu Muskau, aus Moor- und stark eisenhaltigen Mineralbädern, Dampf-, Kiefernadel- und Wellensturzbädern in der Neiße bestehend, ebenso einen Trinkbrunnen, den Hermannsbrunnen, besitzend, ist von einer so vorzüglichen Heilkraft, welche nach den Aussprüchen bedeutender Sachkundigen, der von Marienbad und Franzensbad gleichkommt. Wenn Muskau als Bad trotzdem noch immer nicht in weiteren Kreisen die ihm gebührende Anerkennung fand, so ist der Grund einerseits wohl in dem früheren Mangel günstiger Verkehrswege, wie den Anforderungen der Zeit sich anpassenden Einrichtungen des Badewesens zu suchen gewesen. Die Görlitzer Bahn hat seitdem Muskau in das große Schienennetz des europäischen Verkehrs gezogen, ebenso hat das Bad längst durch den verstorbenen vorigen Besitzer, Prinz Friedrich der Niederlande, ein äußerst geschmackvolles und schmuckes Kleid angelegt. Durch die Erbauung eines neuen mit allen therapeutischen Erfordernissen, mit Behaglichkeit und Eleganz ausgestatteten Badehauses, durch die Einrichtungen anheimelnder Wohnungen, wie vielfacher anderweitiger Verbesserungen, hat sich Muskau in würdigster Weise den anderen deutschen Badeörtern angereiht. Die Heilkraft seiner Bä-

der, die zauberische Anmuth seiner weiten landschaftlichen Umgebung, dies Alles spricht überzeugend dafür, daß Muskaus Blüthezeit sicherlich schon der nächsten Zukunft angehört.

Von dem Hermann-Friedrichs-Bad aus die Chaussee überschreitend, welche bald darauf in die Hauptstraße der Stadt Muskau übergeht, gelangt man zu dem linken Ufer der rasch dahinströmenden Neiße, an welcher Seite ein prächtiger Laubgang entlang führt, welcher die reizendsten Blicke auf das gegenüberliegende Ufer gewährt, mit seinen malerischen Baumgruppen, die sich in den klaren Wellen beschauen. Brücken aller Art verbinden die Parkanlagen hüben und drüben. Hier und dort erheben sich kleine, mit Kieselgeröll bedeckte Inselchen aus dem Wasser, von denen die größeren, den Reiz der stets wechselnden Bilder zu erhöhen, mit Buschwerk und einzelnen Bäumen bepflanzt worden sind. Die gefällige Natürlichkeit dieser Erscheinungen verräth nirgends die weise Hand des großen Gartenkünstlers. Immer den Weg am linken Ufer fortsetzend, haben wir bald einen in den Park diesseits einmündenden Flußarm erreicht, nach dessen Ueberschreitung wir nun, ebenfalls links vom Wege abzweigend, dem Laufe des reizenden Gewässers folgen, um endlich, über den Hof der Oekonomiegebäude fort, in den Hauptpark einzulenken. Noch verhüllt das Dickicht der blühenden Strauchgruppen, das grüne Dach majestätischer Baumriesen jeden Ausblick auf das Nahende. Doch jetzt theilt sich der grüne Vorhang, coulissenartig schiebt sich noch einmal das blutrothe Laubwerk einer prächtigen Rothbuche davor, aber schon flimmert es sonnengoldig auf blitzenden Wellen, Blumenterrassen, von Schlingpflanzen überwuchert, eine Auffahrt, von zwei gewaltigen, vergoldeten Löwen bewacht, tauchen auf, und dann, wie ein berückendes Märchen, steigt ein herrliches Schloß mit langen, hellen Fensterreihen, Vorhof und Bastionen, mit mächtigen Thürmen, lauschigen Erkern und zierlichen Spitzen aus dem

See herauf, und, gefesselt von dem überraschenden Bilde, bleibt der Fremdling gebannt stehen und genießt mit Entzücken den unbeschreiblichen Anblick dieser Erscheinung. Architektur und Landschaftsgärtnerei feiern hier einen seltenen Sieg. Jeder Schritt hebt das alte Bild auf und schafft ein neues, wohin man auch die Blicke richtet. Blumen des Südens neigen ihre Häupter zu dem lachenden Lucien-See, in dessen Fluth sich das alterthümliche Amtshaus zur Seite des Schlosses beschaut. Und tritt man auf die von den beiden Löwen flankirte Terrasse, so schweift das Auge über den See empor zu dem über Laubwipfeln ragenden Kirchthurm Muskaus, welcher mit seinem rothen Haupte sich an den aufsteigenden Höhenzug nördlich der unsichtbaren Stadt lehnt. Eine von Buchenhainen eingebettete steile, grüne Halde hebt sich dahinter empor, ganz in der Tiefe die malerisch geborstenen Ruinen der uralten ehemaligen Kirche des Dorfes Berg umsäumend. Jenseits der Terrasse, wo hinter Bäumen das ehemals als Theater benutzte Kavalierhaus gelblich hervorschimmert, fliegt der Blick über weite Rasenflächen, über Thäler und Höhen in den Park hinaus, um sich endlich im Waldinnern zu verlieren. Zu dem Parke wieder niedersteigend, öffnet sich bald das mit Heerden zierlicher Haidschnucken belebte Schnuckenthal, welches Pückler 1817, seiner „lieben Schnucke" zu Ehren, als Bräutigam anlegen ließ und von dem er seiner Braut selbst dies Bild entwarf: „Das Schnuckenthal breitet sich unter den Fenstern Deiner künftigen, jetzt meiner Wohnung, jenseits des Schloßteichs bis an den begrenzenden, mit Busch bewachsenen Hügel aus. Ein eiserner englischer, auf 50 Schritt schon unsichtbarer Zaun umschließt die Schnucken im Thale. Ein Weg führt rings umher, der mit Blumenpartien und blühenden Gesträuchen reich verziert ist. Das klare Wasser des Sees bespült sanft die frisch-grünen Ufer, und zahme, niedliche Rehe spielen unter den Schnucken." Ein vollkommenes Idyll seiner Lucie hier zu schaffen, beschloß

Pückler innerhalb dieses sanften Thales einen „misanthropischen Schäfer in schönen idealischen Gewändern“ mit einem bronzirten Hirtenstabe für die weidende Heerde anzustellen. Es sollte dies ein Pendant gleichsam zu dem Einsiedler werden, welchen er einige Stunden entfernt mitten im Walde in eine hergerichtete Einsiedelei gesetzt hatte, eine groteske Idee, über welche er mit tollem Humor Lucie gegenüber spottet: „Der Einsiedler ist ein alter Gardist mit einer ungeheueren Nase, 6 Fuß Höhe und von schrecklichem Ansehen. Laut unserem Kontrakt muß er eine Mönchskutte tragen und darf seine Einsiedelei nur Montags verlassen, um sich im Städtchen Nahrungsmittel für die Woche zu verschaffen. Dafür erhält er freie Wohnung, Holz, Licht und 50 Thaler jährlich. Außerdem alle drei Jahre eine neue Kutte.“

Dem Rande des Schnuckenthales entlang folgend, erreicht man wieder die Neiße, über welche hier, durch eine Theilung des Flusses bedingt, eine schöne Doppelbrücke zu dem gegenüberliegenden Parktheile leitet, wobei der Blick rechts auf die Gebäude der Schloßmühle fällt, welche, wie Alles ringsum, mit in die Landschaft hinein verwebt worden ist. Stille und Einsamkeit umfängt uns jetzt. Nur die Laubkronen über uns flüstern heimlich, und hin und wieder huscht ein scheues Reh über den Weg und verschwindet in dem rauschenden, dichten Gebüsch. Eine dämmernde Schlucht nimmt uns auf. Eichen, Eschen und Buchen wölben ein Dach darüberhin, Farrenkräuter nicken zwischen Granitblöcken und der Ruf des Pirols lockt und lockt uns voran. Und schon bricht das goldene Licht durch das zitternde Gezweig, voller und sonniger, leise hebt sich der Pfad, bis er endlich droben auf einer Waldeshalde ermüdet, wo ein stattlicher Viadukt sich über eine romantische Schlucht schwingt. Noch einmal geht's hinan. Das Laubholz bleibt allmählich zurück, den Charakter des Gebirges zu kennzeichnen, tritt die Kiefer in ihre Rechte, zwischen deren braunen Stämmen hier und dort Steinblöcke sich auf dem Moos ausruhen. Zur Rechten blickt mehr und mehr das

Bild des tief unten liegenden Thales herauf, bis wir endlich den höchsten Punkt, den Hermannsberg, erreicht haben, wo eine Steinbank zum Rasten, zum Genießen einladet. Während nach Nordosten hin der Park, Schloß und Stadt Muskau, von grünen Bergen lieblich eingerahmt, uns grüßen, im Hintergrunde einzelne märkische Bergkuppen herauftauchen, fliegt nach Süden hin der Blick über zahllose Ortschaften, Ziegeleien und Mühlen bis zur Landeskrone bei Görlitz, dem Isargebirge, dem Oybin bei Zittau und den Höhenzügen der sächsischen Schweiz. Am Fuße des schönen Aussichtspunktes heben dunkle, mannigfach gestaltete Bäume ihre Wipfel empor, und ein sanft sich niederschlängelnder Weg führt hinab in das sogenannte arboretum, in dem Holzgewächse aller Art, theils in systematischer Ordnung, theils nach den verschiedenen Gegenden und Klimaten aller Erdtheile sorgfältig gezogen, eine lebendige Schule für Botaniker, wie sie kaum wieder in solcher Ausdehnung und Bedeutung in's Leben gerufen ward, bilden.

Zurück zum Park sich wieder wendend, gelangt man jenseits des nochmals passirten Viaduktes an eine geheimnißvolle, einsame Stelle am Wege. Ein Rasenhügel erhebt sich hinten, ein Steintisch nebst Bank lockt zum Weilen, ein hohes, verwettertes Steinkreuz dient als Rückenlehne. Seine Inschrift lautet:

„Die Gebeine des Unbekannten.
Aufgefunden im nahen Dickicht zwei Fuß unter der Erde, am
4. August 1832.

Hier wieder zur Ruhe bestattet nach dreimal drei Tagen. Das Gerippe verrieth einen kräftigen, jungen Mann. Dem gewaltsam eingeschlagenen Schädel fehlte kein einziger Zahn. Requiescat in pace." — Das Auffinden dieses Gerippes gab Pückler erwünschten Anlaß, seine romantische Neigung wieder einmal zu bethätigen. „Die Aussicht," schreibt er darüber an Varnhagen, „geht unter düsteren Tannen auf zwei tiefe und weite Bergschluchten. Dort will ich oft nach Mitternacht bei Monden-

schein sitzen und bei Tage Victor Hugo's ‚Notre Dame' wieder lesen." Seine Begeisterung für dieses neue Werk des jetzt heimgegangenen französischen Dichters kannte keine Grenzen. Immer wieder kommt er in seinem Brief darauf zurück. „Die Schilderung Quasimodo's," ruft er aus, „als Geist oder Dämon von Notre-Dame, zuletzt auf der sausenden Glocke wie auf einem geflügelten Ungeheuer reitend, ist so voll poetischer Schönheiten und von so brennender Phantasie, wie glühender Stahl erhitzt, daß ich ihr wenig an die Seite zu setzen wüßte." — „Jedenfalls scheinen die Franzosen durchaus neu geboren, und Victor Hugo, was ihm in Harmonie noch mißlungen und zur Karikatur geworden — das Romantische — in Notre-Dame de Paris erreicht zu haben."

Von dem Grabe des Unbekannten führt jetzt der Weg, immer auf mittlerer Höhe sich haltend, durch die herrlichsten Laubwaldungen. Lichtgrüne Birken, weißer Ahorn bilden den Anfang einer Farbenreihe, welche in dem ernsten Tannengrün der begleitenden Hügel den letzten, stimmungsvollen Grundton empfängt. Bald fällt der Blick links hinab in ein sanftes, wasserdurchflossenes Thal, dann wieder in eine wilde Schlucht, aus derem Grunde uralte Waldeichen ihre Häupter zum blauen Himmel verschlafen recken. Doch jetzt weitet sich das Thal, breite, prächtige Rasenflächen mit entzückenden Baumgruppen geschmückt, durch Farbenzusammenstellung, Höhe und Anzahl stets verschieden, dehnen sich wellenförmig zur Linken hinab, und nun taucht das Gewirr der rothen Dächer Muskaus, das prangende Schloß mit seinen in der Sonne funkelnden Thürmen herauf, Alles überragt von dem auf grüner Höhe hingelagerten Dorfe Berg mit dem schlanken Spitzthurm seiner Kirche. Hin und wieder verdeckt ein Gebüsch die Aussicht, welche dann beim Wiedererscheinen einen veränderten Reiz empfangen hat, bis wir über diesen Höhenzug des Marienberges gewandert sind und nun über ein Hochplateau den Weg nehmen. Hier ist das Reich der Rieseneichen. Ein wahrhaft

königlicher Schmuck des Parkes, in solcher Reichhaltigkeit und imponirenden Erscheinung, wie er in ähnlicher Weise schwerlich wieder angetroffen wird. Pückler wußte diesen Besitz zu schätzen, die letzten Ueberreste wendischer Götzenkultur. Indem er rundherum durch Ausschlagen sämmtlichen Holzes Luft und Raum schaffte, zwang er unwillkürlich jeden Anderen zur Mitbewunderung dieser Zeugen sagenhafter Vorzeit. An Apollonius von Maltitz schrieb er einmal darüber: „Für mich ist ein alter, schöner Baum heiliger, als Vieles, was den Menschen heilig dünkt. Auch weine ich über den Todtschlag von Weimar, wenn er ungeschickt getroffen hat. Es giebt aber Fälle, wo man das schönste, ja ehrwürdigste Einzelne dem Vortheil des Allgemeinen opfern muß. Doch that ich es nie ohne langes Nachdenken und lange Abwägung des pour et contre. Ich weiß einen Fall dieser Art in Muskau, wo ich mich neun Jahre besann und dann, trotz meiner gegentheiligen Ueberzeugung, doch nicht den Muth fand, so edles Blut zu vergießen, ein so stolzes Haupt zu fällen. Wie ideenlos darin gewöhnliche Landschaftsgärtner verfahren, habe ich oft mit wahrem Schauder angesehen, und doch einmal selbst, um eine Landschaft hervorzubringen, wo nur ein monotoner Wald war, über 3000 Stück, mitunter prächtige Riesen, geopfert, und das mit dem glücklichsten Erfolg. Die großen Weltumwandler machen es so mit Menschen, und vor der Natur kommt Beides so ziemlich auf eins heraus, nur daß die Bäume wahrscheinlich weniger leiden. Sie sehen," so schließt er, „ich bin heute in einer ganz neronischen Laune, weil ich an Napoleon denke, der uns bald fressen wird."

Einzelne, wie zu kleinen Gruppen vereinte Eichen mit ungeheuren Stämmen, jedes Laubwerk ein Wald für sich, fesseln unser Auge. Den größten Exemplaren lieh Pückler Namen. Die Riesin unter ihnen, nach ihm „Hermannseiche" benannt, ist von überwältigender Hoheit. Neun Sitze, aus erratischen Find-

lingen zusammengesetzt, lagern sich im Halbkreise um diesen kolossalen Baum. Drei Eichen taufte der Fürst, seiner Geschwister gedenkend, Schwestereichen; ferner begegnen wir einer Odinseiche, den Zwillingseichen, wie den Thoreichen, letztere deshalb so genannt, weil sie, wie er stets zu scherzen pflegte, nicht nur ein Thor bilden, sondern auch an den alten Gott Thor und vor allen Dingen an ihn, den Fürsten, selbst erinnern, der ja in seiner Verschwendung für Muskau der größte Thor gewesen sei.

Mit der letzten Rieseneiche nimmt uns ein dichter Wald wieder auf, und langsam niedersteigend, treten wir endlich aus dem grünen Labyrinth auf einen anmuthig mit blühenden Büschen bedeckten Waldplatz. Aus grüner Niederung blitzt der Wasserspiegel der Neiße uns entgegen, liebliche Gebäude ziehen sich an dem Ufer empor, und vor uns, halb von dem schützenden Geäst ehrwürdiger Bäume verborgen, lugt eine Gruppe seltsam geformter niederer Hütten, rohrgedeckt und mit schmalen gothischen Fenstern geziert, aus Fliederhecken hervor, das sogenannte „Englische Haus", welches einst Pückler für sich und seine Gattin als gefälligen Ruhesitz auf Spaziergängen aufbauen ließ. Heute dient es den dankbaren Bürgern Muskaus als angenehmster Zielpunkt für ihre sommerlichen Ausflüge, um beim Bier oder Kaffee hier der guten, alten Zeit zu gedenken, die, Dank Pückler's genialem Wesen, so reich an Ereignissen war und noch für manches Jahrzehnt den Nachkommen als eine unversiegbare Quelle romantischen Sagenstoffes sich bewähren wird.

Von hier aus die Neiße aufwärts verfolgend, leitet uns endlich eine zierliche Gitterbrücke wieder in den jenseitigen Parktheil. Links braust ein Wasserfall über groteske Steingebilde, während dahinter der schwermüthige Eichsee inmitten seiner prächtigen Waldumrahmung sichtbar wird, zurückgewendet uns aber noch einmal das trauliche „Englische Haus" hoch oben unter den Wipfeln herübergrüßt. Eine abermalige Steigung des lauschigen Pfades führt uns empor, seitwärts leiten Stufen zu einem

Glastempel, „Gloriette" genannt, von wo der Blick nach dem Eichsee, in das Schmuckenthal und dann, eine entzückende Ueberraschung, plötzlich auf das zauberhafte Bild des Schlosses inmitten herrlicher Baumgruppen, blühender Gebüsche und lieblicher Seeufer fällt. Vielleicht einer der schönsten Punkte des weiten Parks!

Wir haben durch eine Pforte in der Nähe des Kavalierhauses den Park verlassen, und die daran stoßende, bisher verdeckte Hauptstraße Muskaus kreuzend, steigen wir jetzt den die Stadt schirmenden steilen Höhenzug empor, welcher durch seine Anlagen in Verbindung mit dem Bade als ein unzertrennbarer Theil des Parkes angesehen werden darf. Prächtige Buchen wölben sich über romantisch zerklüfteten Schluchten, von leise plätschernden Rinnsalen belebt und üppigem Gerank überblüht. Ausgetretene Steinstufen führen von der heraufschimmernden Stadt zu dem Dorfe Berg, das, wie Muskau vom Park aus, sich hier ebenfalls trotz allernächster Nähe bescheiden verbirgt, bis endlich zur Rechten inmitten einer versunkenen Gräberwelt, das poetische Gemäuer der Kirchenruine des Dorfes auftaucht, um dessen geborstene Pfeiler Schlingpflanzen sich winden, während grüne Wipfel aus den gothischen Fenstern und dem zerfallenen Kirchdach grüßen. Links des Weges aber, über einen Rasenteppich fort, wo eine Bank unter einem ehrwürdigen Baume zum Träumen ladet, öffnet sich ein herrliches Panorama über Stadt, Schloß, Park zu den von der Abendluft leise verschleierten Höhenzügen. Dies ist die Stelle, welche von der Terrasse des Schlosses unten bereits ihre anziehende Wirkung auf uns übte. Hier in allernächster Nähe der alten wendischen Kirchenruine oder aber auf einer Höhe oberhalb des arboretum gedenkt der jetzige Standesherr von Muskau, Graf von Arnim, für sich und seine Nachkommen eine Erbbegräbnißkirche zu errichten. Die irdischen Ueberreste seiner im vorigen Jahre heimgegangenen Gemahlin werden zuerst hier beigesetzt werden. Ein von Reinhold Begas in Marmor ausgeführtes Denkmal, die ruhende Gestalt der Entschlafe-

nen auf einem Sarkophage, ähnlich dem Denkmal der Königin Luise in Charlottenburg, wird dann daselbst die stille Stätte der Erinnerung schmücken. Weiter führt uns der dämmernde Pfad, bald diesen, bald jenen Steg kreuzend; noch einmal öffnet sich uns vom Kapellenberge die lieblichste Aussicht in das Neißethal, dann steigen wir auf schmalen Stufen durch dichtes Gebüsch nieder, um endlich unten im Park der Kurhausanlagen einzumünden, aus deren Pavillon schon längst uns die heiteren Weisen der Badekapelle entgegen tönten. Der Ring der Bilder, welche Muskaus nächste Umgebung, freilich noch in weit reicherer, als hier angedeuteter Fülle, birgt, ist somit geschlossen. Der Zaubersitz des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, zu dem einst Könige und Fürsten, Dichter und Künstler wallfahrteten, ist durchwandelt. Kunstsinn und Pietät haben dies Vermächtnis des einzigen und größten Gartenkünstlers, den sein dankbarer Schüler Petzold mit Recht den „Altmeister deutscher Gartenkunst" nennt, bis diesen Tag treu gehütet, das heute noch herrlicher und reicher grünt und blüht, als es dem Schöpfer beschieden war, zu schauen. Nachkommenden Geschlechtern ward die Ernte zu Theil, deren Saat einst der Fürst mit unendlicher Liebe, unabläßiger Arbeit und Opfern ohne Gleichen der Erde anvertraute.

Seitens des jetzigen Besitzers von Muskau, des Grafen von Arnim, ist geplant worden, den Begründer des Parkes in dem letzteren ein Denkmal zu setzen. Auf einer Anhöhe, nahe der Neiße, wird eine Bronzebüste des Fürsten aufgestellt werden. „Der Schöpfer des Parks," so schrieb gelegentlich der jetzige Standesherr von Muskau an den Verfasser dieses Buches, „hat sich, wie Sie mit Recht sagen, dauernder als Erz und Stein ein herrliches Denkmal in diesem Park errichtet, und doch drängt es mich, der ich so mühelos in den Besitz dieser herrlichen Schöpfung gelangt bin, ein ehrendes Andenken dem zu setzen, der die besten Stunden seines Lebens in mühevoller Arbeit auf diesen schönen Erdenwinkel verwandt hat." Das sind Worte edelster Gesin-

nung, die den Stifter des Denkmals ebenso ehren, als den genialen Landschaftskünstler, dem es errichtet wird. —

Am 30. Oktober 1885 wurde in Muskau der hundertjährige Geburtstag des Fürsten Pückler-Muskau in erhebender und glänzender Weise begangen, nachdem am Morgen eine Deputation der Stadt an dem Tumulus in Branitz, welcher die Ueberreste des Fürsten birgt, Kränze niedergelegt hatte. Am Abend des Festtages bewegten sich dann die Gesangvereine Muskaus im langen Fackelzuge nach dem Schlosse, wo man auf der schönen Rampe Stellung nahm. Alles erglänzte im feenhaften Lichte. Vor einer Tannenwand war eine Büste des Fürsten aufgestellt, während aus dem Wiesengrunde in bunten Lichtern eine Fürstenkrone wie die Inschrift: „1785 H P 1885“ heraufstrahlte. Den Reigen der Festgesänge eröffnete nachstehendes für diese Feier gedichtetes Lied:

„Schallet im abenddunklem Parke, Lieder —
Töne des Preises, hallet freudig wieder!
Laßt uns auf Ihn heut' dankend niedersenken
Süßes Gedenken.

Rief doch vor hundert Jahren Gott in's Leben,
Dem er den Geist von seinem Geist gegeben;
Schöpfer nach seinem Bilde hier auf Erden
Sinnig zu werden.

Hat Er doch an der Neiße lieben Strande
Rastlos geschafft im alten Wendenlande,
Was der Natur Er sinnig abgelauschet,
Lieblich vertauschet!

Friede deshalb und Ruhe sinke nieder
Auf des Entschlaf'nen Grab, und sanfte Lieder
Unter des Parkes schattenvollen Hallen
Dankbar erschallen.“

Seit seiner Verlobung mit Lucie, der Tochter des Staatskanzlers von Hardenberg, geschiedenen Reichsgräfin von Pappenheim, war Pückler's Bestreben nur darauf gerichtet gewesen, in

Muskau ihr einen Sommersitz von paradiesischer Schönheit zu schaffen. Sie zu entzücken, ließ er immer neue Wunder erstehen, jeder wiederkehrende Frühling sah dies Zauberland sich immer prächtiger entfalten, in dessen Lob allmählich ganz Europa damals einstimmte, das ein Vorbild für alle ähnlichen fürstlichen und königlichen Sommersitze ward. Durch den Briefwechsel des genialen Fürsten mit seiner guten Lucie, von dem er selbst einmal sagt: „Wenn unsere Nachkommen einst unsere Korrespondenz in der Bibliothek lesen, werden sie sie nicht uninteressant wie wir die Callenbergischen finden aber verwundert oft ausrufen: Das waren sonderbare, leidenschaftliche Hechte, aber doch eine Art Philemon und Baucis," zieht sich wie ein rother Faden durch mehr als dreißig Jahre das Schicksal und Emporblühen Muskaus.

Nicht zärtlich stammelnde Liebesbetheuerungen richtet der Bräutigam an die Braut: ruhig, sachlich berichtet er ihr über den Fortgang seiner Parkanlagen, bespricht mit ihr die Einrichtungen des Schlosses, Zahl und Talente der angenommenen Dienerschaft, bestellt Tapeten, Kleiderstoffe, seltene Pflanzensamen, Handschuhe, Kupferstiche, Antiken, wohlriechende Essenzen, Haarfärbemittel, Livreen, Porzellane und tausend andere Dinge. Man bespricht die Wappen, Ausstattung der Staatswagen, Farbe und Schnüre der Bedienstetenlivreen, und jeder dritte Brief enthält eine Forderung von Geld und wieder Geld. Heute schmollt man ein wenig, morgen neckt man sich und am Ende ist Alles wieder gut, wenn nur Muskaus Anlagen dabei rüstig fortschreiten. Alle Interessen, alle Empfindungen laufen hier zusammen; Muskau ist das Herz und die Seele dieses seltsamen Ehebündnisses, das aller Logik, allen konventionellen Sitten schließlich ein Schnippchen schlägt. Das Leben Pückler's, so klar dasselbe Dank seiner eigenen oftmals verblüffenden Offenheit und rücksichtslosen Selbstkritik auch vor uns liegt, bietet doch immer wieder die seltsamsten Inkonsequenzen und verwirrendsten Charaktereigenschaften. Eine

schillernde Chamäleonnatur tritt uns überall entgegen, voll von tausend Widersprüchen, barocken Launen und rasch wechselnden Ideen und Empfindungen, welche selbst einer freier urtheilenden, weniger befangenen Frau immer neue Räthsel aufgeben mußte.

Mit der Frivolität eines Aristokraten des achtzehnten Jahrhunders verband er den Weltschmerz eines Byron, das hochmüthige Absprechen eines modernen Litteraten. Von großer Schönheit bis in sein Alter, waghalsig sein Leben jeder Gefahr aussetzend, sprühenden Geistes, ein ritterlicher Cavalier par excellence, bald verschwenderisch wollüstig, bald wie ein Heiliger sich kasteiend, heute Gourmand, morgen Philosoph, keck vor dem Thron, schlicht im Fischerhause, ein unendlicher Freund der Armen und Bedrängten, edelmüthig, dankbar, originell und einzig in Allem, Fürst, Dichter und Gärtner in einer Person, besaß er zugleich eine wahrhaft kindliche Freude am Luxus, eine seltsame und hochgradige Eitelkeit. Wie er, dessen ganzes Handeln und Auftreten eine feine Grazie auszeichnete, oft wünschte, einmal auch mit Grazie sterben zu mögen, so trug er auch, ob im Salon oder im Walde, beim Schriftstellern oder Jagen, seidene Handschuhe über seinen schlanken, weißen Händen. Zwischen Gartenberichten und zärtlichen Betheuerungen berichtet er mit kindlichem Gemüth, daß der kleine Unfall an dem einen Finger beseitigt ist und seine schöne Hand an Weiche und Weiße nichts zu wünschen übrig lasse. Und dem Gerede der Welt über seine Eitelkeit entgegenzutreten, schreibt er einmal an Lucie: „Du irrst unter Anderem, wenn Du glaubst, daß ich mich der Welt wegen wie ein Fashionable anziehe. Dies liegt in meinem wohlbegründeten Gefühl, daß ich alle meine Umgebungen, auf einer wüsten Insel wie im Getümmel der Welt, so schön und lachend als möglich wünschte." Trotz seiner jeweilig ausgesprochenen demokratischen Anwandlungen ergreift ihn die Ordensleidenschaft oft in tollster Weise, am ungeeignetsten Orte. So, als er wie ein Beduine mit stattlichem Gefolge durch die Thäler Syriens zieht.

„Du solltest aber, mein Schnücklein, Wittgenstein ein bischen wegen des großen Rothen angehen," schreibt er am See Tiberias seiner Lucie: Dites que le monde me distingue, excepté la Prusse (vous pouvez le dire), und produzire ihm den Brief Sr. Majestät, als er Dir den kleinen Rothen für mich gab, worin gesagt wurde, daß der große bei einer anderen Gelegenheit folgen solle, seit welchem gnädigen Winke fünfundzwanzig Jahre vergangen sind." — Und bald darauf drängt der Wüstenpilger noch einmal: „Tummele Dich und verschaffe mir wieder einen oder zwei Orden. Es ist nun schon sehr lange her, daß Du mir keinen mehr zum heiligen Christ beschеert hast, et j'ai maintenant cette fantaisie!" Er selbst empfand nur zu oft diese Widersprüche seiner Natur. „Ich habe sehr viel Weibliches, Enthusiastisches und folglich oft Thörichtes in der meinigen," schreibt er einmal an Varnhagen, „was Ihnen fremd ist, aber eben deswegen passen wir für einander." Und seiner Schnucke vertraut er an: „Du siehst, ich kann mir den Kitzel noch nicht abgewöhnen, mich zu freuen, wenn die Leute nicht aus mir klug werden und die Hände über dem Kopf zusammenschlagen." Bei mir heißt es nicht: „Was werden die Leute davon sagen?" sondern: „Werden auch die Leute etwas davon sagen?"

Eitelkeit, Genialität und das Ergötzen an außergewöhnlichen, tollen Handlungen vereinten sich in ihm, der Befriedigung, von sich reden zu machen, fort und fort neue Nahrung zu geben. Wohin auch Pückler kam, überall wob sich schon bei Lebzeiten ein wahrer Legendenkranz um seinen Namen. Er wußte es und ließ nichts unversucht, diesen seltsamen Ruhm noch zu erhöhen. Seine Kleidung, seine Reiterkunststücke und waghalsigen Unternehmungen bildeten das Stadtgespräch. Dies Alles genügte ihm aber nicht. Immer Neues sann er aus, seine Originalität darzuthun. Mit vier starken, in Muskau gezähmten Hirschen fuhr er in Berlin oft die Linden entlang, um dann mitten im Trabe inne zu halten, ein Buch aus der Tasche zu ziehen und sich für ein paar Stun-

den hinein zu vertiefen. In Weimar hatte er, wohl nur aus Versehen, einmal keine Einladung zum Hofball empfangen. Da das Wetter schön, der Weg kurz war, so legte die Mehrzahl der Geladenen denselben zu Fuß zurück. Doch des Nachts bricht ein Gewitter los, und als endlich die Festräume sich leeren, die Damen in leichten, eleganten Toiletten schauernd unter die Säulenhalle trippeln und die dort an der Auffahrt dicht versammelten Miethskutschen zum Vorfahren anrufen, tönt ihnen von Wagen zu Wagen, wie ein höhnendes Echo entgegen: „Besetzt! Besetzt!" Pückler hatte sämmtliche Wagen Weimars für diese Nacht gemiethet.

Der junge Fürst schonte nichts, seiner Laune zu fröhnen. Als er eines Tages mit einem ehrwürdigen Prediger durch den Muskauer Park spazieren wandelt, überfällt ein plötzlicher Platzregen Beide, der sie bis auf die Haut durchnäßt. Pückler schüttelte sich lachend, der Mann Gottes aber klagte und seufzte. Da überredete ihn der Fürst, um seine Gesundheit zu schonen, wollten Beide bei dem Förster einkehren, und weil kein passender männlicher Anzug jetzt dort aufzutreiben war, schlüpfte der Seelsorger endlich in das Sonntagskleid der Frau Försterin. Da der Park einsam und still lag, auch Frau Sonne inzwischen wieder ihre warmen Strahlen niedersandte, bat der Fürst seinen Begleiter, mit ihm bis zur völligen Trocknung seines Anzuges langsam im Park spazieren zu fahren. Dies geschieht auch, bis plötzlich der Fürst den Pferden die Zügel schießen läßt, trotz aller Bitten des Aermsten in die Stadt und dreimal um die Kirche zum Erstaunen aller Eingeborenen stürmt, um dann wieder hinaus zu jagen und den zu Tode Erschrockenen wohlbehalten an der Thür des Försterhauses abzusetzen.

Kaum von einer schweren Krankheit genesen, steigt er mit dem Luftschiffer Reichard empor, für welchen Hochgenuß er sämmtliche Kosten, 600 Thaler, allein deckte. Halb Berlin war damals (1816) auf den Beinen, um den tollen Grafen auffahren zu sehen. Und nicht lange darauf beschloß er plötzlich, unter die Erde zur

Mitternacht einsam zu steigen. Zu diesem Zwecke ließ er sich in der Kirche zu Muskau das Erbbegräbniß aufschließen, nachdem er bereits die Oeffnung dreier Särge seiner Ahnen angeordnet hatte. Als der Küster sich schaudernd entfernt hatte, die Thurmuhr Zwölf schlug, ergriff Pückler eine Fackel und klomm beherzt hinab in das modrige, dumpfe Gewölbe. „Ich setzte mich hin," berichtet er, „und betrachtete die lange Reihe Särge und die aufgedeckten Todten lange in dumpfer Betäubung; dann fiel ich auf meine Kniee und betete, bis das Eis in meiner Brust in schmerzlich süße Thränen verschmolz. Was von Furcht, Grausen und allen unheimlichen Gefühlen in mir gewesen, es verschwand vor Gott, und stille, sanfte Wehmuth blieb allein zurück. Ich küßte ohne Abscheu meines guten, alten Großvaters kaltes Haupt, schnitt eine spärliche Locke von seinem ehrwürdigen Scheitel, und hätte er in diesem Augenblick sich emporgehoben und meine Hand gefaßt, ich hätte mich nicht davor entsetzt." — An seinen eigenen Tod, an sein Begräbniß denkend, wünscht er, nicht von Vasallen, sondern von guten, rüstigen Wenden hinaus auf den Berg einstmals getragen zu werden, auch nicht mit Grabgesang und Trauermarsch, sondern im lichten Sonnenschein und fröhlicher Musik. „Warum auch Trauer?" ruft er aus. „Gott lebt ja noch, wenn wir auch todt sind, und also ist eigentlich kein Ende, sondern nur ein neuer Anfang — kein Tod, sondern nur eine Geburt zu celebriren."

Je tiefer man sich in Pückler's Charaktereigenschaften hineinlebt, seine Talente bewundern lernt, um so mehr greift das Bedauern Platz, die seltenen Gaben dieses hochbeanlagten Mannes so sich zersplittern zu sehen. An der politischen Ohnmacht seines Vaterlandes während seiner besten Mannesjahre, an dem planlosen, allen kraftvollen Ideen und Thaten abgewandten Zeitalter scheiterte Alles. Auf den rechten Platz zur rechten Stunde gestellt, würde diese große Natur ganz andere Ziele noch errungen haben. Wie ihm Schönheit und Unabhängkeit über Alles gingen,

so war und blieb das Reich seiner buntschillernden Phantasie seine eigentliche Heimath, die ihm, wie so vielen anderen Gleichstrebenden jener Epoche, die Wirklichkeit ersetzen mußte. Wenn Einer es verstand, Pückler's Natur objektiv und sicher zu beurtheilen, so war es sein litterarischer „Weiser", wie er ihn nannte, sein Freund und Berather, Varnhagen v. Ense. Was dieser später einmal an dem Fürsten rühmte, war die freie Weltanschauung, der durchdringende Verstand, die Anmuth des Scherzes und die Kühnheit der satirischen Laune, die Gaben des Umgangs, die geniale Eigenart, inmitten vornehmer Kälte der warme Herzschlag. „Sein Erscheinen," schreibt Varnhagen, „hat immer etwas Angenehmes, man denke, nun müsse was Besonderes vorgehen." — Nur aus seiner Zeit heraus, unter steter Berücksichtigung jener unverwischbaren Eindrücke, welche die Jugend, die Lehrjahre des aufgeweckten, für alles Schöne und Excentrische gleich empfänglichen Grafensohnes begleiteten, vermag man den schillernden Charakter des Fürsten einer verständnißvollen und gerechten Beurtheilung zu unterziehen. Das hat er selbst oft mit wehmüthigem Rückblick auf jene fernliegenden Jahre geäußert.

Als Erstgeborener erblickte Hermann Ludwig Heinrich Fürst v. Pückler-Muskau den 30. Oktober 1785, an einem Sonntag, gegen Mitternacht auf dem Schlosse zu Muskau, das damals noch sächsisch war, das Licht der Welt. Sein Vater, Erdmann Graf v. Pückler auf Branitz, war kursächsisch Wirklicher Geheimrath. Durch seine Vermählung mit der kaum vierzehnjährigen Clementine v. Callenberg fiel ihm die Standesherrschaft Muskau in der Oberlausitz zu, weshalb er fortan den Namen Pückler-Muskau annahm. Wie die Familie v. Callenberg auf einen langen Stammbaum zurückblickte, so gehörte die gräfliche Familie Pückler ebenfalls einem uralten Geschlechte an, das sogar, wenn alte Urkunden nicht trügen, in dem Rüdiger v. Bechlarn der Nibelungen einen gefeierten Ahnen besitzt. Doch sei, wie ihm wolle, manche Genealogen haben diese Ableitung nicht anerkannt, der

junge Pückler trug zwar den Namen seines Vaters, in seinen Adern aber rollte das leichte, frische, feurige Blut seiner Mutter, deren Mutter eine Französin gewesen war. Dem jungen Grafen lächelte trotz Pracht und Macht nicht die heitere Sonne der Jugend. Den wohlthuenden Einfluß, welchen das Glück eines harmonischen Familienlebens, der Friede, die Liebe und innige Eintracht auf ein jugendliches Gemüth üben, hat er niemals erfahren. Wenn überhaupt Aristokratie der Geburt nicht allzu oft mit solcher der Moral und des Herzens verbunden ist, so war dies am Ausgang des vorigen Jahrhunderts überhaupt ein Phantom, über welches jeder Gebildete fast immer nur ein Lächeln gefunden hätte. Sinnlich süße Sentimentalität und geistreiche Frivolität gingen Hand in Hand, die Gesetze bürgerlicher Moral, häuslicher Ehre waren allein dazu vorhanden, nicht anerkannt zu werden, nie mehr wie damals stand die Tugend unter pari. Ehen wurden nur geschlossen, um nach Außen hin einen Deckmantel zu besitzen, hinter welchem um so toller der Sinnenrausch seine Orgien feierte. So war's auch hier. Pückler's Mutter, fast noch ein Kind, als sie vor dem Altar die Ehe einging, war leichtsinnig, lustig, graziös und verschwenderisch, der Vater mürrisch, schwach, mißtrauisch und geizig. Die ehelichen Zwiste mehrten sich von Tag zu Tag, während die Kinder (der junge Pückler erhielt noch drei Schwestern) der Obhut gewissenloser Söldlinge überantwortet blieben. Nach ein paar Jahren that man den letzten Schritt, welcher damals zum guten Ton eigentlich gehörte: man trennte sich. Das Gericht sprach die Scheidung aus. Flößte Hermann's Temperament ohnehin dem Vater keine Sympathie ein, so trat jetzt noch der Haß für seinen Sohn hinzu, nur der freilich unredliche Verwalter des mütterlichen Erbtheils an Hermann zu sein. Inmitten des Ueberflusses lernte Pückler früh darben. Elterliche Liebe hatte er überhaupt nicht genossen. Daher auch die spätere kindliche Freude am Luxus, daher auch seine grenzenlose Spottsucht gegen die Ehemänner, welche er fast durchschnittlich, unterstützt

durch das hingebende Wesen ihrer Frauen für ihn, nur als Staffage stets betrachtete. So lange die Mutter noch in Muskau weilte, wurde der junge Graf bald nach Basedow'scher, bald nach Rousseau'scher Methode ein paar Tage erzogen, je nach Laune oder Lektüre. Im Grunde genommen überließ man es dem Knaben, sich selbst zu erziehen. Den Erben einer damals noch souveränen Herrschaft lockten frühzeitig Tausende von Versuchungen; Schmeichelei und Verführung buhlten gleichmäßig um seine Gunst.

Einen Freund für's ganze Leben gewann er sich damals schon in dem nur wenige Monate älteren Leopold Schefer (geboren 30. Juli 1785), der trotz seiner etwas sentimentalen Geistesrichtung die tollsten Jugendstreiche mit dem jungen Reichsgrafen verübte. Bei allen Verschiedenheiten der Charaktere blieben sie sich bis zum Tode Schefer's (12. Februar 1862) innig zugethan. Fürst Pückler gab späterhin dem Jugendfreunde die Mittel, eine fünfjährige Reise nach Südeuropa, Afrika und Asien zu unternehmen und setzte außerdem dem befreundeten Schriftsteller einen Jahresgehalt aus, der ihn von aller Sorge befreite.

Mit fünf Jahren aus dem Hause gleichsam gestoßen, blieb Pückler zwei Jahre mit einem Hofmeister zusammen, um dann in die Herrenhuter Lehranstalt zu Uhyst gebracht zu werden. Die freiheitdurstende Seele in einer frömmelnden Brüdergemeinde! Nur einen Gewinn brachte ihn dieser verhaßte Aufenthalt: die erste Anregung für seine Leidenschaft zur Gärtnerei. Das bescheidene Gartenbeet, welches jeder Zögling zuertheilt bekam, ward für ihn eine Quelle stiller Freuden, unabläßigen Schaffens und Sinnens. Von dort auf das Pädagogium nach Halle gebracht, sprudelte seine ungezähmte Jugend in zahllosen tollen Streichen über, so daß der junge Graf eines Tages relegirt wurde, „weil er nicht zu bändigen gewesen". Wieder ward ein Hofmeister angestellt, mit dem er nun nach Dessau zog, die dortige Stadtschule zu besuchen. Die Kluft zwischen ihm und seinem Vater weitete sich mit

jedem Jahre mehr, je stärker die ausgeprägte, wildgenialische Individualität Hermann's zum Durchbruch kam. Aus dem Vater, dem fürsorglichen Beschützer und Lehrer, ward ein grausamer Peiniger. Pückler selbst äußert sich später einmal darüber gegen seine Schwester Clementine: „Ich wünsche keinen Sohn, der mich mehr ehrt, mir mehr Respekt bezeugt und bereitwilliger ist, mich zu lieben, als ich es gegen meinen Vater gewesen bis an seinen Tod, wo ich freilich weit entfernt war, sein Betragen gegen mich völlig beurtheilen zu können. Dies hat erst die Folge erlaubt und mir das unumstößliche Resultat gegeben, daß ich nur Einem mich verderben wollenden Feinde im Leben begegnet bin, und — dieser Eine war Er!"

Seine Mutter hatte inzwischen den bayerischen Generalmajor Grafen v. Seydewitz geheirathet, welcher ihr bereits vorher schon während ihrer ersten Ehe mit Erfolg den Hof gemacht hatte. Von jetzt ab war das Band zwischen Mutter und Sohn völlig zerrissen. So oft er ihr später einmal begegnete, war es ein Fremder, der sie flüchtig aufsuchte. Uebergehen wir im Fluge die kommenden Lehr- und Wanderjahre des jungen Pückler. 1801 bezog er die Universität Leipzig, die Rechtswissenschaft zu studiren. Duelle, kraftgeniale Streiche, Spielschulden lösten sich einander ab und erhitzten noch mehr den Zorn des Vaters. Seine Bitte, ihn ein Jahr lang nach Frankreich zur weiteren Ausbildung zu schicken, ward rundweg abgeschlagen. Dafür trat Pückler jetzt in Dresden als Lieutenant bei den Gardes du Corps ein. Das unsolide Leben nahm immer kostspieligere Formen an, der Schwarm geldgieriger, gewissenloser Gläubiger wuchs mit jedem Tage. Dem Allen zu entfliehen, nahm er seinen Abschied, den er als Rittmeister empfing, und beschloß nun, ohne Mittel, ohne Ziel noch Lebensplan, auf eigene Faust eine lange, weite Reise anzutreten. Es war der Drang zugleich auch in die blaue Ferne, welcher ihn bis zu seinem Tode nicht verließ, so daß er sich selbst oft genug mit Ahas-

verus, dem ewig nach Glück und Ruhe Suchenden, verglich. Nur ein väterlicher Freund verblieb ihm, der alte Sekretair seines Vaters, Wolff. Mit ihm unterhielt er einen regen Briefwechsel fortan, ihn machte er zum Mitwisser seiner Sorgen, seiner Leiden, seiner Thorheiten, und dieser schickte ihm Geld und Trost und Ermahnungen, und lehrte den feurigen Jüngling, dem oft die Bitterkeit an Allem verzweifeln ließ, daß noch die Liebe auf Erden wohnte und Tugend und Edelmuth keine leeren Begriffe bedeuteten. Von Wien stürmt Pückler nach München, und, als alle Mittel schwinden, faßt er den abenteuerlichen Plan, unter fremdem Namen, bedürfnißlos, ein fahrender Scholast, die Welt zu durchpilgern. Er baut auf das Glück der Jugend. Eine schmale väterliche Rente soll ihn vor dem Aeußersten schützen.

Es ist geradezu merkwürdig, mit welcher Treffsicherheit der damals kaum dreiundzwanzigjährige Jüngling bereits sein eigenes Ich durchschaut und darstellt, wie er es in seinem Tagebuche aus jenen Wandertagen gethan hat, das sowohl in Stil als Gedankenweise bereits die ganze fesselnde Eigenart des später so berühmt gewordenen „Verstorbenen“ wiederspiegelt. Indem der junge Pückler darin von sich wie von einem Dritten erzählt, schreibt er unter anderem: „Diese außerordentliche, von jedem fremden Eindruck beherrschte Weichlichkeit des Geistes und Körpers ist sein charakteristischer und sein Hauptfehler; er ist daher keiner anhaltenden Unterbrechung fähig, obgleich er bald diese, bald jene mit der größten Leidenschaft ergreift, aber immer halb vollendet liegen läßt, um einer neue Caprice nachzujagen; er wünscht beständig, sobald er aber seinen Wunsch erreicht hat, scheint ihm die Sache nicht mehr wünschenswerth.“

„Ein zweiter Fehler, oder vielmehr eine beklagenswerthe Disposition, die ihn selbst sehr unglücklich und für Andere langweilig macht, ist der unaufhörliche Widerspruch, den auf der einen Seite eine weitgetriebene Eitelkeit, und auf der andern

noch weiter getriebenes Mißtrauen zu sich selbst in seinem unruhigen Gemüth erregt. Dies ist die Ursache, daß er selten etwas à propos sagt oder thut; er war zum Beispiel, da ich ihn noch genauer kannte, ebenso liederlich als schwärmerisch, aber beide Eigenschaften wurden stets verkehrt angebracht; so lange er auf der Schule und Universität war, machten ihm die Wissenschaften Langeweile, als er aber Offizier wurde, fing er an zu studiren, lernte aber von seinem Fache nie mehr, als höchstens nöthig ist, um auf die Wache ziehen zu können; jetzt ist er auf Reisen gegangen und hat damit angefangen, sich anderthalb Jahre in Wien niederzulassen. Es fehlt ihm nicht an Verstand, aber er zeigt ihn gewiß nur da, wo es besser wäre, ihn zurückzuhalten, ist er aber nöthig, so verliert er ihn durch das Mißtrauen in seine eigene Kraft, welches der entscheidende Augenblick meistentheils in ihm zu erwecken pflegt. Er ist satirisch und greift gern an, oft nicht ohne Erfolg, erhält er aber eine treffende Antwort, so vergeht ihm gewöhnlich die Sprache und erst nach einer Viertelstunde fällt ihm ein, was er hätte erwidern sollen; er hat, um mich mit dem Abbé Voisenon auszudrücken, ein Schwert zum Angreifen, aber keinen Schild zur Vertheidigung."

Als Sekretär Hermann hält Pückler in Ulm Einzug in einem Dachstübchen. Der Spieler und Weiberfreund ist ein schlichter Eremit geworden, der allmorgentlich sich selbst die Stiefel reinigt und in einer an Armseligkeit grenzenden Lebensweise einen neuen romantischen Reiz erblickt. Hartnäckige Fieberanfälle bestimmen ihn endlich, wieder auf die Wanderschaft zu gehen. Kaum unterwegs, gesundet er rasch. Mit systematisch eingelegten „Sparstationen" durchstreift er die Welt, besucht Dannecker in Stuttgart, dessen Schillerbüste und Ariadne zu bewundern, fastet in Konstanz am Bodensee und hält endlich mit Mantelsack und Alpenschuhen in der Schweiz seinen Einzug. Eine neue Krankheit wirft ihn nieder, und anstatt hinab nach Italien jetzt zu steigen,

beſchließt er zu ſeiner Heilung in das ſüdliche Frankreich zu pilgern. Das Glück will es, daß er in Alexander v. Wulffen, einem jungen, ſächſiſchen Adeligen, fortan einen Wanderkameraden findet. Mangel an Mitteln und Ueberfluß an romantiſchen Gelüſten feſſeln die Beiden innig aneinander. So zieht man von Genf nach Marſeille, Nizza und Genua. Sorgen und ritterliche Abenteuer bleiben nicht aus. Von der Hafenſtadt geht die Fußreiſe nach Rom, deſſen hiſtoriſche Erinnerungen ſeine jugendliche Seele mächtig bewegen. Der Zufall führt ihn bald wieder in die höchſten Kreiſe, und bald iſt der blendende, ſchlanke Jüngling der Löwe des Tages, welchen Pius VII. empfängt, dem holde Römerinnen die Sinne umſchmeicheln, und Wilhelm von Humboldt ſein Haus, den Tummelplatz der auserleſenſten Geiſter, öffnet, und der alle Abend, wenn hinter ihm ſich die glänzenden Räume ſchließen, ſich ſelbſt mit der Laterne heimleuchtet, ſorglich die großen Steine ſich ausſucht, um ſeine ſeidenen Strümpfe nicht zu beſchmutzen, immer ängſtlich bedacht, bei jeder Annäherung eines Wagens ſeine Laterne zu verſtecken. Ein Jahr lang verrauſcht, ein Jahr feuriger Minne, ſchillernder Träume. Mangel an Geld heißt ihn endlich nach der Heimath zurückkehren. Am 6. Oktober 1809 langt er in Straßburg an. Während er hier auf den längſt erſehnten Geldbrief hofft, knüpft er zugleich eine Reihe von ernſthaften Liebſchaften an, die ihn fortwährend in dramatiſcher Stimmung erhalten, eine Erholung, ein Gaukelſpiel für ſeine brennende Phantaſie, welches er faſt bis an ſein Ende mit jugendlicher Ritterlichkeit übte. Endlich treffen die Dukaten ein, aber ſtatt nach Spanien als Freiwilliger zu gehen, reiſt er nach Paris, dort in drei Monaten alle Genüſſe des modernen Babel zu durchkoſten. Im Sommer 1810 hält der junge Graf vor dem Portal des Schloſſes zu Muskau. Die Zeit hat nichts geändert. Ein Kind, ungeliebt, bald verſtoßen, verließ er einſt den Sitz ſeines Geſchlechts, ein Fremder zieht er jetzt wieder

ein. Am 10. Januar 1811 erlöst der Tod seines Vaters endlich ihn von einem harten Peiniger. Noch nicht 26 Jahre alt, wird Pückler Standesherr von Muskau, Baron v. Groditz und Erbherr zu Branitz. Aber die Wucht der Pflichten drückte den genialen Jüngling nicht nieder. Die Schule seines Lebens hatte ihn frühzeitig zum Manne gereift. Edler Freimuth und schöne Menschlichkeit waren es, welche seine Reden an seine versammelten Offizianten nach deren eidlicher Verpflichtung als Unterthanen durchleuchteten. Des Geschiedenen denkend, fuhr er dann fort:

„Mir ist nun diese Herrschaft zugefallen — das Leben, das immer fortschreitet, duldet keinen Stillstand, und seine Geschäfte wollen ununterbrochen verwaltet, mit Gleichmuth gethan sein, gleichviel, was Jeder in seinem Innern verberge. So ich, so Jeder von Ihnen in seinem Hause daheim. Ich wünsche Ihnen Allen, Jedem in dem Kreise der Seinigen, alles Glück, welches die Gottheit überhaupt den Erdbewohnern ertheilt hat. Das muß jene ertheilen! Ich kann es Ihnen allein nicht geben; ich kann es nur sichern und schützen." — Zum Konsistorium gewendet, sprach er:

„Sie, meine Herren, bedeute ich, auf den Geist der Zeit, auf den Gang der Bildung außerhalb unserer Grenzen wohl Acht zu haben. Wir leben, wir wirken alle zu einem Ganzen, zu einem Ziel, es soll gut auf der Erde werden, daran arbeiten alle Sekten der Christen, ja selbst unwissend Mahomedaner, Feuerdiener und Heiden. Wohin wir gelangen sollen, das kann uns nur die Außenwelt lehren. Ziehen wir also das Gewonnene, das Geförderte von daher in unseren Wirkungskreis, bequemen Sie es für die Unsrigen, hindern Sie wenigstens nicht die Aufklärung und üben Sie Toleranz, dulden Sie Alle, wie Alle uns dulden, und so wird uns der gnädig sein, der uns Alle duldet, erzieht, und uns Alle liebt — der droben." — Zu dem Hofgericht aber sagte er: „Prozesse wünsche

ich soviel, als möglich vermieden. Der ist der beste Arzt, welcher mit gelinden Mitteln Krankheit vorbeugt." — Von Herzen bewegt und warm hatte der junge Reichsgraf gesprochen, und zu Herzen waren seine Worte gegangen, erfrischender Regen nach langer Dürre. Ein neuer Stern war über Muskau aufgegangen. —

Hochfliegende Pläne durchschwirrten die Brust des neuen Standesherrn. Bezaubernde Landschaftsbilder stiegen vor seinen geistigen Augen auf, welche durchzuführen er glaubte vollauf Kraft, Genie und Kunstsinn zu besitzen. Emsig vertiefte er sich jetzt in den Organismus der einzelnen Verwaltungszweige, ebenso ernsthaft freilich auch in das Studium freigebiger Frauenherzen. In Weimar besuchte er anläßlich einer Reise auch Goethe, der ihn warm aufnahm und zum Schluß dem angehenden Landschaftskünstler sagte:

„Verfolgen Sie diese Richtung, Sie scheinen Talent dafür zu haben: die Natur ist das dankbarste, wenn auch unergründlichste Studium, denn sie macht den Menschen glücklich, der es sein will." — Allen Plänen machten aber die ausbrechenden Kriegswirren ein vorläufiges Ende. Ein Nervenfieber verhinderte Pückler, an den ersten Kämpfen Theil zu nehmen. Erst nach der Schlacht bei Leipzig empfing er den Posten eines Generaladjutanten des Herzogs von Weimar. Nachdem man in die Niederlande eingerückt war, fand Pückler Gelegenheit, in einer Reihe von Gefechten sich glänzend auszuzeichnen. Ein Ehrengeschenk, welches ihm die Stadt Brügge in 1000 Dukaten zugehen ließ, sandte er mit 1000 Austern an den General seiner Division zur Vertheilung. April 1815 kehrte er, nach einem Aufenthalte in England, wo er sich gründlich dem Studium der Landschaftsgärtnerei gewidmet hatte, nach Muskau zurück.

Was der begeisterte Landschaftskünstler hier zu seiner Aufgabe vorfand, hat er selbst in seinen „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei" in eingehendster und ausführlichster Weise

beschrieben. „Die Gegend," so heißt es darin, „welche mir zum Canevas dienen sollte, bestand nach allen Seiten hin aus unabsehbaren Föhren- und Fichtenwäldern, in deren Mitte, in hügeliger Gegend, die kleine Mediatstadt Muskau liegt. Sie zeichnet sich durch den ohne Ausnahme massiven Bau ihrer Häuser, durch mehrere ansehnliche Kirchen und Thürme, und eine gewisse allgemeine Nettigkeit vor vielen ihres gleichen vortheilhaft aus, und lehnt sich malerisch an einen Bergabhang, bis an dessen Gipfel die Terrassengärten der Bürger emporsteigen. Obstplantagen und kleine Lusthäuser machen diesen Anblick sehr freundlich. Auf dem weiten westlichen Bergplateau über der Stadt und unmittelbar an sie grenzend, erblickt man unter Linden und Eichen versteckt das Dorf Berg mit einer der ältesten Kirchen (jetzt Ruine) der Oberlausitz. Weiterhin gegen Süden wird der Abhang schroffer und beschreibt einen Halbkreis, wo er mit hohen Eichen, Buchen, einzelnem Schwarzholz bedeckt ist, und viele romantische Schluchten bildet. Hier liegt ein Alaunbergwerk mit ansehnlichen Gebäuden, Gradir- und anderen Werken." — Nachdem Pückler dann noch das Thal der Neiße, den im Osten sich hinziehenden, bedeutenden Bergrücken mit seinen schönen Ausblicken bis zum Isar- und Riesengebirge beschrieben hat, schließt er: „Nachdem ich mich also mit dem geschilderten Lokal und den Möglichkeiten der Ausführung meiner Gedanken hinlänglich bekannt gemacht hatte, beschloß ich, außer den schon bestehenden Gärten, das ganze Flußgebiet mit seinen angrenzenden Plateaus und Hügelreihen, Fasanerie, Feldflur, Vorwerk, Mühle, Alaunbergwerk u. s. w. von den letzten Schluchten an bis zu den Dörfern Köbeln und Braunsdorf auf der Nordseite zum Park auszudehnen, und durch Hinzunahme des sich hinter der Stadt fortziehenden Abhangs, nebst einem Theile des darauf liegenden Dorfes Berg, die Stadt selbst durch den Park so zu umschließen, daß sie künftig mit ihrer Flur nur einen Theil desselben ausmachen sollte. Hierzu war nur nöthig, daß das schon Gegebene benutzt, her-

vorgehoben und in demselben Sinne bereichert, der Lokalität und ihrer Geschichte aber nirgends Gewalt angethan würde." — Was Pückler aus Muskau machte, welche unübertreffliche Schöpfung er hier aus dem Boden zauberte — er selbst hat dies einmal in seinen „Briefen eines Verstorbenen" ausgesprochen: einen vollkommenen Park, oder mit anderen Worten — eine durch Kunst idealisirte Gegend, die gleich einem guten Buche, stets ebenso viel neue Gedanken und Gefühle erwecken soll, als letzteres ausspricht.

Ein neuer Lebensabschnitt begann für Pückler, als er sich am 20. November 1816 mit der Tochter des Staatskanzlers Hardenberg verlobte. Sie war geboren am 9. April 1766 zu Hannover und vermählte sich 1796 zu Ansbach mit dem Reichsmarschall und regierenden Grafen zu Pappenheim, dem sie zwei Töchter und einen Sohn schenkte, wovon jedoch nur eine Tochter, Adelheid, am Leben blieb. 1802 ward diese Ehe, dem Geschmack der Zeit entsprechend, getrennt. Von da an lebte Lucie mit ihrer Tochter in Berlin.

Die Gräfin war in ihrer Jugend eine schöne Frau gewesen. Biographen beschreiben sie als eine helle Blondine, mit ausdrucksvollen, großen, blauen Augen, schön gewölbten Augenbrauen, fein geschnittener, leicht gekrümmter Nase, einem auffallend lieblichen Mund und sehr schöner Gesichtsfarbe. Mit den Jahren nahm sie jedoch an Körperfülle zu. Doch auch jetzt noch, als sie Pückler zum ersten Male entgegentrat, war sie eine stattliche Erscheinung. Pückler, der sowohl ihr, wie Adelheid und der gräflichen Pflegetochter Helmine gleichmäßig den Hof machte, fühlte sich dennoch durch ihren vollendeten Weltton angezogen. Obwohl Pückler bis zuletzt schwankte, welcher von den drei Frauen er seine Hand anbieten sollte, entschied er sich endlich für die Mutter. Eine eigentliche Liebe empfand er nicht. Zu einer nahen Freundin äußerte er sich selbst darüber: „Als wir uns heiratheten, war sie zwar, aufrichtig gestanden, etwas verliebt in

mich, ich aber nicht im Geringsten in sie, und sagte es ihr auch unumwunden, daß ich unsere Verbindung nur als eine Konvenienzheirath ansähe und mir jede Freiheit vorbehielte. Im Verlaufe der Jahre haben wir aber, wie ich wohl sagen darf, uns gegenseitig so sehr achten und lieben gelernt, daß unser Bund für Freundschaft und Vertrauen unauflöslich geworden ist.“ Ehe die Verlobten an eine Heirath denken durften, mußte erst die gerichtliche Scheidung Lucie's mit ihrem fern weilenden Gatten ausgesprochen werden, auch wünschte sie vorher noch ihre Tochter Adelheid an den Fürsten von Carolath zu vermählen. Dann erst sollte „Lou“, wie er sich stets ihr gegenüber nannte, seine „alte, gute Schnucke“ heimführen, freilich nicht im Busen die Leidenschaft eines Verliebten. Was er ihr entgegenbrachte, war mehr die zärtliche Neigung eines Sohnes zur Mutter, ritterliche Galanterie als Herzenstreue. Er hat ihr auch niemals diesen Mangel wärmeren Empfindens verhehlt. Die Offenheit seines Wesens behielt alle Zeit etwas Verblüffendes und doch zugleich Vertrauenerweckendes. Fünf Jahre nach ihrer Verheirathung, während eines Aufenthaltes bei seinem Schwiegervater in Neu-Hardenberg, schreibt er ihr: „Gestern machte ich einen einsamen Ritt von mehreren Stunden querfeld- und waldein, wo ich recht viel an Dich, mein Schnückchen, dachte, und wie ganz glücklich und uns selbst wir leben würden, si Schnucke avait quinze ans, und mit mir herumreiten und Alles mitmachen könnte, was Laune und Phantasie mir grade im Augenblick eingeben. Ich fühlte deutlich, daß Dein Herz und Dein Verstand grade so sind, wie ich sie brauche für meine Individualität, um ganz glücklich dadurch zu werden; wäre nur wie ehemals jugendliche Schönheit noch damit vereinigt für meinen sinnlich künstlerischen Sinn, so fehlte nichts mehr, und die Vollkommenheit wäre da, die zu erreichen dem Menschen nicht beschieden ist.“

Die Zeit bis zu seiner Verheirathung gedachte Pückler allein zur völligen Neuwandlung des Schlosses und Parkes Muskau

zu verwenden, zu welchem Vorhaben er in dem Garteninspektor Rheder während fast vierzig Jahren eine ebenso thatkräftige, als verständnißvolle Unterstützung finden sollte. Er schwelgte in den Gedanken nur, sich schon im Voraus das bewundernde Erstaunen Lucie's auszumalen. Nicht die Heirath, sondern die Vollendung seiner kühnen Pläne erfüllten seine ganze Seele. In seiner Braut fand er die treueste Rathgeberin und Unterstützerin. Von jetzt ab begann jener schon angedeutete, seltsame Briefwechsel, der in der That zwischen Brautleuten einzig mag dastehen. Jeder Tag, jedes duftende Billet bringt neue Aufträge, neue Besorgungen für die in Berlin weilende Braut, und dazwischen tönt fort und fort als Leitmotiv der Ruf nach Geld und wieder Geld. Fabelhafte Summen verschlingt das gewaltige Werk, an dessen Ausführung jetzt Pückler mit eisernem Fleiße arbeitet. Eben so unerschöpflich ist aber auch die Lust, Lucie von dem Geringsten ausführlichste Mittheilungen zu machen. Ob freilich diese sachlichen, langathmigen Berichte, so schmeichlerisch sie auch für Lucie sein mochten, ihrem Herzen genügen konnten, muß sehr bezweifelt werden. Und so spiegelt sich denn in diesem ganz eigenen Briefwechsel eine Stufenleiter der auseinandergehendsten Empfindungen wieder. Von Allem ist die Rede, selbst von Küchensachen und Speisen, nur nicht von Liebe. Er selbst empfindet oft, welchen Standpunkt er seiner Braut eingeräumt hat.

„Frau Kommissair Schnucke", beginnt charakteristisch ein Brief, „wird ergebenst gebeten, mit rückkehrendem Wagen 50 Pfund bestes, englisches Reygras und 10 Pfund feinen, niedrigen, weißen Kleesamen gütigst besorgen zu lassen." Dann erzählt er wieder von Bällen, Festen, Feuerwerken, die er den Honoratioren Muskaus gegeben hat, was gespeist wurde, was es gekostet, welche Livreen seine Jäger den Abend trugen. Auch Theater wird flott im herrschaftlichen Theatergebäude gespielt. „Uebrigens habe ich es bereits eingerichtet, daß von nun an alle Sonntage Theater ist, und zwar frei. Dies wird ein für alle

mal in der Provinz bekannt gemacht, Billets theilt mein Sekretär (der Fischvorleger) gegen Aufschreiben der Namen gratis aus, Muskauer Honoratioren hingegen erhalten ein für alle mal ein Entreebillet, nur für ihre Personen gültig. Ohne Billet wird Niemand hineingelassen. Vier Jäger besorgen die Polizei. Für die herrschaftliche Loge kannst Du eine alte Taffetdecke mitbringen." — Daß Kotzebue in Muskaus Festtempel das Scepter schwingt, versteht sich von selbst.

Der Umbau des Schlosses erfordert gewaltige Arbeitskräfte und große Ausdauer. Vier Ellen dicke Mauern der ehemaligen Festungswerke sind niederzureißen, Anhöhen zu planiren, drei große Häuser niederzulegen, ein Chaos umgiebt Pückler, das zu lichten er selbst manchmal verzagt. Und als die alten Mauern eigensinnig der Zerstörung zu spotten scheinen, läßt Pückler 50 Mann Sturm auf sie laufen, ein Anblick, der ihm das Zwerchfell fast erschüttert. „Auf diese Art," schreibt er, „ist in einem Tage erzwungen worden, was vielleicht sonst einen Monat gedauert hätte, aber in der Gegend wird man gewiß sagen, es wäre nun in Muskau lebensgefährlich geworden, da ich sogar auf mein eigenes Schloß Sturm laufen ließe." — 200 Arbeiter sind täglich im Park und Schloß beschäftigt, jeder Tag verschlingt 100 Thaler, ohne Baumaterialien und Anlagekosten des weiten Parkes. Lucie muß Geld auf Geld dem königlich schaffenden Bräutigam senden. Er bedankt sich für die Mandelkleie, das Petschaft, den schönen Ring, doch die mitgesandten 200 Friedrichs'dor sind ihm nur „ein Liqueurgläschen voll Wasser auf einen heißen Stein". Sie nennt ihn verschwenderisch, er sendet ihr einen Kuß, ein verliebtes Schelmenwort — und auf's Neue wandern ein paar Tausend Thaler nach Muskau. Was plant er auch Alles! Selbst ein Antikenkabinet gedenkt er inmitten einer südlichen Vegetation einzurichten. Alle lebenden großen Meister sollen sich hier in Muskau mit ihren Werken zusammen-

finden. Dannecker wird seine Ariadne noch einmal für ihn schaffen.

Paris liefert ihm die Gypsabgüsse der antiken Statuen, London seine Galawagen und Pferde. Mitten aus dem Getümmel der verzweigten Arbeit flieht er nach seinem ein paar Stunden entfernten Jagdhause, weil ein ungeschickter Gärtner ihm einen alten Riesenhollunderstrauch hat niederschlagen lassen. Es war der Stolz seines Parkes. Ihm eine gefälligere Form zu geben, hatte er noch etwas Strauchwerk anpflanzen lassen, das er aber bald wieder Befehl gab, abzuschlagen. Ein Mißverständniß ließ den ganzen Busch vernichten. „Denke Dir meine Verzweiflung," schreibt er an Lucie, „als ich den anderen Tag hinkomme, und den ganzen Busch ausgerodet finde, die Stämme in großen Haufen zum Verbrennen aufgeschichtet. Ich muß eine schreckliche Miene gemacht haben, denn Aufseher und Arbeiter liefen davon, wie ich auf sie zuschritt, welches mir auch sehr lieb ist, denn ich glaube wirklich, ich hätte den Kerl ermordet. Indessen habe ich mich bezwungen, und da doch nur Dummheit, nicht Bosheit schuld ist, es dabei bewenden lassen. Ich muß aber fort, um ein wenig Gras darüber wachsen zu lassen."

Aber immer wieder muß Lucie die nöthigen Mittel herbeischaffen, das Danaidenfaß Muskau zu füllen. Geld! Geld! klingt es in jedem Briefe wieder. Schon werfen die später wirklich eintretenden Verhältnisse hin und wieder flüchtige Schatten über das Gemüth des gräflichen Gärtners. „Daß Du Geld mitbringst," ruft er zu Lucie aus, „ist sehr zweckmäßig, denn ich habe keins. Die beiden letzten Wochen betrugen zusammen 5800 Thaler Ausgaben. Künftig müssen wir für Alles bestimmte Summen festsetzen, und darüber nicht hinausgehen, sonst werden wir schleunigst bankerott." — Und in demselben Athemzuge läßt er sich über eingemachtes Obst ausführlich aus.

Aber wunderbar! Je näher der Tag der Vermählung heranrückt, um so mehr packt ihn die Schwermuth und die Furcht

vor der Zukunft. Nicht die unvollendeten Schöpfungen in Muskau erschweren ihm das Herz, wohl aber der Gedanke, für immer an ein Wesen sich gebunden zu wissen. Zuweilen verfällt er in einen abschreckenden, grotesken Humor, welcher Lucie's ganzes Empfinden beleidigend aufrüttelt, dann wieder faßt ihn Melancholie und Lebensüberdruß. „Deine Idee," theilt er Lucie mit, „uns hier auf dem Jagdhause trauen zu lassen, gefällt mir sehr. Es ist hier in der Nähe auf einem meiner Dörfer ein höchst lächerliches Subjekt von Pfarrer, den ich alle Woche zweimal herkommen lasse, um ihn zum Narren zu haben. Pour la rareté du fait müssen wir uns von diesem trauen lassen, denn um Gottes willen nichts Lugubres bei dieser Ceremonie, sonst laufe ich davon, denn auch hierin bin ich wie ein Mädchen und habe von jeher vor dem Heirathen eine gewaltige Angst gehabt. So aber werden wir Mühe genug haben, um das Lachen zu verbeißen." — Doch schon einige Tage später klagt er seiner guten, alten Schmucke: „Mich ekelt der Luxus, die Sünde und das ganze Leben an. Wenn ich am 6. Juli noch lebe, werde ich den Wagen schicken." Doch Pückler lebt weiter, der Wagen trifft Lucie und führt sie am 12. Juli 1817 nach Muskau. Freilich kommt sie allein und nicht mit einer ihrer Töchter, wie der Muskauer Schloßherr heiß gewünscht hatte, da er gedachte, wie ein Graf v. Gleichen hier eine süße Doppelehe zu führen. Als Adelheid's Heirath mit Carolath noch immer nicht zu Stande kommen will, ruft der verliebte Don Juan zu seiner Braut aus: „Wie schade ist es, daß wir nicht in der Türkei leben, ich nähme Euch Beide, und die Verlegenheit der Wahl hörte dann wenigstens auf, und ein zweiter Gleichen hausten wir fröhlich in Muskau?" Doch die Carolath'sche Heirath wird festgesetzt und Pückler's Leidenschaft für die excentrische, sinnberückende Adelheid wendet sich jetzt Helmine's sanfter, mädchenhafter Schönheit zu. Auch dieser Traum zerfließt. Nachdem die Brautleute das Schloß Muskau eingerichtet haben, findet am 9. Oktober die Hochzeit statt, glän-

zend, farbenprächtig, worauf das neue Ehepaar nach Paris eilt, dort die Flitterwochen in Saus und Braus zu verleben, er, ein schlanker, zweiunddreißigjähriger Mann, sie eine fast zehn Jahre ältere, wohlgerundete Weltdame. Dann kehren sie wieder nach Muskau zurück. Genie und Schönheitssinn, Reichthum an Mitteln und vollendete Gastfreundschaft schufen nun für Tausende hier ein unvergeßliches, bewundertes Heim. Gekrönte Häupter, Helden des Schwertes und der Feder, Philosophen, Dichter, Maler, Staatsmänner, Sänger, Architekten, selbst das fahrende Volk landstreichender Künstler hielten in Muskau Einzug, den Reiz dieses Erdenwinkels zu erhöhen und dem Sagenstoffe für die Umwohner neue Nahrung zu geben. Dazwischen fielen Aufenthalte Pückler's in Berlin, Aachen, Potsdam, Dresden oder Weimar oder auch größere Reisen des stets wanderlustigen Muskauer Standesherrn. Aber das Bild Helmine's will nicht aus seiner Seele mehr weichen. Heirathspläne für das sechzehnjährige Mädchen verhindert er und beschwört immer auf's Neue seine junge Gattin, ihn mit der Angebeteten seines Herzens zu vereinen. Schmerzlich klagt er Lucie: „Ich kann nicht mehr allein stehen, Ihr Beide seid mir nöthig wie Wasser und Luft. Versuch es nur nie, mich von ihr zu trennen, und um Gottes Willen, verheirathe sie nicht — glaube mir, es wäre um mich geschehen!" — Und weiterhin heißt es: „Du bist mir fast Alles in der Welt, nur in Einem liebe ich eine Andere, Du wünschst mir alles Glück, uneigennützig, willst Du also nicht lieber mir das, was mir noch fehlt, durch eine Andere geben, als mich dessen ganz berauben? Sei also konsequent, das heißt, ganz gut, und ich werde für das, was mir die Andere giebt und Du nicht geben kannst, weil nichts auf der Welt vollkommen ist, doch nur Dir dankbar sein. Liebe, Güte und Klugheit weisen Dir alle denselben Weg." — Man sieht, an Offenheit läßt der junge Ehemann nichts zu wünschen übrig, und Lucie war schwach genug, ihm denn auf mehr als halbem Wege entgegenzukommen. Diese vertrauensvolle Offenheit

hat Lou seiner alten Schnucke gegenüber fortan stets geübt. Sie blieb immer nur was sie war, seine Freundin, für welche seine zärtlichen Neigungen sich mit den Jahren allerdings mehr und mehr vertieften. Alles, was ihn auf seinen Reisen fesselte und beschäftigte, sei es Landschaftsgärtnerei oder neue Bekanntschaften, Naturereignisse, litterarische Händel, ja selbst seine fort und fort wiederkehrenden Liebesabenteuer, berichtete er seiner guten „Mama", seiner theuren alten Schnucke. Neben seinem kindlichen Vertrauen, seiner Treue für Die, welcher er vor der Welt das alleinige Anrecht auf sein Herz gegeben hatte, ging zugleich eine unbekümmerte Frivolität, ein gänzliches Mißachten fremder Empfindungen Hand in Hand, das nur zu oft seiner Gattin zur Quelle tiefsten Schmerzes wurde. Und dennoch hing diese Frau mit unendlicher Zuneigung an dem genialen Manne, jedes Schmeichelwort, jede herzliche Regung seinerseits mit warmer Dankbarkeit lohnend.

Das Jahr 1822 sollte plötzlich seinen Namen mit noch größerem Glanze umgeben. Pückler ward in den Fürstenstand erhoben, da er auf verschiedene Vorrechte seiner Stellung als Standesherr Verzicht geleistet hatte, auch durch das Uebergehen seiner Besitzungen von Sachsen an Preußen mancher Schaden ihm erwachsen war. An Varnhagen schreibt er zwar später einmal: „Als Entschädigung für verlorene Ehrenrechte in den Fürstenstand erhoben, keineswegs aus Gunst", dennoch jubelt Alles in ihm und seine Mittheilung an Lucie über dies Ereigniß schließt: „Ich küsse Dich, mein Herzensschnuckchen, und bin zum ersten Male Euer Durchlaucht ganz devotester Lou." — Mit kindlicher Freude malt er sich die Livréen und Wagen aus und müht sich ab, sein neues Fürstenwappen zu entwerfen, in dem alle seine Hauptleidenschaften symbolisirt werden sollen, als die Parkpassion, die Baupassion, die Pferdepassion, der Rauffinn, das Phantastische und der Farbensinn. Seine Passion am Spiel und für schöner Frauen Liebe hatte er taktvoll vermieden.

Seine Finanzverhältniſſe verſchlimmerten ſich von Jahr zu Jahr. Immer dichtere Wolken ziehen ſich über Muskau zuſammen. Die Parkanlagen, hohes Spiel und auch Lucie's Verſchwendungsſucht verſchlangen enorme Summen, und als am 26. November 1822 der Staatskanzler Hardenberg in Genua die Augen ſchließt, geht es vollends bergab. Das letzte Reitpferd muß Pückler endlich verkaufen. Mehr als eine Million Thaler hatte er in Muskau der Erde anvertraut, er, der unermüdlich Schaffende, den Rahel ſo treffend einmal „Erdbändiger" anredete. Immer auf's Neue ſann er nach, ſeiner gefährlichen Lage eine heilſame Wendung zu geben, durch Eröffnung neuer Induſtriezweige, durch Spekulation und Bergwerksbetrieb. Doch Alles war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Was in ihm vielleicht ſchon längſt herangereift war, nahm jetzt eine immer greifbarere Form an. Muskau zu retten, ſich zu erhalten, gab es nur einen Weg: Trennung von Lucie und das Eingehen einer neuen, lukrativen Ehe. Oder aber es galt, Muskau ſo bald als möglich zu verkaufen, ſollte nicht das Unglück einer finanziellen Kataſtrophe auf das junge Fürſtenpaar hereinbrechen. 1823 wird das ernſte Wort ausgeſprochen. Lucie, in edelmüthiger Hingabe, willigt ein, ihren Lou freizugeben, nach England ziehen zu laſſen, dort ſich eine reiche Erbin zu ſuchen, den tief verſchuldeten Lauſitzer Herrenſitz zu retten.

Leichter Sinn hat ſie einſt zuſammengeführt, Liebe heißt ſie jetzt ſich trennen. Nicht ohne Rührung vermag man den Brief zu leſen, den Lucie mit der Ueberſchrift: „Todesurtheil der Aermſten auf Erden" ihrem Gatten ſandte und in welchem es heißt: „Indem ich alſo Dir Deine Freiheit zurückgebe und beſtimmt erkläre, daß ich von Dir geſchieden zu ſein verlange, bezeuge ich Dir nochmals: daß ich Dir das höchſte, das einzig wahre Glück meines Lebens verdanke — Dein geiſtreicher, liebenswürdiger Umgang, Dein feſter, männlicher und doch ſo ſanfter Charakter, haben es mir gewährt, und mehr noch als Alles

Dein tiefes, edles Gemüth, Dein gutes, weiches Herz. Daß Deine Gesinnungen der Art sind, daß kein Wechsel, kein Ereigniß sie zu verändern und aufzulösen vermag, das glaube ich, und nur in dieser festen Ueberzeugung fühle ich die Kraft, Dir ein Opfer zu bringen, das mir zwar unendlich schwer wird, ohne welches ich aber doch keine Beruhigung mehr finde. Gott segne es — und leite davon für Dich das reinste, ungetrübteste Glück herab; Deiner mütterlichen Freundin aber bleibe das Bewußtsein der treuesten Hingebung und Ergebenheit bis in den Tod für das Theuerste und Geliebteste, was sie in dieser Welt besaß." — —

Pückler war untröstlich. Jetzt erst fühlte er, was sie ihm geworden. Noch immer zögerte er mit dem letzten entscheidenden Schritte, dann aber, als auch Berlin ihm keine Hülfe mehr bot, ward die gerichtliche Scheidung angebahnt und endlich vollzogen. Nach England zog der fürstliche Freier jetzt. Seine Lucie begleitete ihn bis Bautzen. Dort nahmen Beide am 7. September 1826 unter Küssen und Thränen einen erschütternden Abschied.

Monate lang hatte bereits der Aufenthalt im Inselreiche gedauert, aber der ersehnte Goldfisch saß noch immer nicht im Netze. Wohl ließ der galante Freier kein Toilettenkunststück unbenutzt, färbte sich die Haare, kleidete sich wie ein Dandy und suchte durch seine genialen Talente Aufsehen zu erregen, aber ernstlich war sein Herz doch nicht bei dieser Jagd nach dem Glück, und manchmal faßte seine nach Freiheit und goldener Phantasie dürstende Seele ein wahrer Ekel vor seiner Absicht. Mit Lucie stand er im regsten Briefwechsel. Müde des Suchens nach einer reichen Erbin, seufzt er der daheim in Muskau weilenden, treuen Freundin zu: „Ach, meine Schnucke, hättest Du nur 150,000 Thaler, ich heirathete Dich gleich wieder!" — Ihr Bild stand immer vor ihm auf dem Schreibtisch, und mancher Besucher mußte mit großem Erstaunen

bemerken, wie innig der Fürst an seiner geschiedenen Frau hing, selbst Denen gegenüber, welche sich bemühten, für ihn eine Tochter des stolzen Albion zu suchen.

Da flammt plötzlich ein neuer Stern für ihn empor: Henriette Sontag. Seine Bewunderung für die Künstlerin vereint sich mit der liebenden Verehrung für ihre holdselige Jungfräulichkeit. Die erstere singen zu hören, opfert er für einen Logenplatz im Kingstheater 80 Pfund Sterling, die letztere für sich zu gewinnen, steht er auf dem Punkte, Muskau, seine Reise, seine Ziele zu vergessen und ihr die Hand zu bieten. Doch die Künstlerin ist es selbst, welche trotz aller Sympathie für den ritterlichen Fürsten die Trennung beantragt. Vergessen hat Pückler jene Stunden nicht, noch heute erhebt sich in Branitz inmitten blühender Rosengehänge das Bild jener schönen und edlen Sängerin. Inzwischen hatte Pückler sein erstes Werk als Schriftsteller, die „Briefe eines Verstorbenen" vollendet, die nun im Druck erschienen und mit Windeseile den Ruhm des fürstlichen Autors bis über Europa hinaustrugen, einen Ruhm, den wir heute weder verstehen, noch ihm beipflichten würden. Eine Heirath kommt nicht zu Stande. Nicht ein siegreicher Freier, wohl aber ein lorbeergeschmückter, alter Freund kehrt 1829 von Britanniens Küste nach Muskau zu seiner überglücklichen Schnucke zurück, ohne Braut, ohne neue Hülfsmittel, trotz aller Liebschaften die wärmste Liebe für seine „Mama" im Herzen. Und wie Kinder, die sich erzürnt hatten, eine Stunde darauf wieder fröhlich miteinander spielen und jeden Leckerbissen redlich theilen, so reichten sich jetzt beide Gatten, trotz richterlichem Schiedsspruch, ohne erneuten priesterlichen Segen, wieder die Hand, bis der Tod das irdische Band löste. „Ich bin ein Kind," schreibt der Fürst einmal an Varnhagen, „wenn auch ein altes und manchmal sogar ein böses, doch nie ein schlechtes." — Ob in Muskau oder Berlin, überall lebten sie wie ehedem vereint. Niemand, am wenigsten König Friedrich

Wilhelm IV., nahm Anstoß an dieser seltsamen Ehe. An eine befreundete Engländerin schrieb Pückler damals: „Dies geht gewiß über Deinen Horizont, aber wir Deutschen sind odd people. Lucie lebt jetzt noch in Berlin, wo wir erst diesen Winter, obgleich divorced, ein Haus zusammen gemacht haben, in dem die höchste Gesellschaft sich zur Ehre rechnete, aufgenommen zu sein. Das Beispiel ist übrigens neique, und soweit habe ich mein Berliner Publikum und all' seine Prüden durch Beharrlichkeit gebracht, weil ich sie nach und nach daran gewöhnt habe: einem Original, wie ich einmal sei, Alles zu gestatten, sans conséquence pour les autres."

Durch eingeschränktere Lebensweise hofft Pückler jetzt die gefährliche Klippe seiner pekuniären Lage zu umschiffen. Doch einmal in Muskau, muß er sich auch wieder thätig erweisen. Neue Parkanlagen erstanden, daneben begann der Fürst, aufgemuntert durch den beispiellosen Erfolg seines Erstlingswerkes, jetzt an einer neuen Arbeit, „Tutti frutti", zu schaffen, und da seine Schnucke durch eine längere Reise von Muskau ferngehalten wird, so hindert Pückler nichts, die Nacht zum Tage zu machen und, originell wie in Allem, auch hier ganz seinen Launen und barocken Einfällen zu leben. Nachmittags um 3 Uhr ward aufgestanden, um 8 Uhr zu Mittag gespeist, worauf sich der Fürst um Mitternacht zum Arbeiten zurückzog. Sieben aneinanderstoßende Gemächer waren inzwischen feenhaft erleuchtet worden. Bald an einem Schreibtisch, bald an einem Stehpult ein Dutzend Zeilen niederschreibend, wandelte Pückler rastlos auf und nieder. Selten vor 7 Uhr Morgens suchte er dann sein Ruhebett auf. Diese Lebensweise hat er dann später auch in Branitz wieder aufgenommen.

Zuweilen schloß er sich dann wieder wie ein Eremit in sein schon früher erwähntes Jagdhaus, wenige Stunden von Muskau, ein, um hier sich dem Studium der Litteratur und dem Genusse beschaulicher Einsamkeit, der dortigen tiefpoetischen

Waldeinsamkeit hinzugeben. Originell ist aus jener Zeit (Sommer 1833) auch folgender Brief, den er vom Jagdhause aus an seinen Sekretär Hahn in Muskau sandte. Der Fürst schreibt:

„Warum in Teufels Namen kömmt weder der Bote mit den Zeitungen und Briefen, noch schickt die Inspektorin Brod ꝛc.

Wollen Sie mich hier aushungern, oder ist ein Erdbeben in Muskau gewesen?

Wahrlich, man sollte glaubeu, ich sei dort der Letzte und nicht der Erste.

Ich werde Sie mit der Inspektorin, der Jungfrau Koch, auf dem Boden einsperren, und nicht eher wieder herauslassen, bis Ihre Henne ein Ei gelegt hat.

Schämen Sie sich alle zusammen und schicken Sie mir augenblicklich Brod und Briefe.

H. F. P."

Der Verkehr mit den litterarischen Stimmführern jener Zeit war ein überaus reger, besonders mit Varnhagen von Ense, welcher bis zu seinem Tode mit Pückler ununterbrochen im geistigen Austausch stand. Für die eben so geistreiche als gemüthvolle Gattin desselben, Rahel, bewies der Fürst eine aufrichtige und tiefe Verehrung, und um so schmerzlicher berührte ihn das plötzliche Scheiden dieser Frau, welches ihm Varnhagen im März 1833 sofort mittheilte. „Welcher hohe Geist," ruft der Fürst erschüttert aus, „und welches edle Herz sind da wieder einmal von der Erde verschwunden!" — Und Varnhagen erwidert jammernd und hoffnungslos: „Ich lasse die Sonne aufgehen und niedergehen, ich schreibe, mache die paar Gänge durch die weiten, trostlosen Straßen, sitze den Abend allein — und so werden es Tage und Wochen, so gemein und leer, wie es nur sein mag, genug, die Fabrik geht fort und liefert ihre Waare, etwas besser oder schlechter."

Natürlich kam auch Bettina v. Arnim, das „Kind", von

den Strahlen des fürstlichen Ruhmes angezogen, nach Muskau und versuchte, wie einst bei Goethe, sich dem Fürsten auf den Schooß zu setzen und die Rolle einer demüthig harrenden Geliebten zu spielen. Als Pückler jedoch wenig Geschmack für diese theatralische Koketterie zeigte, kam es schließlich zu bösen Auftritten und heftigen Lamentationen. Die arme Bettina hatte überhaupt in dieser Zeit wenig Erfolg mit ihren genialischen Excentricitäten. Als 1834 Schleiermacher in Berlin starb, glaubte sie Trauerkleider anziehen zu müssen, gleichsam als die trauernde Wittwe seines Geistes. Die wirkliche Wittwe aber soll ihr dafür mit dem Goethe'schen Verse haben sagen lassen:

Höre Deiner Priester Lehre:
Dieser war Dein Gatte nicht!
Lebst Du doch als Bajadere . . .

So erzählte man sich wenigstens damals schmunzelnd in der preußischen Hauptstadt.

Mit den neuen Parkanlagen wuchs natürlich auch die Schuldenmasse, welche auf Muskau lastete, und immer wieder kehrt der Gedanke einer Heirath oder des Verkaufes von Muskau zurück, von Lucie mit tiefstem Schmerze aufgenommen. Doch bald schwand dieser Entschluß des schwankenden Fürsten wieder. Der neue Beifall, welcher seinem „Tutti frutti“ 1834 zu Theil wird, berauscht ihn und drängt alle Sorgen vorläufig in den Hintergrund. Alexander v. Humboldt liest das Werk in einem Zuge aus und Varnhagen v. Ense schreibt dem glücklichen Autor: „Der Eindruck des Buches ist im Ganzen, wie es zu erwarten war, pikant. Wer aber pikirt ist, der lobt den Stachel nicht, ja, er möchte den Honig leugnen. Dagegen wird der Pikirte selbst eine Süßigkeit, denn die Schadenfreude ist ja“ — hier wurde der Schreiber unterbrochen. Auch seine Parkschöpfung fesselt den Fürsten im vollsten Maße wieder. Er fühlt sich stolz, der erste Gärtner Deutschlands zu sein. Ueberall ist er thätig, immer herrlicher entfaltet sich vor seinen

Blicken das köstliche Eden am Neißefluß. Seine Leute tragen ihn fast auf den Händen. Ja, einmal greift er sogar seiner Geistlichkeit in's Handwerk. Sein Förster, ein prächtiger Mann, hat sich aus falschem Ehrgefühl das Leben genommen, der Pfarrer verweigert seine Betheiligung an der Trauerfeier. Pückler's edelmüthiges Herz sträubt sich gegen diese Intoleranz. „Ich folgte gestern der Leiche auf den Kirchhof," schreibt er an Varnhagen, „und da kein Priester zugegen war, griff ich der Klerisei in's Handwerk und hielt eine unvorbereitete Rede, die auf die versammelte Menge einen so großen Eindruck machte, daß ich selbst davon frappirt war. Alles zerfloß in Thränen und schluchzte laut, woraus ich zum ersten Mal gesehen, wie leicht es ist, wenn die Gelegenheit glücklich ergriffen wird, einen Eindruck auf das Volk hervorzubringen. Sehr theologisch mag ich übrigens wohl nicht gesprochen haben, aber menschlich. Als ich die erste Schaufel Erde auf den Sarg warf, kam eine wendische Hochzeit mit Dudelsack und Pfeifen, der hier immer obligate Bajazzo mit Blumen und Bändern geschmückt, betrunken vorantanzend, auf der Landstraße vorübergezogen — während wir mit abgezogenen Hüten still beteten. Das Leben!" — — —

Mit Anfang des Sommers 1834 ging Pückler zur Kur nach Karlsbad, von da durch Süddeutschland nach Paris. Allmählich ließ er gegen seine Schnucke die Absicht laut werden, daß sein Wandertrieb ihn hinüber nach Amerika locke, und daß sie solle treu in Muskau seiner harren, bis er eines Tages, die alte Liebe im Herzen, zu ihr zurückkehre. Nach Amerika ging's nun freilich nicht, wohl aber nach Afrika und Asien auf fünf Jahre, eine Reise, die er unter dem Namen Semilasso in nicht weniger als acht Bänden späterhin beschrieben hat.

Nachdem Pückler noch sechs Meilen von Verviers an der preußischen Grenze mit dem Oberst v. Kurssel, in Folge einer vermeinten Beleidigung in den „Tutti frutti" ein Duell bestanden, fuhr er nach Paris wieder und stieg dann über die Pyrenäen nach

Spanien, um sich endlich am 11. Januar 1835 auf dem „Krokodil“ nach Algier einzuschiffen. Eine neue Welt that sich jetzt vor seinen Augen in berauschender Schönheit auf. „Hier ist es göttlich!“ schreibt er an Lucie, „je me retrouve de nouveau jeune ici“.

Die zahllosen Abenteuer, welche Pückler jetzt durchleben sollte, können hier nicht einzeln aufgezählt werden. Die Reise des phantastisch gekleideten Fürsten glich in Wahrheit einem glänzenden Triumphzuge. Räuberische Ueberfälle, Löwenjagden, Besteigung des höchsten Gipfels des Atlas wechselten mit heißen Liebesepisoden ab. Er besuchte die Ruinen von Karthago, ging nach Tunis und landete endlich auf Malta, wo er während einer vierzehntägigen Quarantäne am 30. Oktober seinen fünfzigsten Geburtstag feierte. Von Malta aus schiffte er sich nach Patras ein, um nun Griechenlands klassischen Boden mit schwärmerischer Begeisterung zu durchschweifen. Auf einem Ausflug in das Gebirge des Peloponnes, welchen er mitten im Winter unternahm, schrieb er an Lucie nach Muskau: „Am Styx unter dem Berge Khelar's. Die Alten schworen beim Styx ihren heiligsten Eid und fürchteten die Rache der Götter, wenn sie falsch schworen. Ohne Furcht schwöre ich jetzt bei seinen todbringenden Gewässern, daß ich Niemand auf der Welt lieber habe, als Dich.“ Ueberall, wo Pückler erschien, ward er der Gegenstand eifrigster Huldigungen. In Athen überhäuften ihn König Otto, wie der anwesende König von Bayern mit Artigkeiten, die ersten Häuser waren stolz, ihn als Gast begrüßen zu dürfen, ihm zu Ehren jagten sich Feste und Diners förmlich um die Wette. Lange aber hielt's den ruhelosen Wanderer nicht in der griechischen Hauptstadt. Kreuz und quer die sagenhaften Stätten der homerischen Helden durchstreifend, trinkt er an seinem 51. Geburtstag hoch oben auf der Festung Monemvasia in feurigem Cyperwein auf Lucie's Gesundheit. Ueber Kandia, wo er mit Kanonenschüssen wie ein Souverän empfangen wurde, nahm er seinen Weg nach Aegypten, welches

Land er Anfangs 1837 betrat. Auch hier die gleichen Ehren, gleichen Huldigungen. In Kairo, wo man ihm einen feenhaften Palast, reiche Dienerschaft, Ehrenposten an den Thüren und andere Ueberraschungen anbot, glaubt er in ein Traumland versetzt zu sein. Der Vicekönig überbietet sich in allen erdenklichen Aufmerksamkeiten. Mehemed Ali buhlt um Anerkennung seitens Pückler's, welche dieser, gleichfalls solche empfangend, mit aufrichtigen Gefühlen beantwortet. Hinauf geht's den Nil, in das Land Nubien und den Sudan. Immer neue Wunder ziehen an den Augen des Fürsten vorüber. Auch sonst fehlt's an Abwechslung nicht. Am 19. April schreibt er sein Wochenprogramm aus Dongola an Lucie:

Sonntag: Krokodiljagd.
Dienstag: Straußhetze.
Donnerstag und Freitag: Parforcejagd auf Giraffen.
Sonntag: Hippopotamusjagd auf dem Nil.
Dienstag: Antilopenjagd mit Windhunden auf dem Darfur.
Eine Löwenjagd ist noch außerdem in petto.

Hin und wieder trifft ein treuer Brief aus Muskau bei ihm ein, doch Umkehr zu halten und nach der Heimath wieder die Schritte zu lenken. Doch Pückler's Sinn stand noch in's Weite, und mit zärtlichen Worten tröstete er seine „herzensliebe, alte, gute, dicke Alaunschnucke" und bittet sie inständigst, noch einige Zeit ihn Freiheit trinken zu lassen und sich an der Farbenpracht, dem Reichthum nie geahnter Bilder dieses geheimnißvollen Zauberlandes zu berauschen. Dennoch macht er am 1. Juli beim Beginn des 13. Breitegrades Halt, um nach einem kurzen Ausflug die Rückreise anzutreten. Anfangs Januar 1838 schifft er sich in Alexandrien nach Syrien ein und landet im schönsten Sonnenglanze an der Küste Palästinas. „Mein liebes Herz, Asien ist herrlich!" jauchzt er in seinem ersten Briefe aus Jerusalem an Lucie. Aus den geheiligten Fluthen des Jordan schöpft er Wasser und trinkt es auf seiner Schnucke Gesundheit, und

ganz aufgelöst in romantisches Empfinden, schreibt er an sie vom Gestade des Todten Meeres: „Herzensschnucke, ich schreibe Dir diesen Brief im Freien bei Mondenschein vor meinem Feldtisch, dicht am Ufer des Todten Meeres sitzend, dem versunkenen Sodom und Gomorrha gegenüber. J'espère que c'est romantique, ça. Trotz räuberischer Beduinen und aria cattivia bivouakire ich hier schon zwei Tage bei dem himmlischen Sommerwetter, von tausend bunten Blumen umsproßt, und an der Grenze eines unabsehbaren Dickichts, mehr als zwei Mann hohen Binsenschilfes, das von wilden Schwimm- und Wasservögeln wimmelt und auch verschiedene Hyänen und Tigerkatzen beherbergt." — Sein Ruhm als Schriftsteller, die Kunde des Freundschaftsbündnisses mit Mehemed Ali war ihm überall vorangeeilt, ihm die Wege zu ebnen und fort und fort erneute Ehrenbezeugungen ihm zu bereiten. Am 18. September 1838 brach Pückler mit zwölf gekauften, kostbaren Pferden und seinem sonstigen großen Gefolge von Kameelen und Maulthieren von Aleppo nach Antiochia auf. Nachdem er auf einer Meerfahrt Rhodus und Cypern geschaut hat, setzt er seine Reise durch Kleinasien fort, langt am 13. Januar 1839 in Smyrna an, wo er in der Nähe einen entzückenden Landaufenthalt wählt, um hier ein paar Monate, ausruhend, sich wieder einmal ganz der Schriftstellerei zu widmen. Im April bricht er auf, besucht die Hauptstadt des Krösus, Sardes, und endigt seine romantische Orientfahrt in Konstantinopel, von wo er die Donau aufwärts nach Wien zu schwimmen gedenkt. Nicht nur an kostbaren Kunstschätzen, prächtigen Pferden brachte er sich Erinnerungen für seinen Lausitzer Herrensitz mit, auch einige Kinder Afrikas hatte er käuflich erstanden, Sklaven, welche er gedachte daheim in seine Dienerschaft einzureihen, ohne zu ahnen, daß ihm auch hier der geflügelte Liebesgott wieder einen tief verwundenden Pfeil in das nimmer ruhende Herz senken würde. Von allen Frauen, welche Pückler ihre Gunst schenkten, hat kaum eine tiefer und rührender

sein ganzes Herz besessen, ist kaum über eine mehr in geheimnißvollster Weise gefabelt worden, als über seine braune Freundin, die unglückliche Machbuba. Außer ihr hatte er 1837 noch zwei Sklavinnen gekauft, welche er aber bald, erstere zu beruhigen, verschenkte. Machbuba, die Tochter eines hohen abyssinischen Beamten, war erst zehn Jahre alt, als sie Pückler, gerührt von ihrer Schönheit, auf dem Sklavenmarkte käuflich erstand. Sie hatte, in Folge eines Aufstandes daheim, nicht nur ihre Freiheit, sondern auch ihren Vater und sechs Brüder in einer Nacht durch Ermordung verloren. Machbuba war außerordentlich schön. Ihr rothbrauner Teint glich einem über Goldplatten ausgebreiteten dunklen Seidenflor, so bald die Sonne darauf schien, ihre Haut war weicher wie der Flaum eines Kolibris, wie der Fürst stets sagte. „Sie war," schreibt letzterer an eine Freundin, „als ich sie kaufte, zehn Jahre alt, aber schon körperlich vollkommen und üppig ausgebildet, da in ihrem Vaterlande, den südlichen Ebenen unter Abyssinien, die Mädchen schon mit sieben Jahren häufig heirathen. Alle Sinne schon in der Blüthe, der Geist aber noch wie ein unbeschriebenes Blatt, begierig darauf wartend, was darauf verzeichnet werden würde. Diese kindliche Jungfrau machte ich bald zu meinem ernstlichen, entzückenden Studium, lehrte sie Alles, was ich selbst wußte, lernte von ihr unverfälschte Naturansichten, urmenschliche Offenbarungen, die mich bei unserer verkrüppelten Civilisation oft in das höchste Erstaunen setzten, und besaß ernstlich an ihr nach Jahr und Tag ein Wesen, mit dem ich in Wahrheit vollkommen eins geworden war." — So hold die Schönheit des braunen Mädchens sich auch zeigte, Gemüth und Charakter wetteiferten gleichsam mit den äußerlichen Vorzügen. Sie war Pückler durch ein Jahre langes Zusammenleben Alles geworden, „nicht nur in Gesinnung und Denken, sondern auch im allermateriellsten Leben, und war ich dabei hundert Mal mehr der Empfangende, als der Gebende, sie immer die Dienerin, ich immer der

Herr, als müßte es so und könnte nicht anders sein". — „Alles unter uns war gemeinschaftlich," fuhr er fort. „Sie führte meine Haushaltung und meine Kasse unumschränkt, und nie habe ich besser, bequemer und dennoch wohlfeiler gelebt. Sie war die lernbegierigste und schnellest auffassende Person, die mir je vorgekommen ist, und auch Sprachen lernte sie spielend."

Der Welt gegenüber galt sie als seine Pflegetochter, mit welcher er später in Wien auf feurigen, arabischen Rossen, sie in glänzender Mameluckentracht, durch die Straßen ritt, ja, in die höchsten Damenkreise ihr an seiner Seite den Eintritt verschaffte, Vater, Freund, Lehrer, Kamerad und — Geliebter in einer Person. Doch je näher er der Heimath kam, um so schwerer fiel es ihm auf's Herz, wie er solle mit diesem geliebten, hülflosen, kränkelnden Wesen seiner alten Schmucke gegenüber erscheinen. Alle dahingehenden, halb humoristischen, halb ernsthaften Anspielungen hatte Lucie bald durchschaut und mehr als einmal ihr Verlassen Muskaus angedroht, sobald Pückler sollte wirklich Ernst mit seinem Vorhaben machen, und wie ein Graf von Gleichen mit einer schönen Orientalin Einzug in Muskau halten. Der Gedanke, Muskau in ein Harem umgewandelt zu sehen, war für Lucie gradezu unerträglich. Leidenschaftliche Ergüsse flogen jetzt zu dem ungetreuen Lou, dem allmählich vor dem Empfang daheim ein leises Grauen aufstieg. Immer auf's Neue beschwört sie den Fürsten, sich seiner braunen Freundin schleunigst zu entledigen. „Willst Du aber ein Wüstling scheinen," ruft sie aus, „und ihn affektiren, so muß die Schmucke weichen, so muß die Schmucke fliehen. So ist es." — Er erinnert daran, daß wie sie sich einen Kammerdiener, er sich ein Kammermädchen halten dürfe, daß seine Machbuba in Mannskleidern erscheinen werde, so daß Niemand Anstoß nehmen könne, daß er sie im Christenthum unterwiesen, und, wenn Lucie es wünsche, sie niemals solle der Fürstin im Schlosse entgegentreten. Doch nichts will bei Lucie verfangen.

„Wenn Du mich ferner deshalb quälst," schreibt endlich Pückler, „gedenke ich eine große Ceremonie heiliger Taufe vom Bischof Eylert in Potsdam vornehmen und den ganzen Hof zu Gevatter bitten zu lassen." Endlich lenkt Lucie ein. Sie verspricht, sich fügen zu wollen, sofern Lou wenigstens den Schein europäischer Sitten bewahren wolle. Nun sendet ihr Pückler ein Bild seines Mädchens und dankt ihr gerührt für alle Liebe und Güte. Doch schon zogen sich neue Wolken über dem Haupte der unglücklichen Schloßherrin daheim zusammen. Ein reichbegüterter Graf Renard ließ die Absicht verlauten, das schöne Muskau sofort für einen hohen Preis anzukaufen, er sandte sogar einen Bevollmächtigten nach Konstantinopel, um mit dem Fürsten in Unterhandlungen einzutreten. Lucie war untröstlich. Eine wilde Verzweiflung bemächtigte sich der 63jährigen Matrone, und in leidenschaftlichen Worten beschwor sie ihren Gatten, davon abzustehen. Keinen Schritt ließ sie unversucht, Pückler's Plan zu hintertreiben und sich ihren Lieblingssitz zu erhalten. Von Teplitz eilt sie nach Wien, von da nach Pest. Dort trifft sie im Herbst 1839 nach jahrelanger Trennung mit ihrem Lou wieder zusammen, und was weder Drohungen, Briefe und Thränen vermocht hatten, das gab diese Stunde der bangenden Fürstin zurück: Muskau war noch einmal gerettet. Unter den zärtlichsten Ergüssen lagen sich beide Gatten gerührt und ergriffen in den Armen. Und als Lucie Pest wieder verlassen hatte, schrieb Pückler herzlich an sie: „Mein Herz ist voll von Liebe für Dich, laß dies Dein Trost und Deine Ueberzeugung sein, und alles Uebrige wird gut gehen, es mag sich wenden, nach welcher Seite es will."

Lucie war nach Muskau zurückgekehrt, wo die Nachricht von dem rückgängig gewordenen Verkaufe hellsten Jubel erregte. Während dessen blieb Pückler mit seiner Machbuba in Pest und Wien der Gegenstand glänzendster Huldigungen. Selbst der kaiserliche Hof zog die melancholische, schöne Abyssinierin zu seinen Festen mit hinzu. Pückler war um diese Zeit äußerst kränklich. Die

Nachwirkungen sechsjähriger Anstrengungen blieben nicht aus, noch mehr aber, als sein Leiden, beschäftigte ihn der hinfällige Zustand seiner kleinen Freundin, welche sichtlich abmagerte und mit jedem Tage mehr mit rührender Vertraulichkeit sich an ihren hohen, väterlichen Freund, Gebieter und Geliebten anschmiegte. Ihre Zukunft bereitete ihm viel Sorgen. Vorläufig hatte er sie in Wien in ein Pensionat gegeben und war erstaunt, mit welchem Scharfsinn und Fleiß das dunkeläugige Kind Afrikas sich den modernen Studien hingab. An Lucie schrieb der Fürst, als sie auf's Neue Einspruch gegen das Erscheinen Machbuba's in Muskau erhob: „Sie hier zu lassen, ist unmöglich. Sie kann ohne mich nicht existiren, ein diesem Wesen eigenthümliches Gefühl, was mit gemeiner Liebe in unserem Sinn gar nichts zu schaffen hat. Ich bin ihr Alles auf der Welt und ihr Herr in ihren Augen. Selbst Malfatti, der große Arzt, erklärte mir, daß er von ihrem schnellen Tode überzeugt sei, wenn ich mich von ihr trenne. Dies also, liebe Schnucke, ohne eine Spur von Verliebtheit, ist eine heilige Pflicht, die ich Vorurtheilen nicht aufopfern kann. Sei auch, Herrin, meine treue, ergebene Freundin." Und Lucie antwortet: „Daß die arme, kleine Machbuba so abkömmt, thut mir sehr leid, ich hoffe für Dich, daß sie sich erholt und lange noch zu Deiner Freude lebt. Ich verstehe wohl, daß sie ohne Dich nicht existiren kann, doch ein ihr nur eigenthümliches Gefühl ist solches nicht, da auf andere Weise zwar — das Nämliche vielleicht Anderer Leben auch bedingte."

Krank und matt war Pückler im Sommer 1840 mit seiner langsam dahinwelkenden Machbuba in Marienbad eingetroffen, um von dort nach fast siebenjähriger Abwesenheit mit dem heimathlosen Wesen an seiner Seite in Muskau Einzug zu halten. Seine Freundin, das wußte er, war unrettbar verloren. Lucie empfing dieselbe freundlich und scheinbar wohlwollend. Doch das Gefühl einer mit Recht bitteren Kränkung vermochte sie nicht zu unterdrücken. In ihrem Tagebuch fand man später eingeschrie-

ben: „Ich habe es nie ausgesprochen, daß die Machbuba nicht nach Muskau kommen solle — wohl aber erklärt, ich würde dort nie anders, als unter ehrenvollen Verhältnissen leben. Wäre es nicht ein Kampf mit einer Sterbenden oder gegen eine Sterbende geworden, so hätte ich auch mich niemals verstanden, mit ihr in Muskau zu bleiben.“ Nur wenige Tage vermochte Lucie mit „der todtkranken Maitresse des Fürsten“ unter einem Dache zu bleiben. Anfang Oktober zog sie es vor, in Berlin ihren Aufenthalt zu nehmen, wohin ihr der Fürst bald nachfolgte, immer von tiefster Sorge für seine arme, kleine Freundin erfüllt, welche er der Obhut seines Hausarztes, Dr. Freund, anvertraut hatte. Schwer war der Abschied von ihr; es schien, als ahnte sie bereits die nahe bevorstehende Katastrophe. Als Pückler im Begriff stand, seinen Geburtstag mit Lucie vereint in Berlin zu begehen, traf ihn wie ein Donnerschlag die Nachricht, daß seine Machbuba drei Tage früher, am 27. Oktober, sanft dahingeschieden sei.

Unermeßlich war der Schmerz des Fürsten. Es schien, als könne ihn fast nichts mehr trösten. Selbst Lucie, trotzdem sie im Inneren aufathmen mochte, konnte sich der heißen Thränen angesichts seines Jammers nicht erwehren. Das Begräbniß der kleinen Abyssinierin, welchem Pückler fern bleiben mußte, gestaltete sich zu einer imposanten Feierlichkeit für Muskau. Am 29. fand dasselbe statt. Ihre Dienerinnen hatten sie in reiche orientalische Tracht gekleidet und so in den offenen, mit Blumen geschmückten Sarg gelegt. Mit Fackeln und Grubenlichtern trugen denselben die Knappen des Alaunbergwerks, der Direktor und die Steiger voran, durch die Stadt hinaus auf den stillen Friedhof. Sämmtliche Geistliche unter Führung des Superintendenten Petzold gaben ihr das Geleite, dann folgten ihre Dienerinnen, der kleine Mohr, welchen Pückler ebenfalls mitgebracht hatte, die Gärtner und Beamten, die Bürger Muskaus und zahllose Landleute der Umgegend. An der Gruft sang der Schulchor einen Choral. Der würdige Superintendent hielt eine ergreifende Ansprache. Doch

Pückler vermochten diese Beweise der Liebe und Theilnahme nicht zu trösten. Am 1. November reist er allein nach Muskau. Dann eilt er hinaus, den frisch aufgeworfenen Hügel mit seinen Thränen zu netzen. „Ich habe heute auf Machbuba's blumenbekränztem Grabe im Scheine des Mondes viel heiße Thränen vergossen und aus tiefstem Herzen für ihr Wohl gebetet. — Gott mit ihr und mit uns, und einst vielleicht ein süßes Wiederfinden! Denn ihr Herz war edel, und kein Eigennutz hat je die zärtliche Verbindung unserer Seelen getrübt." — Zu Hause angekommen, wirft er sich, aufgelöst von wildem Schmerze, auf das Todtenbett der Dahingegangenen und lauscht unter Thränen, ob nicht ihr Geist in das Zimmer treten könnte. „Kein Gesicht aber erschien mir, keinen fremdartigen Laut vernahm ich, nur die Thür knarrte häufig im Winde, und eine Maus lief einmal vorn unter dem Kanapee her quer über die Stube unter mein Bett. Hätte sie sich kund zu thun vermocht, gewiß, sie hätte es gethan! Denn so viel Liebendes und Rührendes habe ich auch von ihr gehört." Noch manche Mitternacht sah den Fürsten draußen am Grabe der Geliebten beten und weinen, bis sie ihm endlich einmal, als er, eingeschlafen, auf den Blumenhügel niedergesunken war, freundlich tröstend im Traume erschien.

Erst die wieder aufgenommenen Arbeiten im Park zu Muskau vermochten allmählich den Schmerz des Fürsten zu lindern. Aber selbst in schneidendster Winterkälte, wenn längst Muskaus Bürger behaglich sich um den Ofen drängten, schritt Pückler noch oft zur Nacht hinaus auf den Kirchhof, zu jenem Hügel, welcher noch heute von Blumen überblüht, wenn auch ohne Stein und Inschrift, sich wohlerhalten zeigt. Noch ein Jahr darauf heißt es einmal in seinem Tagebuche: „— auch um Machbuba traure ich noch zuweilen, doch tritt ihr Angedenken nach und nach in den Hintergrund nach dem Naturgesetz, das am Ende immer nur an den Lebenden wieder lebendiges Interesse nehmen läßt." Reisen nach Dresden, Kissin-

gen, Weimar und Rudolstadt unterbrachen im Sommer 1841 bis 1842 seine gärtnerische Thätigkeit, wie seine brieflichen Verbindungen, welche er jetzt wieder mit allen hervorragenden Geistern pflog. Wo er auch erschien, ward er der Gegenstand reicher Huldigungen wie einer schrankenlosen Bewunderung. Seine Orientfahrten hatten einen neuen Zauber um diesen seltenen und seltsamen Mann gewoben, zu dem auch äußerlich sich so Manches gesellte, wie seine Equipage, sein Mohr, sein damals angenommener Zwerg Billy Masser, welcher bis zu Pückler's Tode die Stelle eines trefflichen Sekretärs bekleidete, das ein berechtigtes Aufsehen hervorrufen mußte. Nachdem Pückler 1842 noch Heidelberg, Baden-Baden und manch' anderen Ort aufgesucht hatte, traf er in Potsdam ein, um hier wie ehedem die Anlagen von Babelsberg wieder zu leiten, auch dem prinzlichen Paare Karl auf Glienicke mit Rath und That zur Seite zu stehen. Die Prinzessinnen Wilhelm und Karl, welche er bereits in ihrer ersten Jugendzeit in Weimar hatte kennen gelernt, liebten und schätzten ihn ungemein, ein gleiches Empfinden trug er auch für sie im Herzen. Schon damals, 1828, schrieb er über sie aus Weimar an Lucie: „Ein langes Gespräch mit den beiden allerliebsten Prinzessinnen, das sehr animirt war, machte mich in der That bedauern, daß ich kein Prinz bin, denn Beide, jede in ihrer Art, die ältere sentimental und schmachtend, die zweite muthwillig und lose, sind reizende Wesen, dabei von dem feinsten und natürlichsten Ton, wie der elegantesten Tournure."

Lucien's Traum, einst in Muskau ihre Tage beschließen zu können, sollte sich nicht erfüllen. Pückler, an Einschränkungen nicht gewöhnt, konnte sich nicht verhehlen, daß es mit seiner Vermögenslage bergab ging. Und einmal in Muskau, vermochte er auch nicht, müßig die Hände im Schooß ruhen zu lassen. Was seine Reisen, seine luxuriöse Lebensweise nicht verschlangen, das nahm der Boden des herrlich gediehenen

Parkes auf. Jetzt noch eine neue Heirath einzugehen, vermochte er nicht. War auch das Angedenken an sein orientalisches Märchen, seine unglückliche, schöne Machbuba, mehr und mehr verblaßt, so fühlte sich Pückler doch bereits zu alt, um noch einmal auf Freiersfüßen einherzutänzeln. So gewann der Gedanke eines Verkaufes von Muskau immer greifbarere Gestalt. Auch Lucie mußte endlich einsehen, daß eine demüthigende Katastrophe unvermeidlich war. Nachdem ein wiederholter Kaufantrag des Grafen Redern zu keinem Ergebniß geführt hatte, ward der Fürst endlich einig, für die Kaufsumme von 1,700,000 Thalern Muskau an die zwei Grafen von Hatzfeldt und den General von Nostitz abzutreten, wobei er sich allerdings verpflichten mußte, das bei Reinerz und Glatz belegene Rittergut Waldstein als Tausch mit anzunehmen. Trotzdem verblieb ihm doch noch ein ansehnliches Vermögen, zugleich entledigte er sich aller Schulden, Sorgen und Verpflichtungen. Leicht war ihm dieser Schritt nicht geworden. Doch noch tiefer schmerzte er seiner Gattin. Sie zu beruhigen, zu trösten, schrieb er: „Wenn Du wüßtest, welche Standhaftigkeit ich habe zeigen müssen, um diesen Kauf zu Stande zu bringen, welche Gemüthsbewegung mir das ewige Mißlingen verursacht — so würdest Du mich bedauern. Gott sei Dank, es ist vorüber, doch hat ein dreißigjähriges Elend meinen frischen Muth so sehr gebrochen, daß ich mich über nichts mehr recht freuen kann, und auch in der paradiesischen Landschaft den Todtenkopf der Wüste immer herüberschauen sehe. Ich bin so abgenutzt, daß ich das Glück, selbst wenn es da wäre, nicht mehr zu fassen vermag.“ — Aber die siebzigjährige Greisin vermochte dies Alles nicht zu trösten, zu innig war sie bereits mit ihrem ganzen Fühlen und Denken mit Muskau verwachsen.

Und doch hatte Pückler Recht, das fühlte sie, wenn er ihr mit männlicher Resignation schrieb: „Das große Opfer ist der

unerbittlichen Nothwendigkeit gebracht. Ohne diese wäre es nicht geschehen. Jeder von uns allein hätte vielleicht mit großer Einschränkung kümmerlich, oder wenigstens mit höchster Entsagung, Muskaus Besitz behaupten können. Wir Beide zusammen wären, und dies ist meine unumstößliche Ueberzeugung, binnen zwei Jahren, höchstens in drei, unrettbar bankerott gewesen." — Auch an den Superintendenten Petzold, den Vater des späteren Gartendirektors von Muskau, schrieb er damals: „Aus Leichtsinn habe ich mich nicht von Muskau getrennt, nicht einmal willkürlich, sondern nur durch unabwendbare Umstände gedrungen."

Lucie freilich hörte nicht auf, den Verlust Muskaus zu beklagen und zu beweinen. Die alte Frau erschien jetzt heimathlos, eine Ausgestoßene. Was hatte Muskau ihr Alles gegeben! Hier war sie als Braut von achtundzwanzig Jahren feierlichst eingezogen, hier hatten sie geschafft und gewirkt zusammen, ein herrliches Eden war entstanden, aus dem sie jetzt, an der Schwelle des Grabes, hinausgewiesen werden sollte. Wäre sie früher gestorben, so rief sie bitter, so würde man jetzt mit Muskau auch ihre Asche an den Meistbietenden verkauft haben; nun aber sei Muskau zur Waise geworden, da Pückler es von sich stoße.

Wer wollte sagen, was in jenen Tagen des Abschieds in der Seele des Fürsten vorging? Trat nicht vielleicht wieder jene Sorge um seine ureigenste Schöpfung, um seinen Park, ihm vor das vorausschauende Auge, wie er sie schon einmal in seinen „Tutti frutti" ausmalt? „Noch einmal," so heißt es darin, „berührte mich mit magischem Stabe der Zauberer. Ich erblickte die Fluren wieder, deren Verschönerung ich den besten Theil meines Lebens gewidmet. Was seh' ich? Schiffbar ist der Fluß geworden, der meinen Park durchströmt; aber Holzhöfe, Bleichen, Tuchbahnen, nützliche Dinge, nehmen die Stelle meiner blumigen Wiesen, meiner dunklen Haine ein!

Das Schloß — darf ich meinen Augen trauen? — Beim Himmel! Es ist in eine Spinnanstalt umgeschaffen. „Wo wohnt der Herr?“ ruf' ich ungeduldig aus. — „In jenem kleinen Hause, daß ein Obst- und Gemüsegarten umgiebt!“ tönt die Antwort. „Und gehört meinem Urenkel denn das Alles nicht mehr, was ich einst mein nannte?“ — „O nein, das hat sich mit der Zeit wohl unter hundert verschiedene Besitzer vertheilt. Wie könnte Einer so viel haben und Freiheit und Gleichheit bestehen!?“

Pückler's Ziel ging dahin, entweder das neue Waldstein herrlich auszuschmücken, ein Plan, den er bald fallen ließ, da ihm dies Gut nicht behagte, oder aber sich irgendwo in einer fruchtbareren, südlichen Gegend anzukaufen, um dort, säend und pflanzend, den Rest seines Lebens in Gemeinschaft mit seiner alten, guten Schnucke zu verbringen. Er ahnte nicht, daß in dem nur ein paar Meilen davon gelegenen, bisher von ihm niemals betretenen Besitzthum Branitz, Dank dem Bemühen seiner an der Scholle haftenden Lebensgefährtin, sich noch einmal eine neue Schöpfung bewundernswerther Gartenkunst bald entfalten, noch einmal ein Stückchen Sandwüste unter seinen Händen zu einem Wallfahrtsort vieler Tausende sich wandeln sollte. Als der Kontrakt über den Verkauf von Muskau unterzeichnet war, athmete er hoch auf. Leicht war es ihm nicht geworden, aber der Gedanke kommender sorgloser Freiheit nahm ihm schließlich doch das Bittere dieses ernsten Schrittes. Den begeisterten Landschaftskünstler verläugnete er bis zuletzt nicht. Hatte er schon früher mehr als eine Million Thaler für Muskaus Wunderschöpfungen ausgegeben, so gab er jetzt, als die Verhandlungen sich fast ein Jahr hinzogen, noch einmal an 100,000 Thaler für gärtnerische Zwecke hin. Ebenso unterließ er während dieser Zeit die Fällung überständigen Holzes, um dem künftigen Besitzer das Bild eines schönen Urwaldes zu erhalten. „Dieses Beispiel treuer Kunst-

liebe," schreibt er, „wird wohl in unserer Zeit der Anbetung des goldenen Kalbes ganz vereinzelt stehen bleiben, ja, von Vielen als Tollheit angesehen werden. Doch hat es mich nie gereut und war mir vollkommen natürlich." —

Im Uebrigen hat Fürst Pückler durchaus nicht, vielleicht nur mit Ausnahme seiner letzten Lebensjahre, die Axt geschont. Maler und Landschaftsgärtner stellen uns beide Bilder hin. Aber während das Kunstwerk des Einen seine ihm verliehene Schönheit bewahrt, ist das des Anderen durch Nachwuchs und Naturereignisse fortwährenden Aenderungen unterworfen. Darum durfte Fürst Pückler mit Recht an seinen einstigen Schüler Petzold schreiben: „Das Hauptwerkzeug, dessen wir uns bedienen zum Schaffen, unser Pinsel und Meißel, ist der Spaten; das Hauptwerkzeug des Erhaltens und Fortarbeitens ist die Axt." Und ein anderes Mal äußert er sich: „Gehauen muß in jeder kunstlandschaftlichen Anlage werden, weil eben eine solche weniger ist, als immer wird, — der größte Nachtheil unserer Kunst im Sinne der Dauer und Abgeschlossenheit eines Kunstwerks, aber im höheren Sinne auch ganz konform mit den ewigen Gesetzen der Natur und alles Schaffens, immer alt und immer neu."

Anfangs April 1845 sollte die Uebergabe des Lausitzer Herrensitzes Muskau an die neuen Besitzer stattfinden. Dem Fürsten widerstrebte es aus tiefster Seele, diesem rein geschäftlichen Akte beizuwohnen. So sehr er auch Lucie gegenüber seinen Schmerz zu bemeistern suchte, so wünschte er doch, daß der Abschied von diesem grünen, zauberischen Erdenwinkel, der so viel Lust und Leid mit erfahren, so viele Träume und Hoffnungen entstehen und verwehen sah, ein stiller, inniger sein sollte.

Ganz Muskau war tief betrübt, als es den Entschluß des geliebten, dankbar verehrten Fürsten vernahm. Nur er selbst zeigte sich gefaßt und ruhig. Wenn auch an Jahren ein Greis

— Pückler zählte bereits 60 Jahre —, hatte sich seine hohe Gestalt, sein Antlitz noch ganz die Elasticität, Frische und Schönheit der Jugend bewahrt. Schlank und kräftig, das Auge strahlend im sanften Feuer und voll anmuthiger Hoheit, saß er zu Pferde und schaute, innerlich bewegt, auf die von allen Seiten herbeigeeilten Bewohner der Stadt Muskau wie der umliegenden Dörfer, die alle ihm noch einmal die Hand küssen und die letzten Segenswünsche darbringen wollten. Nur widerstrebend gaben sie endlich den Fürsten frei, der nun sein Roß dem Park zulenkte, zum letzten Male dessen Thäler, Wälder und Hügel zu durchstreifen.

Es war ein trüber, regnerischer Tag, so recht zum Abschiednehmen geschaffen. Der Sturm fegte durch Wald und Busch und trieb dem Reiter zuweilen die Regentropfen in's Gesicht. Kein Sonnenblick, welcher flüchtig die Ferne ihm erhellte, kein Vogelgesang, der mit frohen Weisen sein Herz tröstend umschmeichelte. Als er nach beendetem Ritte an der Schloßterrasse wieder anlangte, flog sein ernster Blick noch einmal über sein grünes Paradies. Plötzlich aber wandte er rasch sein Pferd zur Seite und galoppirte, ohne sich umzusehen, zum Park hinaus, fort aus Muskau. — Achtzehn Jahre sollten vergehen, ehe er den Stammsitz seines Hauses, den schönsten Traum seines Lebens, wiedersah.

Branitz.

Fürst Pückler hatte Muskau verlassen, scheinbar gefaßt, ja, mit einem Gefühl aufkeimender Freudigkeit. Dennoch mochte dieses Opfer einer unerbittlichen Nothwendigkeit schwer auf seiner Seele lasten. Die Qual des Gedankens, Muskau nicht mehr sein nennen zu dürfen, versuchte er anfangs durch Selbsttäuschung zu ertödten. Noch eifriger bediente er sich dieser Maske völliger Abneigung für seinen alten Stammsitz seiner Gattin Lucie gegenüber. In seinem Tagebuche heißt es ein paar Tage nach dem Dresdener Aufenthalt, während er sich seiner neuen schlesischen Besitzung näherte:

„Als ich das Schloß von Stolpen vor mir sah, ging der Mond riesengroß und blutroth, noch bei letzter Tageshelle, dicht neben den alten Thürmen auf, was mich recht selig und fromm stimmte, als sei mir Gott wie dem Moses im flammenden Busch erschienen. Ich warf dabei links noch einen Abschiedsblick auf die Kiefernwälder und blauen Höhen in der Richtung von Muskau. Obgleich ich dieses mit all' seinen glänzenden Sorgen nicht einen Augenblick regrettire, so hätte ich es doch aus Pietät (ein angeborener Besitz, wo man lange gelebt, legt wohl eine solche auf) nie verkauft, wenn nicht die Spezialitäten meiner Lage mich vollständig dazu gezwungen hätten. Ich dachte auch an Lucie

und ihren sehr natürlichen Kummer darüber.“ Und an Letztere schrieb er: „Liebe Schnucke! Ich kann Dir nicht sagen, wie ruhig wie glücklich ich mich fühle, seit ich Muskaus Qual und Unsicherheit hinter mir habe. Mein ganzer Charakter wird milder ohne diesen ewigen Pfahl im Fleische. Ich fühle jetzt, daß selbst eine noch weit bescheidenere Lage hinsichtlich des Vermögens mich ganz ebenso zufrieden stellen würde und ich danke fortwährend aus vollem Herzen der unbekannten, unergründlichen Macht über uns, die ein so großes Glück für meine alten Tage zugelassen. Es mag sonderbar erscheinen für die, welche mich nicht genau kennen, die nicht wissen, daß Freiheit und Sicherheit meine höchsten Güter sind, alles andere fast Nebensache, was äußere Umstände betrifft — es wird, sage ich, solchen sehr sonderbar erscheinen, aber ich kann Dir versichern, daß auch nicht so viel als ein Sonnenstäubchen beträgt, in meiner Seele ist, was einem regret über den Verlust von Muskau ähnlich sähe. Es ist nichts in mir als reine Freude.“ —

Auch Varnhagen gegenüber äußerte er seine Zufriedenheit über den Verkauf seiner Besitzung, der ihn frei von allen Ungewißheiten mache, welchen ein verschuldeter Besitz ausgesetzt sei. Und doch sollte es noch Jahre währen, ehe diese tiefe Wunde vernarbt war. Lucie hat den Schmerz über Muskaus Verlust, trotz des später so lieblich emporblühenden Branitz, nie vergessen können. Noch tiefer, als der Fürst, empfand sie, was Muskau ihnen mehr als dreißig Jahre gewesen war, an Freuden, an Sorgen, an Herzenskämpfen, deren bitterer Ernst Andere schwerlich jemals geahnt hatten. Muskau ihrem Gatten zu erhalten, hatte sie schließlich in eine Ehescheidung eingewilligt, hatte ihren heißgeliebten „Lou“ als Freier nach England ziehen lassen, eine reiche Erbin heimzuführen, deren Mittel den tief verschuldeten Herrensitz in der Lausitz vor einer unausbleiblichen Katastrophe schützen sollten. Und dann war der gefeierte, genialische Fürst eines Tages wieder von Brittanniens Küste heimgekehrt, ohne Braut,

ohne Hilfsmittel, trotz aller Liebschaften, die wärmste, treueste Liebe für seine „Mama", seine alte gute Lucie im Herzen.

Das war nun alles umsonst gewesen. Aber auch die Idee, die neue schlesische Besitzung Waldstein wohnlich und nach Pückler's künstlerischen Plänen umzuwandeln, zerschlug sich. Das Rittergut erwies sich als ebenso ungesund wie werthlos. Die romantische Lust, eine Besitzung ungesehen zu kaufen, hatte dem Fürsten diesmal rundweg 100,000 Thaler gekostet. Getäuscht kehrten die beiden Gatten aus Schlesien nach Berlin zurück.

Auf die Dauer vermochte sich Lucie nicht eines bisherigen eignen Sommersitzes zu entschlagen, und während Pückler bald in Babelsberg als fleißiger Gärtner schuf und ordnete, dann wieder in Weimars Lustschlössern seinen Zauberstab schwang, hatte sich Lucie auf ein bisher unbeachtetes Nebengut nahe Kottbus geflüchtet, nach Branitz, um von hier aus dem Fürsten die Uebernahme und das Emporblühen dieses Stiefkindes an's Herz zu legen. Aber während für sie der Gedanke, daß auch Branitz ein Gut seiner Väter, ein alter Familienbesitz sei, sympathisch wirkte, vermochte Pückler dieser Sandwüste, für welche die Natur noch weniger, als für Muskau, gethan, nur Abneigung entgegenzubringen. Vielleicht schien ihm auch die kaum errungene Freiheit zu theuer, um sie gleich wieder für einige hundert Morgen Sand hinzugeben. „Je suis jeune encore, hélas!" ruft er endlich schmerzlich aus. Dann nennt er die getreue Mahnerin wieder scherzend „Wüstiana" und „Branitzca". Im Frühling 1846 traf er zum ersten Male in Branitz ein, er hatte es bisher, obgleich es von Muskau nur $4^1/_2$ Meilen entfernt war, nie betreten. Ein Pächter hatte bisher dort gewirthschaftet und so war es geschehen, daß viele kostbare Erinnerungen aus Branitz ihren Weg nach allen Himmelsrichtungen nahmen, bis es zu spät war, diesem Leichtsinn des Fürsten Einhalt zu thun. Herrliche alte Rokoko-Möbel wurden für ein Spottgeld verkauft und, als endlich Pückler selbst in Branitz eintraf, war der größte Theil für

immer für ihn verloren. „Dieser Verkauf," äußerte er sich selbst, „ist vielleicht der dümmste Streich gewesen, den ich in meinem Leben gemacht." Ein Glück noch, daß der Forstmeister Bertram dem Wunsche Pückler's, das baufällige Schloß abzubrechen, Widerstand geleistet hatte, in der Voraussetzung, daß es den Besitzer später gereuen könnte.

Verlockend gerade zeigte sich Branitz dem Auge des jetzt einziehenden Fürsten nicht. Nach Süden hin Viehställe, schlechte Wirthschaftsgebäude, Düngerhaufen; gegenüber einige magere Obstbäume, trostlose Ebene, sandiges Ackerland und im Hintergrunde die mittelalterlichen Thore und Thürme der Stadt Kottbus — ein Hintergrund, der sich wohl zu einem Bilde verwerthen ließ, sobald man nur erst einen anderen Vordergrund geschaffen hatte. So trostlos Branitz aber auch Pückler erschien, wagte er es doch nicht, die Bitte seiner Gemahlin ganz von der Hand zu weisen, zumal zu dem Verluste von Muskau auch noch der Tod ihrer innigst geliebten Pflegetochter Helmine kam, der einst König Friedrich Wilhelm III. Herz und Hand hatte anbieten wollen, wenn nicht sein Staatskanzler Hardenberg ihm in diesem Falle mit Niederlegung seines Amtes gedroht hätte. Bevor aber Pückler zu einer Umgestaltung von Branitz schritt, griff er noch einmal zum Wanderstabe. Zuerst ging es wieder nach Babelsberg, wo sein Genie, sein Schönheitssinn ihm längst die vollste Gunst des Prinzen und der Prinzessin von Preußen erworben hatten, so daß Lucie wiederholt mit echt weiblichem Neidgefühl sich bei ihrem Lou beschwerte, daß sie „der hohen Frau vom Babelsberge" nachstehen müsse. Von Babelsberg aus trat Pückler seine neue Reise an, zu welcher ihm beim Abschied Prinzessin Augusta scherzend einen kostbaren Dolch einhändigte, um sich gegen italienische Räuber zu schützen. In Weimar machte er zunächst Halt. Unter seinen Augen empfing der Park von Ettersburg eine völlig veränderte Gestalt. Immer zu Pferde leitete Pückler persönlich diese großartige Arbeit, indem er an hundert Morgen Wald nieder-

schlagen und neue Baumgruppen herstellen ließ und so bisher ungeahnte Fernsichten und malerische Landschaftsbilder aus geheimnißvollem Walddunkel erschloß. Von Weimar ging er über Heidelberg, Freiburg, Schaffhausen, Zürich, Chur und Splügen nach Chiavenna, an den oberitalienischen Seeen vorbei nach Mailand, Turin und Genua. Am Comersee hatte ihn ein abermaliger Mahnbrief seiner ungeduldig harrenden Lucie erreicht, doch endlich Branitz nun in Angriff zu nehmen. Diese „Sandpassion", wie er sie nannte, brachte ihn allmählich zur Verzweiflung. Er vergleicht sich mit den Nonnen im „Robert der Teufel", welche zur bestimmten Stunde wieder ihre Gräber aufsuchen. Endlich gab er doch nach; er schrieb seiner „chère Sandwurm", nicht ohne Vorwurf: „Oui, Schnucke, vous avez un art diabolique de me faire soumettre mon désir au votre, même sans avoir l'air de le positivement exiger, parceque vous avez reconnu de bonne heure, daß ich eins der gutmüthigsten Geschöpfe unter der Sonne bin. Je resterai gutmüthig, si vous êtes demüthig. Schnucke, Du bist eine Egoistin, die mich nur liebt als Eigenthum, et puis l'amour est toujours comme cela, ainsi je vous pardonne, aber im Himmel wirst Du einst erfahren, daß meine Liebe für Dich uneigennütziger war und ist, als die Deinige für mich, ich meine in Natur und Gefühl derselben." Er entsagte seinem Plan, Sizilien zu durchwandern und kehrte über den Gotthard zu seiner „guten Alten" nach Branitz zurück, dessen Verschönung fortan die Lebensaufgabe Beider ward: sie im Silberhaar einer siebzigjährigen Matrone, er noch immer ein schlanker Mann, trotz seiner einundsechzig Jahre. Vergessen schienen Alter und Sorgen. Eine jugendliche Schaffenskraft durchpulste Beide.

Pückler hatte sich, bevor er zur Ausführung seines Unternehmens schritt, klar gemacht, mit welchen Schwierigkeiten dasselbe verbunden sein würde, aber gerade diese Schwierigkeiten reizten ihn. Einmal begonnen, vermochte er seiner Leidenschaft

nicht Halt zu gebieten, denn ein Kunstwerk unvollendet zu lassen, widersprach seinem Künstlersinn. So begann er das Wagniß, eine Sandscholle in ein Wald- und Blumenparadies umzuwandeln. Bald bezeichnete er Branitz als eine Sisyphusarbeit, einen Nagel mehr zu seinem Sarge, bald rühmte er sich, etwas dem großen Geiste Wohlgefälliges zu schaffen, das ihm reichlich alle schweren und bedeutenden Opfer wett mache. Branitz erscheint ihm als ein Capriccio, eine Studie, ein Wunder, dessen Resultate der Natur nur im schweren Kampfe abgerungen worden sind. „Ich büffle," schreibt er am 11. April 1847, „unterdessen hier in Branitz wie ehemals in Muskau, um wieder eine neue Oasis in der Wüste zu schaffen, was einmal meine Bestimmung hienieden zu sein scheint. Mein Pfund habe ich in dieser Hinsicht nicht vergraben und werde vielleicht einmal in einem paradiesischen Thale der Sonne belohnt. Soviel ist gewiß, daß, wenn es mir hier gelingt, eine ästhetische Natur hervorzuzaubern, dies mein Meisterstück sein wird, wie auch mein letztes Stück, welches zur Aufführung kommt. Und ich erwarte den Abmarsch ziemlich gleichgültig, da ich wenig hier zurücklassen werde, was ich regrettire, selbst aber — wie am Ende alle, die fort sind — noch weniger regrettirt zu werden mir schmeicheln darf; denn mit zweiundsechszig Jahren hat man vernünftiger Weise schon lange genug gelebt, auf dem hiesigen Schauplatz nämlich und mag es ganz gern mit einem anderen versuchen, da es in des Vaters Hause viele Wohnungen giebt."

War Branitz auch nicht den zehnten Theil so groß wie Muskau, welches übrigens in dieser Zeit durch Kauf in die Hände des Prinzen Friedrich der Niederlande übergegangen war, so stellte doch die Bodenbeschaffenheit Pückler's idealem Plane gewaltige Hindernisse entgegen. Das Terrain liegt in gleichem Niveau mit der Spree und zeigt bei drei Fuß Tiefe ein klares Grundwasser, ein günstiger Umstand, welchen der

Fürst zur Anlegung von Seeen, Bächen und sonstigen Wasserläufen zu benutzen wußte. Mit der aus den Wasserbecken gewonnenen Erde schuf er anmuthige Höhenzüge, welche er mit mächtigen, weit hergeholten Bäumen bepflanzte; Pyramiden hoben sinnend ihre Häupter bald zum Himmel oder beschauten sich still in den klaren Fluthen, welche ihren Fuß umspülten; blumenbedeckte Terrassen, lauschige Schluchten, luftige Brückchen entstanden hier und dort, ein herrlicher Pleasureground ging allmählich in die Parklandschaft mit dem Fernblicke auf die Stadt Kottbus über. In der That, ein Zauberstab waltete in Branitz. Daß eine Umwandlung des Schlosses, wie sämmtlicher anderer Bauten zugleich Hand in Hand mit der Schöpfung des Parkes ging, versteht sich von selbst.

Varnhagen schrieb damals über Branitz: „Die Schöpferkraft, der Geist und Geschmack des Fürsten zeigten sich in Allem, in Großem und Kleinem.“ Dabei bot Branitz keine Wiederholung von Muskau. Wo Pückler Neues entstehen ließ, immer imponirte er durch die Vielseitigkeit seines Könnens, die Ideenfülle und die vor keinem Hinderniß zurückschreckende Kraft. Lehrend, schaffend, immer lernend, ward er der Begründer einer neuen Aera der Gartenkunst in Deutschland. Kaiser, Könige und Fürsten feierten ihn und überall war man bemüht, sein Urtheil als letzten Richterspruch anzurufen. Freiherr Apollonius von Maltitz in Weimar, mit dem Pückler im regsten freundschaftlichen Verkehr bis zu dessen Tod stand, sang dem Fürsten zu:

„Er kam geschritten durch des Parkes Pfade,
Ein Spender er der Schatten und der Lichter,
So wie der Reime König ist der Dichter;
Ihn grüßt Najade, Dryas, Oreade.

So manchen Stamm verdammet er als Richter,
So manchem, schon verurtheilt, ruft er Gnade,
Zu diesem Wege: „wandle Du gerade,“
Zu jenem aber: „schlängle nun Dich,“ spricht er.

Die Schönheit schmücken wollen, heißt: Erdreisten,
Doch ihre Locken ordnen darf die Kunst,
Die Blume wählen, die ihr ziemt am meisten.

So läßt Natur von weiser Hand sich leiten,
Und diese Hand verfährt nach Musengunst,
Wie keine, welche griff noch in die Saiten!"

Noch mehr fast, als Muskau, machte Branitz einen phantastischen Eindruck, der um so überraschender wirkte, weil sich bis dicht an die Parkgrenze eine Sandwüste ausdehnte. Kaum aber hatte der Wanderer das Parkthor durchschritten, so lag ein liebliches Eden vor ihm da. Ob im Park oder Schloß, überall fühlte man den Hauch geläuterter Schönheit, genialer Schaffenslust. Durch fortwährende Ankäufe war das Besitzthum allmählich auf 2000 Morgen angewachsen. Wohin das Auge blickte, schien alles ein Werk der Natur, nicht einer Menschenkraft zu sein, so weise hatte der Künstler es verstanden, jede Spur seines Wirkens zu verwischen. Ehrwürdige Bäume flüsterten schattenspendend über launisch verschlungenen Pfaden, Bauerngärten und Aecker waren hinzugezogen, ein Theil des Dorfes durch dichtbewaldete Höhenzüge verdeckt worden. Das, wenn auch einfache, doch im edlen Stil wieder hergestellte Schloß lag inmitten reicher Blumenbeete. Eine prächtige Terrasse, umrahmt von rothflammendem Geranium, umschlossen von einem vergoldeten Gitter, in ihrer Mitte Reseda wie ein hängender Teppich ausgebreitet, senkte sich zu einem malerischen, schilfumgürteten Teiche mit Inseln und pittoresken Baumgruppen hinab. Während die Rückseite des Schlosses einen Blick auf eine mit Medaillons nach Thorwaldsen und Abgüssen griechischer Statuen geschmückte, blumenüberrankte Pergola gewährte, sowie auf die anmuthig verstreuten, hier und da über das Laub hervorragenden Giebel der Oekonomie- und Gärtnergebäude, bot sich über Terrasse, Teich, Parkwiese und hohe Baumgruppen hin ein Ausblick auf die in der Ferne auftauchenden Thürme

und Mauern der Stadt Kottbus. Wunderbare Harmonie in Farben und Linien! Hier blitzte unter hohen Baumwipfeln die Bronzebüste des Staatskanzlers von Hardenberg, dort lächelte unter Roſengehängen die Büſte von Henriette Sontag. Schwanenhäuschen, zierliche Brückchen, Rohrſchirme, Schneckenhügel, dunkle Schluchten und ſonnenbeglänzte Höhen wechſelten miteinander. An ſchlichten Denkmälern führte der Weg des Wanderers vorüber. Das eine trug die Inſchrift: „Hier ruht die treueſte Seele, welche ich auf Erden gefunden habe;“ die Erinnerung an einen anhänglichen, alten Hund ſoll dieſer Stein bewahren. Ein anderer iſt dem Andenken ſeiner einſt aus Afrika mitgebrachten arabiſchen Stute geweiht, er trägt die Worte: „Hier ruht Adſchameh, meine vortreffliche arabiſche Stute, brav, ſchön und klug.“ Das Schönſte aber, was der Park bot, war jener Theil, zwiſchen deſſen Hügelreihen, Seeen und Feldern ſich zwei Pyramiden erhoben, die dritte iſt heute zu einem Schneckenberg mit Ausſichtsthurm, dem Schöpfer von Branitz zu Ehren „Hermannsberg“ genannt, umgewandelt worden. Wer hier zum erſten Male aus dem Walde trat, von dem See her den hohen, moosbedeckten Tumulus aufſteigen ſah, der glaubte mit einem Schlage in das Land des Nils verſetzt worden zu ſein.

Viele Schlöſſer mögen reichere Kunſtſchätze, als das Schloß von Branitz bergen, ſo originell, ſo ſchönheitsvoll in der Anordnung ſeiner Kunſtgegenſtände, mit ſo lieblichen, mit jedem Fenſter wechſelnden Fernſichten, wird es nicht allzu viele geben. Alle Welttheile wetteiferten gleichſam, dieſen Räumen Zauber, Farbenſpiel und Pracht zu verleihen. Was Pückler auf ſeinen Reiſen geſammelt und erworben hatte, war hier ausgeſtellt. Zwiſchen dem Orient drinnen und den träumenden Pyramiden am Parkſee bewegte ſich Pückler orientaliſch von Kopf zu Fuß gekleidet, bald zu Pferde, bald zu Fuß, mit einem großen Schirm in der Hand und ſeinen Zwerg Billy zur Seite. „Ich

gehe in meine Bergfabrik," pflegte der Fürst scherzend zu sagen, wenn er hinüber zu den Erdarbeitern schritt, um den Gang ihrer Thätigkeit zu betrachten. Bewunderungswürdig bleibt immer, wie tief Pückler in das Studium der Natur eingedrungen, wie trefflich sein Auge für die Betrachtung einer Landschaft geschärft und geschult war. In einem Briefe an Petzold, der durch Pückler's Vermittelung nach Muskau als Leiter der Parkverwaltung gekommen war, und mit dem der Fürst bis zu seinem Tode im regsten Ideenaustausche stand, heißt es: „Hinsichtlich der Farbenlehre habe ich diesen Winter auch eine Erfahrung gemacht. Sie werden sich erinnern, daß vor den Fenstern, wo ich wohne, der Horizont in ziemlicher Nähe durch einen Kiefernholzwald begrenzt war, ein kompletter Vorhang von einer Höhe und von einer Farbe. Diesem habe ich nun durch Aushauen von ca. 500 Klaftern nur, nicht nur eine sehr malerische, gezackte Linie gegen den Himmel, sondern auch ganz verschiedene Farben gegeben, indem die vorderen Gruppen schwarzgrün hervortreten, die entfernteren lichtgrün erscheinen und die ganz weiten, die nun erst sichtbar geworden, in verschiedenen blauen Nuancen sich darstellen. Und doch ist es nur ein und derselbe Kiefernwald, kein Baum darin über 40 bis 50 Fuß Länge höchstens, und alle von gleicher Farbe in der Nähe." Wo immer auch Pückler hingerufen wurde, Parkanlagen nach seiner Idee umzuwandeln, an Stelle schnörkelhafter Ziererei lebensvolle Natur, statt dichter Haine wiesendurchwirkte Waldgründe zu schaffen, immer war es die Axt, der oft Tausende von ehrwürdigen Waldriesen zum Opfer fallen mußten, mit der er seine Arbeit begann. Dennoch war ihm jede ähnliche Barbarei, sofern sie nicht das Gesetz der Schönheit forderte, verhaßt.

Im Januar 1848 eilt Pückler wieder einmal nach Thüringen, das er so liebgewonnen, vergnügt sich in Weimar, hört gelehrte Vorlesungen in Jena und trifft dann in Berlin recht-

zeitig genug noch ein, um bei dem Aufstand der Demokratie zugegen zu sein. „Ich war während der Revolution in Berlin," schreibt er, „ein unerquicklicher Zustand, denn die Regierung ist erbärmlich, und das Volk unreif in jeder Hinsicht zu dem, was es will. Der König gab am Morgen, den 19. März, Europa ohne alle Noth den Todesstoß. Seitdem herrscht bis heute eigentlich vollkommene Anarchie, doch ohne bedeutende Excesse und nur fortgesetzt von Dummheiten von jeder Seite, eine Lage der Dinge, wie sie nur bei Deutschen denkbar ist, von denen ich nicht glaube, daß sie je fähig sein möchten, weder zur Einheit, noch politischen Größe je zu kommen."

Wie ehemals Muskau, so ward jetzt Branitz der Sammelplatz einer erlesenen Gesellschaft. Die Prinzen des königlichen Hauses, Prinzessin Augusta, viele Fürstlichkeiten nahmen hier ihr Absteigequartier; Diplomaten, Schriftsteller, Künstler hielten Einzug. Wie Schinkel nach Muskau einst pilgerte, so jetzt Semper nach Branitz. Varnhagen von Ense, Bettina von Arnim, Heinrich Laube, David Strauß, Leopold Schefer, Ludmilla Assing, Alexander von Humboldt und die Nachtigallen Henriette Sontag und Sabine Heinefetter, sie und wie viele noch tummelten sich hier in geistreicher Geselligkeit. Im Oktober 1854 traf auch König Friedrich Wilhelm IV. in Branitz ein, die neugeschaffenen Wunder in Augenschein zu nehmen. Auch er war voll ungetheilten Lobes. „Es ist mir angenehm," schrieb er bald darauf aus Sanssouci, „Ihnen erneuert meine Bewunderung über die hohe Kunst auszusprechen, mit welcher sie unbedeutenden Lagen den Reiz schöner Gegenden, ja: öden, traurigen Feldern liebliche Wohnlichkeit zu verleihen verstehen." Da sein, des Königs, Urtheil ganz unbestochen sei — Pückler war bei Anwesenheit seines Monarchen nicht zugegen gewesen — so schloß er, „muß Ihnen, falls Sie überhaupt Werth auf fremde Eindrücke legen, mein Entzücken noch weit schmeichelhafter sein".

Die Wiederkehr seines Geburtstages zu feiern, veranstaltete

Pückler für seine Bauern und Arbeiter ein heiteres Fest mit Essen und Tanz, das bis Morgens 3 Uhr währte, wobei der Fürst selbst trotz des Sturmes im Mondschein sich flott unter die Tanzenden mischte. Nachdem er noch zweihundert Cigarren hatte vertheilen lassen, zog er sich zurück. In sein Tagebuch aber schrieb er: „Diese Leute scheinen allein noch wahrhaft vergnügungsfähig zu sein und durch welche geringen Mittel! Man muß es gesehen haben, um es zu glauben, daß Bier, Schöpsenbraten, Krautsalat und Kuchen nebst einem Tanz auf Ziegelsteinen eine solche innige Glückseligkeit vieler Stunden hervorbringen können. Was hat wohl da der stets überdrüssige Reiche vor dem Armen voraus?"

Zwischen Arbeits- und Festtagen fielen dann wieder Reisen nach Süddeutschland und Wien, in das Salzkammergut und Gastein. Aber Branitz verlor er jetzt nicht mehr aus dem Auge. Dies Kleinod hatte sich längst einen Platz in seinem Herzen erobert. Nur manchmal ergriff ihn die alte Sorge, wenn er Tausende auf Tausende seines Vermögens zur Verschönerung und Erweiterung seines Besitzthums dahinfließen sah. Dann klagte er wohl seine Leidenschaft für die Landschaftsgärtnerei an und schalt sich einen alten Thoren und invaliden Gärtner. In sein Tagebuch schrieb er damals: „Die Monate April und Mai habe ich in Branitz zugebracht, ganz allein, und trotzdem, daß ich durch die Ereignisse schon mein halbes Vermögen verloren habe, und der Himmel allein weiß, ob der Rest nicht ebenfalls nachgeht, meine Anlagen mit allem Eifer fortgesetzt. Es ist schon wahr, daß ich nur künstlerisch schaffend in meinem wahren Elemente bin. Dies ist mein mir von der höheren Macht über uns bestimmter Beruf, wie ich immer mehr einsehe. Meine Haupteigenschaft ist der Geschmack — der in allem das möglichst Vollkommenste zu erreichen sucht und es zu finden versteht." Und zu Lucie äußerte er sich: „Ehe alles fertig ist, wird es noch 3000 Thaler kosten, wohl in der jetzigen Zeit ein schlimmer Punkt, aber

nicht zu umgehen, wenn man nicht hier mit 40,000 Thalern nur ein Chaos hervorgebracht haben wollte. Der Himmel wird schon weiter helfen, wie er früher bei noch trostloser aussehenden Lagen geholfen hat. Etwas Leichtsinn aus gutem Zutrauen zu seinem Stern ist nicht so übel im Leben und kommt meist weiter, als zu große Aengstlichkeit." — Etwas später schrieb er dann an seine theilnehmende Gattin: „Es ist eine große Last, Sklaverei und Ausgabe, die ich mir mit Branitz aufgebunden, aber es ist auch ein Band, das manchen Genuß herbeiführt und dem Leben einen gewissen Halt giebt. Ohne Sorge, ohne Mühe, ohne Opfer hat man wenig auf der Welt, und hätte man's, so quälte einen wieder die Langeweile und der Spleen, der nie aus Elend und Mangel, sondern immer nur aus unthätigem Genußleben hervorgeht."

Als 1857 Dürre und Waldbrände die Lausitz heimsuchten und auch Muskau und Branitz nicht verschonten, trauerte der fern in Koblenz weilende Fürst. „Die Muskauer Waldbrände haben mich wahrhaft betrübt, und mein armer Bertram (der Forstmeister) mir recht leid gethan, der so ganz in seinem Walde lebt und webt. In Branitz sieht es auch bei dieser Dürre jämmerlich aus, wie ich höre, wenn auch dort kein Wald verbrennt, weil ich keinen habe. Dagegen verbrannte mein Gras und meine neuen Pflanzungen in kläglicher Weise. Warum wühle ich auch immer im Sande? Wenn ich die Ueppigkeit hier bewundere, der keine Dürre Eintrag zu thun im Stande ist und mit Entzücken die Pracht aller Vegetation betrachte, so frage ich mich oft, ob mein Branitzer Beginnen nicht an die fixe Idee des Wahnsinns grenzt? Und das in Muskau war auch nicht viel besser — aber die Reue kommt zu spät." — Auch sonst mußte er an sich und seiner Schöpfung erfahren, daß die Elemente die Gebilde der Menschenhand hassen. 1866 rasirte ein furchtbarer Wirbelsturm fast ganz den Branitzer Park. Der in Italien weilenden Ludmilla Assing klagte er sein Leid. „Alle großen Bäume fast (nahe an 500)," schreibt er, „sind entwurzelt oder in der Mitte

abgebrochen, einige davon 120 bis 130 Fuß hoch, was nicht mehr zu kuriren ist. Die meisten Gewächshäuser durch ungeheuer große Schloßen beschädigt, und ihre Glasdächer meist zertrümmert, auch die italienische, massive, lange Pergola durch den Sturm an mehreren Stellen niedergeworfen, sowie Tausende von kleineren Bäumen und Gebüschen." Eine zwölfjährige Arbeit schien fast vernichtet, aber die Kraft des fünfundsiebenzigjährigen Fürsten war ungebrochen. Branitz entstand wieder wie ein Phönix aus der Asche. Lucie freilich sollte diese Heimsuchungen ihres liebgewonnenen Branitz nicht mehr erleben. Schon längst deckte die kühle Waldeserde die alte Schmucke. Ihre Beziehungen zu dem Fürsten waren in den letzten Jahren inniger, als je, geworden. Was die Brautzeit des Paares niemals gesehen hatte, das brachte der Abend des Lebens ihr gedoppelt. Jetzt erst flogen die rührendsten Liebesbriefe zwischen Branitz und Dresden, wo Lucie sich während des Umbaues aufhielt, hin und her, und als sie dann in das neuerstandene Branitz feierlichen Einzug hielt, hatte ihr Lou es sich nicht nehmen lassen, seiner Schmucke ein riesengroßes S aus Rosen vor ihren Fenstern aufzupflanzen. Pückler trug sie förmlich auf den Händen, und vor Rührung über seine treue Liebe bewältigt, rief sie aus: „O Lou, mich erhebt doch ein Gefühl, und ich darf mir sagen: nicht habe ich umsonst gelebt: ich war seine Freundin, seine treueste Freundin! Adieu, Lou, mein Sohn, mein Leben! O, leite mich sanft zu Grabe. Da will ich ruhen, und die Seele wird von Deiner Erinnerung erfüllt, zum neuen, geistigen, heiligen Verein Dich erwarten. Dann wollen wir uns freuen, daß der Abschied von hier überstanden, und ich einen Lou, dieser eine Schmucke gefunden."

Die Innigkeit der alten Gatten nahm mit jedem Tage zu. Sein Tagebuch richtet er nur an sie allein, wo er weilt und genießt, immer fliegen seine Gedanken nur zu ihr. Die zärtlichsten Worte, die süßesten Schelmereien, geadelt durch leise Wehmuth und ein tiefes Empfinden der Liebe, tauschen jetzt diese

Beiden aus. „Ich habe nur an Dich gedacht während der ganzen Reise!“ so beginnt fast jeder Brief des Fürsten. Ein anderer lautet: „Unterwegs war es mir sehr wehmüthig zu Muthe, weil ich Dich nicht recht wohl verließ, und indem ich mit der Phantasie dem Gedanken nachhing, was aus mir werden würde, wenn ich das Unglück hätte, Dich zu verlieren, drangen mir recht schwere Thränen aus den Augen. Si vous aviez vu cela, je crois que ça aurait refraichi votre coeur.“ Rührend klingt es aus einer Stelle seines Tagebuches um diese Zeit: „Eine mir wohlthuende Explikation mit der Mama, die so lieblich in ihren weißen Haaren. Krankheit seit einigen Tagen, aber le coeur content.“

1852 traf sie der erste Schlaganfall, eine ernste Mahnung, an den prophezeiten Abschied von dieser Welt zu denken. Doch langsam begann sich die Greisin noch einmal zu erholen. Da, am 8. Mai 1854, nahm der Tod sie von hinnen. Pückler's Seelenschmerz war unermeßlich. Siebenunddreißig Jahre hatten ihn mit dieser Frau verbunden, und wie oft auch das Schicksal trennend und herb dazwischengetreten, ihre Herzen blieben in treuer Zuneigung sich zugethan.

Bis zuletzt hatte sie noch in dankbarer Begeisterung ihres fern weilenden Gatten gedacht, seiner Liebe und zarten Zuneigung sich freuend. Immer hatte sie gewünscht, da Muskau für sie doch einmal verloren, einmal in Branitz sterben zu können. „Dich in Ruhe, in Befriedigung dort zu hinterlassen,“ hatte sie schon früher an Pückler geschrieben, „wenn meine Seele scheidet, von dem, was mir irdisch am Theuersten gewesen, dieses wird eine Wohlthat sein, die ich mitnehme. Und glaube, wie ich glaube, der Geist Deiner treuesten, liebendsten Freundin, der wird Dich umschweben, immer — und gern mit Dir da weilen, wo Du in Wohlwollen und Güte ihrer gedachtest, und für sie gewirkt.“

Ein Alter von achtundsiebenzig Jahren hatte die Fürstin erlangt; ihrem Wunsche gemäß wurde sie prunklos am Rande

des Parkes beigesetzt, zwischen grünen Gebüschen, unter schattig sich wölbenden Baumkronen. Ein Hügel erhob sich bald dort mit einem schmucklosen Kreuze, dem Pückler selbst die Inschrift gab: „Ich denke Deiner in Liebe.“ In ihrem Nachlaß fand man die Feder, mit der sie einst ihre Scheidungsakte unterzeichnet hatte. Eine Aufschrift dabei sagte: „Dieses ist die Feder, mit der ich die schmerzliche Eingabe zu meiner Ehescheidung von meinem über alles geliebten Lou unterzeichnete.“ Vertrocknete Blumen aus dem Orient, die ihr Pückler geschickt, hatte sie innig aufbewahrt. Auf dem einen Strauß befand sich die Aufschrift: „An den Ufern des Styx gepflückt und mir gesandt von dem, den ich lieben werde auch jenseits der Wellen, die das Leben hier und das Leben dort bespülen.“ Ein Rosenzweig trug die von Pückler verfaßten Strophen:

„Beim holden Schein der zarten Frühlingssonne,
Bei Ungewitter, Sturm und Drang,
Bei Frohsinn, Glück und jeder Lebenswonne,
Bei Noth und Kummer jahrelang
Bleibt seiner Schnucke treu der Lou,
Bis Gott ihm schließt die Augen zu.“

Lucie hatte Muskau nie ganz verschmerzen können. Noch kurz vor ihrem Tode äußerte sie: „Ein Boden hatte uns aufgenommen, viele Jahre hindurch. Es umarmten sich in der Tiefe unsere Wurzeln, wie unsere Zweige in der Höhe.“ Der Tod der Fürstin wurde allgemein und tief betrauert. Besonders von Alexander von Humboldt und Heinrich Laube. Ersterer kannte sie seit 1793 und pflegte sie oft im Scherz damals „le curieux de la nature“ zu nennen. Laube aber schrieb über Lucie: „Sie war älter, als er und eine vortreffliche Dame. Gesegnet mit allen schönen Eigenschaften großen Adels, mit großem Sinn und großer Milde, und ausgerüstet mit dem edlen Berufe zum Regieren. Beruf ist die angeborene Fähigkeit: in's Werk zu setzen; edler Beruf ist der hinzutretende Drang: Gutes und Schönes

in's Werk zu setzen. Die Tochter Hardenberg's hat diesen edlen Beruf einer jetzt schwindenden Adelsmacht in allen Lagen ihres Lebens ausgeübt, auch in den Lagen ökonomischer Bedrängniß. Es war ihre eine Lebenstendenz: förderſam zu wirken auch über den Kreis der naheliegenden persönlichen Interessen hinaus, dem Ganzen und Großen förderſam zu wirken."

Pückler war jetzt frei, und so lange ihn die Pflanzzeit nicht an Branitz fesselte, gab er sich wieder seiner alten Wanderlust hin. Er liebte auf Reisen die Planlosigkeit. Nichts war ihm verhaßter, als Schablone und pedantisch abgemessene Lebensweise. Frei wie die Phantasie faßte er den Genuß auf, den ihm keine Verpflichtungen und Rücksichten verkümmern durften.

Wie ein fahrender Ritter zog Fürst Pückler von Land zu Land. Bald war er in Württemberg, bald in der Schweiz, plötzlich verschwand er in einer romantischen Einsamkeit des Hardtgebirges für längere Zeit, um endlich als ein halb Verschollener in München aufzutauchen. Zwei Jahre waren verflossen, als Pückler wieder seinen Einzug in Branitz hielt. Sein erster Gang galt jenem stillen Hügel, unter dem seine gute, alte Schnucke schlummerte. Ein Jahr lang begrub er sich nun gleich einem Einsiedler in Branitz. Nur ein achttägiger Ausflug nach Babelsberg unterbrach diese Lebensweise. Voll von Eindrücken und Bildern, sehnte sich seine Seele nach Einsamkeit und Selbstbeschauung. So hatte er es immer gehalten. Zudem machte sich wohl auch das Alter geltend, und die Krankheitsfälle kehrten häufiger wieder. Melancholisch schrieb er an die Gräfin Maxe von Oriolla, die Tochter Bettina's: „Je suis seul. Aussi je m'occupe avec plus d'intérêt de moi, que de tous les autres, et à quelques exceptions prêtes, j'ai une indifférence atroce pour les hommes."

Je mehr sich Pückler dem Weltgetriebe entzog, um so rüstiger schritt er zur Vollendung seiner Pläne für die Herstellung des Branitzer Parkes. Der Ruf desselben wuchs von Tag zu

Tag, wie einst Muskau, so ward jetzt Branitz ein Wallfahrtsort für Tausende, umsomehr, als bei dieser Anlage die ehemalige Beschaffenheit des Bodens die Bewunderung für den ebenso muthigen, als genialen Gartenkünstler noch steigern mußte. Die Errichtung seines Grabhügels in Gestalt eines antiken Tumulus lieh dem Park noch einen originellen Reiz. „Um aber doch auch hier ein Unicum zu stiften," schrieb Pückler darüber, „was im übrigen Europa kaum mehr zu finden sein möchte, bin ich auf die Idee gekommen, zu meinem Grabhügel einen antiken Tumulus zu errichten, eine viereckige Pyramide, aus Erde aufgeführt, von 120 Fuß Basis und 60 Fuß Höhe, allerdings ein kühnes Unternehmen, was aber nun glücklich vollendet ist, und da ein solcher Tumulus, deren in Sardes, der Hauptstadt des alten Krösus, mehrere Hunderte als Grabmäler der alten Könige und Prinzen noch unversehrt seit länger als 2000 Jahren stehen, eben so unvergänglich ist, als ein naturwüchsiger Berg, so wird dieses Grabmal wahrscheinlich alle Monumente jetziger Herrscher überdauern, wie die sieben Weltwunder alle verschwunden sind und die Tumuli von Sardes gleich den Pyramiden Aegyptens noch jugendlich ihre Häupter erheben."

Mit jugendlicher Leidenschaft widmete er sich der Gartenkunst, pflanzend, säend, hier einen überraschenden Durchblick erschließend, dort einem neuen Wasserarm seinen Weg bahnend. Zu allen Tag- und Nachtzeiten, selbst bei Mondschein oder Fackelbeleuchtung, sah man ihn innerhalb des Parkbezirkes einherreiten, während Billy Masser, der von Lucien übernommene zwerghafte Sekretär, zur Seite seines orientalisch gekleideten Herrn einhertrollte. Die Vorliebe für das reiche, buntschillernde Gewand des Orientalen hatte sich Semilasso treu bewahrt. Laune und Eitelkeit mochten ihn dazu bestimmen, zumal er wußte, wie vortheilhaft ihn diese Tracht kleidete, besonders seitdem er nach seiner letzten Rückkehr aufgehört hatte, sich Kopf- und Barthaar schwarz zu färben. Das Lob aller Besucher Branitz' regte ihn

zu immer neuem Schaffen an, ein Reichthum inniger Naturfreuden erschloß sich ihm noch einmal, so daß ihm, wie er damals schrieb, bei dem Nahen des Herbstes jenes Entzücken überkam, „wo auf Augenblicke das beschränkte Ich in der Seligkeit des Allgemeinen, des Göttlichen, aufgeht". Doch bald flogen neue Schatten über seine Seele. Auch er sollte erfahren, daß die Segnungen eines hohen Alters reichlich durch die Verluste aufgewogen werden, welche der Tod in den Reihen der Jugendfreunde und Lebensgenossen unerbittlich weckt. 1858, am 18. Oktober, starb ihm Varnhagen, sein treuester Berather, der noch vor wenigen Monaten mit ihm frohe Stunden in Branitz durchkostet hatte. Auch Leopold Schefer, dem Pückler einst hochherzig die Mittel zur Verfügung gestellt hatte, eine längere Reise durch England, Italien, Griechenland und Kleinasien zu unternehmen, schloß in Muskau die Augen. Je mehr das lebendige Wort um ihn erstarb, um so eifriger begann der Einsiedler von Branitz einen anregenden Briefwechsel besonders mit Damen zu eröffnen, wobei ihm seine bewegliche Phantasie alles im verschönenden Lichte erscheinen ließ. Schmeichelei auf der einen Seite, ein gesunder Realismus auf der anderen, wie er in dem merkwürdigen Briefwechsel der freimüthigen, stolzen Romandichterin der „Gartenlaube", E. Marlitt, dem Aristokraten mit den Traditionen eines vergangenen Jahrhunderts entgegentrat, dies alles mußte für den Fürsten eine Quelle geistiger Erfrischung bilden. Daß dabei hier und da auch zuweilen ein Pfeil des Liebesgottes das unruhige, stets empfängliche Herz Semilasso's traf, darf nicht verwundern.

Besonders rege ward sein Briefwechsel mit Ludmilla Assing, der Nichte Varnhagen's, in welcher der Fürst auch seine begeistertste Biographin finden sollte. Alle Verhältnisse seines Lebens, Politik und Welthändel, seine Krankheiten, Hoffnungen und Pläne — es giebt Nichts, das er nicht mit seiner jungen Freundin, seiner „Love", wie er sie nennt, auf's Eingehendste behandelt. Daß Branitz nicht die letzte Rolle in den Briefen spielt, braucht kaum

betont zu werden. So schreibt der Fürst im Herbst 1859 einmal vom Krankenlager aus: „Zuvörderst gestehe ich, daß Branitz mich diesmal vor dem (wohl langen, vielleicht ewigen) Abschied mehr angezogen hat, als ich dies sonst je empfunden. Wir hatten aber auch einen unvergleichlichen Herbst, mit so köstlichen Beleuchtungen über dem wirklich smaragdgrünen Rasen, einer solchen Farbenpracht des Laubes, in roth, orange, violett und allen Nüancen von grün, durchschimmert von Sonnengold, daß zuweilen jenes kindliche Entzücken über mich kam, wo auf Augenblicke das beschränkte Ich in der Seligkeit des Allgemeinen, des Göttlichen, aufgeht.“ Interessant bleibt jedenfalls auch seine Ansicht über den deutschen Patriotismus, den er in einem Briefe vom 17. März 1860 folgendermaßen geißelt: „Unter den alten Völkern war und konnte Patriotismus sein, vorzüglich bei den Aegyptern und vor allen bei den Römern. Bei den neueren haben ihn ganz natürlich die Engländer, die Franzosen, die Amerikaner, aber wir! Im Mittelalter hätte sich etwas der Art anbahnen können; es wurde verfehlt, ich fürchte, auf ewig für die Deutschen. Ein Volk sind wir allenfalls zu nennen, zusammengeflickt aus Lappen von allen Farben, wie eine Harlekinsjacke, eine Nation aber sind und werden wir nimmer, daher auch unser sogenannter Patriotismus nur aus Redensarten besteht, der, wenn er sich einmal zur Velleität des Handelns versteigen zu wollen scheint, sich jedesmal lächerlich macht, am Erbärmlichsten in unserer großen Frankfurter Revolution, wo alle deutschen Fürsten, wie mit Schwefel angeräucherte Fasanen, aus Schreck vom Stengel fielen, und dennoch die über ihren wohlfeilen Sieg verdutzten Professoren nur ein Strohfeuer anzuzünden wußten, das in sich selbst kläglich erlosch. Keinen einzigen Mann hatte Deutschland in dieser Krisis von beiden aufzuweisen, wie Frankreich, wie England Hunderte in ihren Revolutionen. Wo hätten sie auch herkommen sollen? Auf Flugsand kann kein Weizen wachsen. Große Diener sind bei uns noch möglich, kein großer Patriot. In der Theorie, im

Reiche der Gedanken, werden wir immer vieles leisten, aber nie für uns; andere Völker werden diese unsere Gedanken erst praktisch ausführen." — Noch sechs Wochen vor seinem Tode, bereits ein 85jähriger Greis, schreibt er am 26. Dezember 1870 an die fern in Florenz weilende liebste Freundin: „Mit großer Mühe beantwortete ich allein Deinen so lieben Brief aus meinem traurigen Krankenbett, und lange werde ich dieses Jammerthal, Erde genannt, nicht mehr belästigen können. Jedenfalls auf Wiedersehen für uns Beide im Himmel, den ich durch Millionen gepflanzter Bäume, Riesen und Zwerge, gepflanzt und gepflegt habe, und Du selbst hast noch viel mehr Gutes gethan. Wenn Du mir keinen Korb giebst, verheirathen wir uns als Engel, wo alles voll Schönheit und ohne Alter ist. Ich freue mich herzlich darauf, als immer herzliches Kind. — Ich liebe Dich mehr, als jemals. Alles das ist sonderbar, aber vollkommen wahr. Ich fühle dies mit Sicherheit, trotz meines Alters, das zu meiner Verwunderung noch viel Junges besitzt. Es ist mein fester Glaube, daß gerade wir für einander passen werden. Antworte mir bald, und bitte für mich um meine Gesundheit. Nenne mich auch Du in Deiner Antwort."

Ein merkwürdiger Briefwechsel bleibt aber auch jener, welchen er mit der in Arnstadt wohnenden Romandichterin E. Marlitt führte. Das war der Hauch einer heraufdämmernden neuen, thatenfrischen Zeit, der ihm hier entgegenwehte, ihm, dem galanten, phrasenreichen Ritter einer überlebten Epoche, welche einst in der eitlen Selbstbespiegelung, dem Kokettiren mit dem lieben Ich, ihre Aufgabe gesehen hatte. Ein Ton schlug jetzt an sein Ohr, dem er verwundert lauschte, und schmerzlich schüttelte er das Haupt, sobald er zu verhallen schien. Immer eindringlicher, immer flehentlicher bat er die „schöne Unbekannte", die „liebenswürdigste Schriftstellerin", einen alten Kollegen nicht zu vernachlässigen. Mit heißer Sehnsucht sah er jedem neuen Briefe entgegen, um endlich die Verfasserin der „Goldelse"

nach Branitz einzuladen, nachdem ein Dritter öffentlich das Visir der anonymen Dichterin gelüftet hatte. Doch Eugenie John antwortete: „Mit sorgloser Güte laden Sie mich ein, nach Branitz zu kommen. Wie, wenn ich nun im persönlichen Umgange das unausstehlichste Geschöpf von der Welt wäre? Wenn ich Ihnen während der Tage meines Dortseins durch Widerspruchsgeist, häßliche Launen und dergleichen weibliche Schwächen Ihr schönes Schloß zu einem Orte des Schreckens machte? Das können Sie doch nicht wissen, der sie mich nur aus zwei Werken und einigen wenigen Briefen kennen. ‚Das Papier ist geduldig,‘ sagt der Volksmund, und Mirza Schaffy singt: ‚Merk' dir, daß oft der gröbste Schlingel die allerzärtlichsten Verse singt.‘ Uebrigens danke ich Ihnen von ganzem Herzen für die freundliche Einladung, aber kommen — kann ich nicht. Ich bin zu leidend, um so weit reisen zu dürfen, auch kann ich weder meine Thüringer Berge, noch meine gesammte Häuslichkeit einschachteln und mitnehmen — mein Herz ist so eigensinnig, ohne diese Umgebung nicht mehr leben zu wollen — und, was würden Ihre stolzen Hirsche und Rehe für Augen machen, wenn ein Menschenkind, mit völlig demokratischer Weltanschauung hinter der Stirn, in Ihrem aristokratischen Park umherwandeln wollte?“ Und als Pückler der Dichterin sein Bild in ordenprangender Generalsuniform sendet und um eine Fortsetzung des begonnenen Briefwechsels bittet, da weist ihn Marlitt auf ihre „Goldelse“ hin und deren soziale Tendenz. „Der Unsterbliche wird nach Kenntnißnahme der Tendenz nicht umhin können,“ schreibt sie, „mit dem Fürsten Pückler ernstlich Rücksprache zu nehmen, und wie es dann mit der bezeichneten Sympathie stehen wird, kann ich mir recht gut sagen. Zwar ziehen Sie selbst eine Scheidelinie zwischen sich und Ihrem (fürstlichen) Doppelgänger; allein die innige Verwandtschaft der beiden Naturen läßt sich nicht verläugnen, das hat der Unsterbliche am schlagendsten bewiesen, indem er mir das Bild des Fürsten schickte.“

— Anfang November 1868 klang die lebhaft geführte Korrespondenz dieser seltsam widersprechenden Naturen sanft aus. Zunehmende Kränklichkeit des hochbetagten Fürsten hinderte wohl letzteren, dieselbe weiter fortzuführen.

Wir haben noch einige Jahre nachzuholen.

Das Jahr 1861 sah Pückler wieder auf der Wanderschaft. Die Schweiz und Italien waren diesmal das Ziel des wanderlustigen Greises. Zur Krönungsfeier des Babelsberger Schloßherrn reiste er dann im Oktober nach Königsberg, bei welchem festlichen Anlaß ihm endlich der langersehnte offizielle Titel „Durchlaucht" zu Theil wurde. „Wie manches giebt's dieser Art," sagte er damals, „was einen in der Jugend entzückt und im Alter als unnütz und zum Theil lächerlich beinahe verdrießt." 1862 stieg die zweite Pyramide in Branitz in die Höhe, dieselbe, welche auf ihrer gittergekrönten, durch Treppenstufen erreichbaren Spitze die schönen Worte des Koran trägt: „Gräber sind die Bergspitzen einer fernen, schönen Welt."

Ende 1861 kommt Prinz Friedrich Karl auf zwei Tage nach dem Zaubersitz Branitz; am 13. August ist es König Wilhelm, welcher den Fürsten mit seinem Besuche auszeichnet. „Ein ehrenvoller Tag," schreibt Pückler in sein Tagebuch, „da mich der König Vormittag durch einen gnädigen Besuch überrascht. Großes Diner mit den Kottbusser Behördenspitzen, und kleines Souper, dem nur Se. Majestät, dessen Adjutant, mein Freund Baron Loe, meine Nichte und ich beiwohnen. Der König, sehr heiter, bleibt bis Mitternacht, ist liebenswürdig gegen meine Nichte und verläßt uns mit einem herzlichen Dank für den frohesten Tag, den er seit lange gehabt, und dem Ruf aus dem Wagen: „Auf Wiedersehen!" Liebenswürdiger und gütiger kann man nicht sein, als der so sehr von uns geliebte und wegen der unglücklichen Zeiten bedauerte Monarch."

Pückler hatte Branitz jetzt, was er ehemals schwer geglaubt, lieb und werth gewonnen. Dennoch saß noch immer die Sehnsucht,

Muskau einmal wiederzusehen, ihm tief im Herzen. Achtzehn Jahre waren seit jener Stunde verflossen, wo er mit zerrissenen Gefühlen von der Schloßterrasse aus dem Park hinausgesprengt war. Inkognito traf er jetzt, nur von seinem Zwerg Billy begleitet, im Januar 1863 in Muskau ein. Die Kunde seines Erscheinens pflanzte sich schnell von Haus zu Haus. Schützenaufzüge, Illumination und endloser Fackelzug bewiesen ihm, daß die Liebe und Anhänglichkeit seiner Muskauer für ihn nicht erloschen war. Kaum, daß er seine Schöpfung wiedererkannte. Prinz Friedrich der Niederlande, derzeitiger Besitzer von Muskau, hatte mit reicheren Mitteln, als sie einst dem Fürsten zu Gebote gestanden, die Pläne des letzteren unter Petzold's geschickter Hand verwirklicht. „Als ich in Muskau arbeitete," äußerte er sich, „sah ich nur immer, was fehlte, jetzt erst genieße ich es."

Immer neue Besuche des königlichen Hauses treffen in Branitz ein, das aus Sand geschaffene Wunderwerk zu schauen. Prinzessin Karl bleibt vier Tage als Gast des ritterlichen Fürsten, der ihr zu Ehren eine italienische Nacht in seinem Park veranstaltet. Nicht lange darauf trifft sie wieder ein. Diesmal mit ihrer Schwester, der Königin Augusta, der „Herrin von Babelsberg", die sich aufgemacht hat, ihren alten Gärtner aus Koblenz, Babelsberg und ihrer Heimath Weimar einmal in seinem eigenen, grünen Reiche aufzusuchen. Dann ist es der Großherzog von Weimar, welcher drei Tage lang als Gast Pückler's in Branitz weilt und nicht genug Worte findet, die Kunst von Branitz zu loben. War es doch Pückler's weise und geschickte Hand gewesen, welche die Parkanlagen des Thüringer Fürsten, Weimar, Ettersberg, Eisenach, Wilhelmsthal, zu Perlen deutscher Landschaftsgärtnerei umwandelte, wie er ebenso die Gärten von Allenstein, Hannover, Stuttgart und München nach seinen Angaben verschönern ließ.

Nachdem der Fürst im Sommer 1865 wieder einmal seiner

Wandersehnsucht Genüge gethan hatte, nistete er sich für den Winter in Bozen ein, um hier wieder ausschließlich seiner Schriftstellerei und Phantasie zu leben. Im Frühling brach er dann nach München und Frankfurt am Main auf, wo ihn die ersten Kriegsnachrichten ereilten. Rasch entschloß er sich, seinem Könige auf die böhmischen Schlachtfelder zu folgen. Am Einzug in Berlin nahm er Theil.

Aber auch die Liebe hielt 'mal wieder Einzug in sein Herz. „In Berlin," so heißt es im Tagebuche, „verliebte ich mich, hoffentlich zum letzten Mal. Es war ein reizendes Wesen, erst 22 Jahre alt, frisch, schön und gut, und so schön, daß sie den besten Statuen des Alterthums gleichkam." Ueber seinen 81. Geburtstag, 30. Oktober 1866, schreibt er: „Ich fuhr ganz allein zur Fischerhütte am Plattensee, in einem weiten Kiefernwald, einige Meilen von Berlin, trank selbst auf meine Gesundheit in dem vortrefflichen Rosa-Champagner aus meinem Keller, machte einen langen Spaziergang im Walde und um den See, befand mich wohl in der lieblichen Einsamkeit, fern von der langweiligen und unbequemen sogenannten großen Welt, und fuhr erst in dunkler Nacht sehr heiter und befriedigt nach der Stadt zurück. Der angenehmst verlebte Geburtstagsanniversario seit vielen Jahren."

Dann kehrte er nach Branitz zurück. Außer zu einer Badereise 1868 nach Wildungen sollte Pückler nicht wieder zum Wanderstabe greifen. Schwere und leichte Krankheiten suchten ihn abwechselnd heim. Aber sein Geist blieb frisch und klar, seine ritterliche Anmuth und Liebenswürdigkeit verließen auch den Greis zu keiner Stunde. Den Tod hatte er nie gefürchtet. Ehemals war er ihm gleichgiltig, jetzt wünschte er ihn sich oft, heiter lächelnd, herbei. Er glaubte fest an ein Fortleben auf irgend einem Sterne. Wie sein Herz bis zum letzten Athemzuge jung blieb, so sehnte er sich auch nach einer Wandlung seines Leibes, welche ihm die ewige Jugend wiederbrächte. Hin

und wieder kehrten wohl noch Mitglieder der königlichen Familie, hohe Fremde, alte Freunde in Branitz ein, aber das frühere buntbewegte Treiben war entflohen. Sobald es sein Gesundheitszustand gestattete, sah Pückler allabendlich einen kleinen Kreis Geladener in seinem gastfreien Hause. In türkischer Kleidung empfing Pückler in seinen mit glänzender Phantastik ausgeschmückten Räumen die geladenen Gäste, meist Honoratioren des nahen Kottbus, welche er in seinem Wagen hatte abholen lassen. Nach der Mahlzeit nahm man im Billardsaal den Kaffee ein, rauchte, wobei Pückler sich stets seiner langen türkischen Pfeife bediente, und plauderte mit ungezwungener Freimüthigkeit. Ueber seine gärtnerischen Ziele und Schöpfungen liebte es der Fürst nicht, sich auszusprechen, dagegen philosophirte er gern, streifte litterarische neue Erscheinungen, unterhielt sich mit dem Einen über Fasanenzucht, mit dem Andern über Seelenwanderung und gerieth in Feuer, sobald er auf seine Reisen zu sprechen kam. Immer anregend, nachsichtig, milde, fand er für jeden ein liebevolles Wort, ein geeignetes Gesprächsthema, und ob orthodox oder freisinnig, Alle waren einstimmig in der Bewunderung und Zuneigung für den geistvollen, anmuthigen Greis. Die Stadt Kottbus hatte ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt, in dankbarer Anerkennung für den Segen, welcher durch die herrliche Schöpfung Branitz aus einer trostlosen Sandwüste der Bürgerschaft geworden war. Und wenn die Stadt der Karpfen, Baumkuchen und wendischen Ammen auch niemals die geistige Bedeutung ihres fürstlichen Nachbars erfaßt haben mag, sondern immer nur in seinem barocken Launen und romantischen Einfällen ein unversiegbares Sagen- und Gesprächsthema fand, so wurde doch jedes Erscheinen Pückler's in dem Städtchen zur Gelegenheit, ihm zu huldigen. Seine Tracht, sein Zwerg, der halb verfallene Hügel, welcher seine Lucie draußen im Walde deckte, seine nächtlichen Ritte und eine Fülle drastischer Anekdoten und genialischer

Schwabenstreiche umwoben schon bei Lebzeiten den Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" mit einem mystischen Schleier.

Originell wie alles an diesem Mann, so war auch die „Branitzer Hausordnung", wie er sie selbst einmal an Ludmilla Assing mittheilt. Dieselbe lautete:

„1) Vollständige Freiheit für Wirth und Gäste.

2) Jedermann steht auf, wann ihm beliebt, und frühstückt, was er will und befiehlt, bequem auf seiner Stube.

3) Um 1 Uhr luncheon im Frühstückszimmer, dem jeder Gast beiwohnt oder nicht, ganz nach seinem Belieben.

4) Wer ausfahren oder reiten will, bestellt es beim Hofmarschall Billy. Acht Pferde stehen dazu bereit.

5) Der einzige Zwang besteht darin, zum Diner um 9 Uhr zu kommen, wenn der Tamtam zum zweitenmal donnert. Nur Krankheit, die der liebe Gott verhüte, dispensirt von dieser Pflicht. Nach dem Kaffee ist jedes Menschenkind wieder frei. This is the custom of Branson-Hall."

Die Kleidung des Fürsten bestand meist aus einem schwarzseidenen Kaftan, rothseidenen Pantalons und gelben Maroquinpantoffeln. Man glaubte sich in ein Märchen aus Tausend und einer Nacht versetzt. Jeder Raum, jede Wand des Branitzer Schlosses erzählte von den Wanderungen Semilasso's. Ein Besucher aus jener Zeit schreibt darüber: „Dicke Teppiche von bunten Farben und merkwürdigen Zeichnungen brachen das leiseste Geräusch des Fußes. Schwere, dunkle Jalousien vor den Fenstern wehrten den Sonnenstrahlen. An den Wänden überall Vorhänge und kostbares, fremdländisches Geräth, Möbel aus überseeischen Hölzern, kunstvoll geschnitzt, vergoldet. Hinter einer Portière ein schräges Feldbett, in Lanzenstangen hängend, mit rothseidenen Decken, davor eine Löwenhaut, darüber ein großer Sombrero mit niederhängenden Straußenfedern, türkische krumme Säbel, indische Yatagans, Flinten, Revolver und Pistolen aus allen Reichen der Welt und von den erdenklichsten Konstruktionen;

Oelgemälde, Miniatur- und Pastellbilder, Aquarellen von Studien im Orient." Griechische und etrurische Kunstschätze, herrliche Pferdegeschirre, Sättel, Reliquien, Kuriositäten und eine an kostbaren, seltenen Werken reiche Bibliothek vervollständigten den werthvollen Schmuck und Glanz des Branitzer Herrensitzes.

Ein Unikum, welches die Bibliothek von Branitz besitzt, ist die Geschichte Wilhelm's des Eroberers von Froissard, ein ehrwürdiger Foliant des 15. Jahrhunderts, von einem französischen Mönche in schöner Kalligraphie mit Initialen und sonstigen Illustrationen von noch frisch erhaltenen Farben ausgeführt. Erhalten ist dies Alles bis auf den heutigen Tag, nur haben manche Räume in ihrer Dekorirung eine modernere, den praktischen Bedürfnissen entsprechende Umwandlung seitdem erfahren. Höchst charakteristisch und fesselnd ist die Wiedergabe des Eindrucks, welchen der Empfang seitens des hochbetagten Fürsten auf den bereits oben citirten Besucher, Paul Wesenfeld, hervorrief. Nachdem der Gast mit seinem Begleiter auf einem Divan, Pückler gegenüber, Platz genommen hatte, heißt es weiter: „Er selbst saß auf einer Ottomane am Fenster, (in oben beschriebener Kleidung) neben ihm stand ein Tisch von herrlicher Mosaikarbeit, auf welchem die verschiedensten Gegenstände zum bequemen Gebrauch bereit lagen." — „Wir hatten ein Gespräch über die verschiedensten Gegenstände, aber schon nach wenigen Minuten fühlte ich mein Herz weniger heftiger pochen, als ich immer wieder in des Fürsten wundervolle blaue Augen blickte, welche, je länger wir uns unterhielten, ich weiß nicht wovon mehr strahlten, ob von Freude und Erinnerungsseligkeit, oder von Güte, oder von Sanftmuth, oder von dem Feuer der Jugend. Auf seiner hohen, faltenlosen Stirn lag der echteste Seelenadel, seine Stimme hatte einen außerordentlich weichen, melodisch lieblichen Klang, seine Gedanken waren so originell wie genial, und was er sprach, zeugte von Wärme und Empfindungsfülle einer edlen Kunst, wie von der philosophischen Gelassenheit seines Gemüths. Er hatte soeben

Schopenhauer gelesen, und das Buch aus der Hand gelegt. — ‚Sie sehen,‘ sagte er, meinem auf das Buch geheften Auge folgend, ‚ich rüste mich zu der letzten Reise — es wird Zeit. Aber ich bin gefaßt und ruhig, ich habe nichts mehr auf unserer Mutter Erde zu vollbringen, ich habe sie gründlich studirt und bis auf das letzte Geheimniß überall die Winke der Allmacht verstanden — bald werde ich auch dieses verstehen. Das Leben an sich,‘ — äußerte er im weiteren Verlauf — ‚ist nichts Werthvolles, ich habe mich mit ihm abgefunden, ich habe es betrachtet, wie ein angenehmes Geschenk von einer unbekannten, freundlichen Hand — aber es ist doch im Ganzen sehr eintönig und für den Forscher in seinen Hauptbedeutungen stumm und verschlossen. Ich habe zwar recht viel in ihm erfahren, aber umkehren möchte ich nicht, es wäre denn, daß ich es in seinen besten Phasen noch einmal mit der Geschwindigkeit eines Vogels oder Fisches durchmessen könnte.‘“

Nur eins schien bis zuletzt die langsam entschwindenden Lebenskräfte des greisen Fürsten zuweilen flüchtig aufhalten zu wollen: sein Garten, die Vollendung des Branitzer Parkes, die ihm so sehr am Herzen lag. Noch wenige Monate vor dem Ableben des Fürsten durfte sein um die Branitzer Schöpfung hochverdienter Obergärtner Bleyer in einem Briefe schreiben: „Das Interesse und die Liebe zur Gärtnerei sind trotz Kränklichkeit, Alter und kriegerischen Zeiten dieselben geblieben, ja, fast noch reger geworden, um noch so viel als möglich zu vollenden. An der Bergparthie wird fortwährend in diesem strengen Winter gearbeitet, um dieselbe im Sommer schon zu vollenden.“

1870 war gekommen, in Waffen stand das geeinte deutsche Volk. Auch den jetzt fünfundachtzigjährigen Greis hielt es nicht daheim. Trotz seiner Zuneigung für Napoleon III. drängte es auch ihn, den Krieg gegen den Erbfeind mitzumachen. Er freute sich, vielleicht den Tod für das Vaterland jenseits der Vogesen zu finden. Doch König Wilhelm gestattete dem jugendlich entflamm-

ten aber hinfälligen Fürsten nicht mehr, sich solchen Strapazen zu unterwerfen. Pückler's Schmerz darüber war aufrichtig und tief; Italien sollte ihn trösten und heilen. Da warf ihn ein neuer, hartnäckiger Grippenanfall auf das Lager. Das Gedächtniß nahm ab, Phantasien und Fieberschauer erschöpften seine letzten Kräfte. Er wußte, was ihm bevorstand, dennoch verließ ihn keinen Augenblick die Heiterkeit der Seele. Sein Hausarzt, Dr. Liersch aus Kottbus, der ihn bis zum letzten Athemzuge behandelte und auch dem müden Erdenpilger die Augen zudrückte, schildert Aussehen und Lebensweise des Fürsten damals wie folgt. „Raphael's ‚Papst Julius der Zweite', jenes hochberühmte Gemälde im Palazzo Pitti zu Florenz, welches uns einen der schönsten und ehrwürdigsten Greise vorführt, stieg mir immer lebhaft in der Erinnerung auf, wenn ich Morgens gegen elf Uhr in das Schlafzimmer und an das Lager des greisen Fürsten Pückler trat. Die rothseidene Mütze an Stelle des sonst die Haustoilette vollendeten Fez, der über die Schulter graziös geschlungene lila Shawl, die seidenen Handschuhe über den langen, schmalen, feinen Händen, der schöne, wohlgepflegte, weiße Bart und das markirte Gesicht mit der hohen Stirn und der starken Nase, besonders aber die milden, blauen Augen hätten in dem im Bette aufrecht sitzenden und von seiner Morgenlektüre aufblickenden Patienten viel mehr einen ehrwürdigen Kirchenfürsten vermuthen lassen, als den durch die Strudel des Lebens so vielfach hin und her geworfenen Semilasso. Die ganze Dekoration des Zimmers jedoch, die türkischen krummen Säbel, die indischen Waffen, die Straußenfedern und das mit buntbeblümter Portière halb verhüllte Federbett ließen bald jeden Zweifel schwinden, daß der ehrwürdige Herr doch der einstige Freund Mehemed Ali's und der Retter der schönen, unglücklichen Machbuba sei. In überaus liebenswürdiger Weise lud er mich zum Niedersetzen ein, und nach kurzer Besprechung seiner physischen Erlebnisse und Zustände ging die Unterhaltung bald auf Tagesereignisse und Litteratur über." —

„Pückler war," urtheilt sein Hausarzt sehr treffend, „wie man zu sagen pflegt, eine weibliche Natur, so männlich und kräftig er im Leben aufzutreten wußte. Sein vorzüglich angelegter und stets sehr gepflegter Körper war im Ganzen fein und zart, seine Haut weich, fast durchsichtig; seine Züge waren regelmäßig, edel und geistvoll, seine Augen blaugrau, bald milde, einschmeichelnd und heiter, bald funkelnd und strahlend, ein schöner Spiegel seiner geistigen Beweglichkeit und Lebhaftigkeit. Seine Weichheit und sein tiefes Gemüth, gepaart mit Leidenschaftlichkeit und Feuer, andererseits seine körperliche Zähigkeit, die oft schnell eintretende Abspannung, aus der er sich aber urplötzlich wie ein Phönix erhob, sein bewunderungswürdiges Simulationstalent, das ihn bei seinem unendlichen Wechsel in Berücksichtigung und Geringschätzung der Welt wesentlich unterstützte, seine wohl zu verzeihende Eitelkeit, die ihm bis in's hohe Alter verblieb, vor allem seine Eigenthümlichkeit, dem augenblicklichen Eindrucke schnell zu folgen, woraus oft die reizendste Gutmüthigkeit, aber zuweilen auch eine ungerechtfertigte Strenge und ein fast unerklärliches Uebelwollen erwuchs — alles dies war begründet in der seiner ganzen Natur aufgedrückten Weiblichkeit. Er konnte so launig, aber auch so liebenswürdig wie eine Frau sein, leichtsinnig in der Jugend, wohlwollend im Alter, leidenschaftlich bis zum Exceß und wieder apathisch und fast schüchtern zurückhaltend."

Wochen vergingen, das Jahr 1871 kam heran. Aber das erste Grün, der erste schmetternde Vogelgesang sollten Pückler nicht mehr finden. Der Tod bestand endlich auch hier auf sein Recht. Leise entwand er dem Gärtner den Spaten aus der Hand, noch ehe der Frühling Einzug gehalten hatte. Die letzten Worte, welche der Fürst in diesen Tagen seinem Tagebuche einfügte, waren: „Kunst ist das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften habe ich dies mein langes Leben hindurch im Reiche der Natur geübt." Oft hatte er gewünscht, schmerzlos, ruhig und mit Grazie zu ster-

ben, dies sollte ihm erfüllt werden. Es war in der Nacht vom 4. zum 5. Februar, der Sturm schüttelte die Eichen und Linden des entblätterten Parkes, als der Hausarzt in Branitz eintraf. Das Schloß lag dunkel, starr und schaurig da. Kein Laut auf Treppen und Korridoren. An dem Sterbelager des Fürsten saß sein Zwerg Billy Masser und lauschte mit dem Arzt den letzten Athemzügen. Noch einmal schienen sich Pückler's Lippen zu bewegen, leise flüsterte er einen letzten Gruß an sein Lieblingsroß, dann auf einmal hauchte er: „Man ebne mir den Weg zum Tumulus!" Ohne Todeskampf, ohne Schmerz, entschlummerte Fürst Pückler fünf Minuten vor zwölf Uhr, Sonnabend, den 4. Februar 1871.

Laut Testament hatte Pückler gewünscht, auf chemische oder andere Weise verbrannt zu werden, nachdem eine Oeffnung seines Körpers die Todesursache festgestellt haben würde. Die letztere ergab nur allgemeine Altersschwäche, Marasmus senilis. Dem Verbrennen setzten sich allerlei Bedenken des Konsistoriums und Schwierigkeiten der Ausführung entgegen, zumal die Herstellung eines Scheiterhaufens, wie einer entsprechenden Aschenurne die vorgeschriebene Frist bis zur Bestattung weit überschritten hätte. Auch die sofort herbeigeeilten Verwandten baten, von einer Verbrennung doch abzusehen. Hätte der verstorbene Fürst die jüngste Bewegung der Leichenverbrennung noch erlebt, er würde sicherlich mit Freuden den Verbrennungsprozeß in Gotha vorgeschrieben haben. So entschied man sich für eine chemische Zersetzung. Das Herz des Fürsten ward in eine mit Schwefelsäure angefüllte Glasphiole, diese in eine kupferne Urne gesetzt. Den Leichnam aber legte man in einen mit Aetznatron, Aetzkali und Aetzkalk gefüllten Metallsarg, welchen man dann wieder in einen Eichensarg bettete. Die Beisetzung in dem geöffneten Tumulus, zu welchem für diesen Tag eine luftige Brücke über den See geschlagen, erfolgte am 9. Februar unter Sturm und Schneegestöber bei schneidender Kälte. So einfach er sein Begängniß

gewünscht hatte, so glänzend gestaltete es sich trotzdem. Von Blumen fast erdrückt, stand in der Mitte des flimmernden Gemachs der silberbeschlagene, gelbe Eichenschrein, mit Helm, Generalsepauletten, Schärpe und Säbel des Verstorbenen geschmückt. Ein Sammetkissen trug seine zahlreichen Orden. Der Senior der Geistlichkeit hielt die Leichenrede. Dann ging es hinaus. Voran die Landwehr unter dem Kommando eines Majors, ihr folgte der von Gärtnern getragene Sarg, zwei Verwandte mit der Urne und dem Sammetkissen dahinter, weitere Verwandte, sein Zwerg, seine Hausgenossen, Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten, der Handelskammer zu Kottbus, der Bürgerschaft von Muskau, die gesammte Geistlichkeit von Kottbus, Deputirte der Universität Berlin, Beamte, Bürger, Bauern, selbst gefangene französische Offiziere, geschmückt mit dem Kreuz der Ehrenlegion, schlossen sich dem endlosen Zuge an. In den Tumulus, welchen der Geistliche einweihte, war ein Stollen gegraben. Dorthin ward die Bahre mit dem Sarg getragen, auf dessem Hauptende man die kupferne Urne, welche das Herz des Fürsten umschloß, befestigte. Während Trommeln wirbelten, Ehrensalven krachten und das Geläute der Glocken durch den Wintermorgen klang, wurde die Oeffnung geschlossen.

Der Majoratsnachfolger von Branitz, Reichsgraf Heinrich von Pückler, geboren den 14. April 1835, welcher damals als Rittmeister in Frankreich stand, nahm nach Beendigung des Feldzuges Besitz von Schloß und Park. Das Universalvermögen, welches ihm einst zugedacht war, hatte Pückler noch wenige Monate vor seinem Tode seiner Nichte, Frau Marie von Pachelbl-Gehag, einer geborenen Gräfin von Seydewitz, vermacht, welche in den letzten Tagen in seiner Nähe geweilt hatte. Intriguen, welche man in der Umgebung des einsamen, vertrauensvollen Fürsten ausspann, hatten es zu Wege gebracht, daß er noch in der letzten Zeit die Gunst seinem Vetter, dem Majoratsnachfolger von Branitz, durch ein verändertes Testament entzog.

In demselben Zimmer, in welchem der Fürst die Augen schloß, erblickte 1873 ein Sohn des jetzigen Grafen das Licht der Welt, welcher den Namen Hermann empfing. Der Name des Fürsten wird in seinen Nachkommen, aber noch sicherer sein Angedenken in der Erinnerung der Menschen fortleben. In den beiden Parks von Muskau und Branitz hat er sich selbst das schönste Denkmal gesetzt. Sein letzter Wunsch, daß das von ihm in der Gartenkunst geschaffene System, als ein wahrhaft deutsches, für künftige Zeiten immer weiter verbessert und vervollkommnet fortbestehen möchte, ist in glänzender Weise in Erfüllung gegangen. Die hervorragendsten Gartenkünstler der Neuzeit verehren in ihm den Altmeister, den Schöpfer einer gesunden Epoche, welche voraussichtlich so lange währen wird, als die Verachtung aller Unnatur, die Abneigung für das Barocke, künstliche Gemachte anhält, der echte Sinn für den warmen Herzschlag der Natur uns Deutsche mit stillem Frohsinn erfüllt.

In den Briefen eines Verstorbenen sagt Pückler einmal: „Es ist ein so süßes Gefühl, beim Tode zu wissen, daß man auch jetzt noch Jemand zurückläßt, der unser Andenken mit Liebe pflegen wird, und auf diese Art, so lange Jenes Augen sich dem Lichte öffnen, noch gleichsam fortzuleben in und mit ihm.“ Dies Andenken sich gewonnen zu haben, durfte Pückler schon bei Lebzeiten sich versichert halten. Trefflich diesen seltsamen Mann charakterisirend, schrieb Heinrich Laube nach dem Tode des Fürsten: „Wenn auch nicht ein trojanischer Held — was er bei richtiger Gelegenheit ganz gut hätte werden können — ein starker Mann im Sinne der Alten war er wohl. Er hatte einen unerschütterlichen, kaltblütigen Muth und einen unverwüstlichen Leib, welcher die größten Anstrengungen überdauerte. Und diesen Muth wie diesen Leib beherrschte ein abenteuerlicher, starker Geist. Der ganze Mann hätte eine große Rolle spielen können, wenn er an richtiger Stelle hätte gebraucht werden können.“

Der Schöpfer von Branitz ist todt, aber sein Geist lebt noch heute in diesem grünen, traulichen Erdenwinkel lebendig fort. Pietät für den Heimgegangenen, wie treue Fürsorge haben der Schöpfung Branitz ihren künstlerischen Hauch bewahrt, manches Begonnene zu Ende geführt. Eine dritte Pyramide hebt heute ihr Haupt über die grünen Wipfel des schattigen Parks in Form eines Schneckenberges mit Aussichtspavillon, und trägt den Namen Hermannsberg. Ein lieblicher Rundblick erschließt sich von da droben, hinunter über den zauberischen Park, hinaus in die weite, spreedurchflossene Ebene, von den Thürmen und Häusern Kottbus' malerisch unterbrochen. Der kleine Hügel am Waldrande, welcher Lucien's letzte Ueberreste deckte, ist jetzt ganz zerfallen. In aller Stille hat der Reichsgraf Heinrich von Pückler 1884 den Sarg ausheben und in dem Tumulus neben dem des Fürsten beisetzen lassen.

So ruhen die Gatten, welche Schicksal und Laune so oft getrennt und verbunden, wieder vereint neben einander, unter einem Hügel, dessen grüne Spitze die ersten Morgenstrahlen grüßen und der letzte Abschiedskuß der Sonne trifft, auf dem die Schwalben im Herbste flüchtig Rast machen, als wollten sie die Grüße Semilasso's mit sich hinab nach dem Süden nehmen, dessen Farbenpracht seine Phantasie ergötzte und dessen bezaubernde Schönheit bis zuletzt seine Seele mit heißer Sehnsucht erfüllte.

Kalau.

Der Kalauer hat längst aufgehört, ein alleiniges Rüstzeug unserer Berliner Possen- und Coupletdichter zu bilden. Die frische Urwüchsigkeit dieses unverfrorenen, schlagfertigen Gesellen hat allmählich alle Vorurtheile gegen seine wenig aristokratische Abkunft beseitigt und überall wird ihm sein Lob, wenn auch oft genug gegen seinen Willen, gesungen. Es giebt heute kalauernde Dramatiker, wie kalauernde Reichstagsabgeordnete.

Wo seine Wiege stand, wird immer in Dunkel gehüllt bleiben. Selbst wenn das französische Wort calembourg der legitime Vater unseres Berliner Witzboldes gewesen ist, der echte Berliner ist weit davon entfernt, solchen linguistischen Auseinandersetzungen ernsthaft Gehör zu schenken. Er weiß am besten, wie es um die „Perleberger Feuerwehr" bestellt ist; er kennt die intimsten Schwächen der guten Bürger von „Kyritz-Pyritz" wie seine eigenen; der „Fremde Herr aus Kottbus" ist ihm längst vorgestellt worden, und all' die gemüthlichen, beschränkten und residenzlüsternen Rentiers aus Pasewalk, Treuenbrietzen und Jüterbock vermag der Berliner Schusterjunge, auch wenn er nur einmal auf dem Olymp des Wallner- oder des Centraltheaters gesessen hat, seinen Kolle-

gen in der Werkstatt mit der Schnelligkeit eines Konzertmalers lachend zu skizziren.

Das Gefallen an jenem witzigen Auffinden von gleichlautenden Worten verschiedener Schreibart, oder gleicher Form und entgegengesetzter Bedeutung, wie es der bessere und eigentliche Kalauer verlangt, wuchs von Jahr zu Jahr, und seit die Posse „Die Afrikanerin in Kalau“ über die Bretter gegangen, stand und steht es bei jedem Berliner fest, daß die bescheidene Kreisstadt in der Lausitz die Wiege dieses so wenig salonfähigen Wechselbalges war. Kalau verfiel von Stund' an demselben bedauerlichen Schicksale, wie es Abdera, Schilda und Schöppenstedt durch Jahrhunderte nun schon getragen haben. Die wirklichen Kalauer jedoch, die Einwohner Kalau's, waren Philosophen genug, nicht darüber aufzubrausen. Sie lächelten still und hieben nur um so unbarmherziger auf das widerspenstige Rindsleder ein. Keiner sagte ein Wort, aber von Haus zu Haus klang das Hämmern und Pfeifen über den Marktplatz fort, als würde Generalmarsch geschlagen. Und als der Kalender den nächsten Berliner Jahrmarkt kündete, zogen sie, wie sie es immer gehalten, in langen Reihen vor den Palästen der Residenz wieder auf. Sind auch immer wiedergekommen. An jedem Jahrmarkte duften und glänzen an den Seiten der luftig aufgeschlagenen Buden und auf den zahllosen Tischen die derben, wetterfesten Rindslederstiefel. Und wenn trotz alledem und alledem einem Berliner Kinde der Schuh drückt, die wackeren Meister der Stadt Kalau haben keine Schuld daran. Es giebt eben nur kalauernde Berliner, aber keine kalauernde Kalauer.

„Und du glaubst wirklich an die Unschuld dieses Wespennestes?“ fragte mein Freund, der mir zum Bahnhofe das Geleite gegeben hatte und nun an dem geöffneten Coupé stand.

„[illegible] ist nur um der

[illegible]

„Unser Jahrhundert ist das der Ehrenrettungen," wandte ich ein, „und ich halte es für die Pflicht eines —"

Er lachte wieder so herzlich auf, daß ich mitten im Satze abbrach. In diesem Augenblick läutete es zum dritten Male. Ich rief ihm einen Gruß zu. War es nun Rührung oder Heuchelei, er hielt sich das Taschentuch schalkhaft vor das Gesicht und wischte sich verdächtig die Augen. Dann sagte er schmunzelnd: „Glückliche Reise und gesundes Wiedersehen!"

So sehr ich nun auch bestrebt war, meinen philosophischen Gleichmuth zu bewahren, das nichtswürdige Lachen schallte mir noch immer in den Ohren, als wir schon längst Königs-Wusterhausen und die Kompagnie der Spritzkuchennymphen auf dem dortigen Bahnhofe passirt hatten. Sollte er schließlich doch noch Recht behalten? Ein leises Bangen überflog mein Gemüth. Aber im Voraus kann ich versichern, daß Kalau unschuldig an diesem aufgedrungenen Ruhme ist. Ich bin niemals ernsthafter aus einer Stadt geschieden und habe weniger gelacht, als wie es in der Lausitzer Kreisstadt geschah. Ich fand wohl Stiefeln Haus für Haus, aber vergeblich lauschte ich auch nur auf eine jener übermüthigen, launigen Randglossen eines witzig veranlagten Kopfes. Es wird auch in Kalau Witzbolde und Komiker geben, aber sie begegnen dem Fremden nicht auf offener Gasse.

Es ist etwas Eigenes um die Volksseele, und es lohnte sich schon einmal, den Berliner und den Kalauer Schusterjungen zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Parallele zu machen. In Sachen des Handwerks mag der Kalauer dem Berliner gleichkommen, an Solidität sogar überflügeln, an Schlagfertigkeit und Unverschämtheit aber ist jener ihm über. Der Kalauer Boden zeitigt keinen Kladderadatsch. Der ehrsam werktüchtige Meister übt die Kunst des Witzes nicht und die noch ehrsamere, mundtüchtige Frau Meisterin — das ist es ja eben. Nicht ein Thor mit Fallgitter und Löwe und Sternen

ſollte in Kalau das Stadtwappen führen, ſondern einen Pantoffel, unter welchem ſich ein Haſe ſcheu niederduckt. Seit mehr als einem Jahrhundert lebt in jedem Hauſe der Stiefelmetropole der Wahlſpruch:

„Durch Bitten herrſcht die Frau,
Und durch Befehl der Mann;
Die erſte, wenn ſie will,
Der andre, wenn er kann.“

Dies und ähnliches hatte mir bereits der ehrwürdige Chroniſt von Kalau anvertraut, längſt ehe ich ſelbſt meinen Einzug in das Städtchen hielt. Das Lachen meines Freundes war darüber vergeſſen, und zurückgelehnt blickte ich durch das Waggonfenſter hinaus auf die Landſchaft, durch welche der Zug ſeinen Weg nahm. Statt Sand und Kiefer ſchimmerten weite Wieſen mit Elſen und Buſchwerk beſtanden. Hier und da lugte ein Kirchthurm in der Ferne herauf, in deſſen Fenſtern das Glühroth der Morgenſonne ſpielte. Kleine, ſich veräſtelnde Kanäle ringelten ſich wie Schlangen durch die Niederung, die, von tauſend buntfarbigen Frühlingsblumen überblüht, ſich wie ein Teppich zu den Füßen des am Horizonte blauſchimmernden Höhenzuges ausbreitete. Vor uns die fette Fruchtbarkeit der Wieſen und da oben die dürre, unwirthbare Wüſtenei: jene troſtloſe Einöde des Brand, deſſen meilenweite Sandwellen nur ſommerlang, wenn das Haidekraut in Blüthe ſteht, von Schaaren fleißiger Bienen belebt ſind. Der Brand hat keine Geſchichte. Der Feind ging unten vorbei. Doch in den Namen ſeiner Anſiedelungen und Haideſchenken: „Der hungrige Wolf“ und „der Todtemann“ liegt genug Romantik und Gruſelnovelliſtik. Mir gegenüber im Wagen ſaßen zwei trefflich geſcheitelte Muſterritter auf Schnittwaaren, welche ſchon von Berlin an eifrig beſtrebt geweſen waren, ihren Schatz von franzöſiſchen Vokabeln in das günſtigſte Licht zu ſetzen. Es hagelte förmlich von Interjektionen und Superlativen nieder. Und wenn es

bei einem Worte haperte, drehte sich der Eine gewandt eine Cigarrette und der Andere kokettirte mit den Spitzen seiner schlanken Lackstiefel. Lübbenau, die Kapitale des Spreewaldes, erlöste mich endlich von diesen Deutschen in Halbfranzband. Während ich drüben den Zug nach Kalau bestieg, dampften sie mit ihren Musterpacketen und geflügelten Superlativen in der Richtung nach Görlitz weiter.

Von Lübbenau nach Kalau führt nur ein Schienenstrang. Der Boden steigt sanft an und da außerdem der Verkehr durchaus nicht zu hochfliegenden Hoffnungen berechtigt, so hat sich eine wohlthuende Gemüthlichkeit hier eingebürgert, welche in keiner Weise zu Befürchtungen einer Gefahr des Entgleisens Raum giebt. Das Tempo der Fahrgeschwindigkeit ist von einer subalternen Geschäftsmäßigkeit. Eben haben wir eine Waldecke umschlichen, da bleibt der Zug wie in Gedanken stehen. Doch nein, schon schießt er wieder drei, vier Schritte vorwärts. Nun aber scheint er sich ernstlich zu besinnen, stockt, zieht an, stockt abermals, dann setzt er seinen Lauf gemächlich fort, um bald darauf wieder in dumpfes Hinbrüten zu versinken. Vergeblich suchen wir auch nach den langbärtigen Hütern der Bahnstrecke. Ueberall, wo eine Chaussee den Schienenstrang kreuzt oder ein fliederumbuschtes Wärterhaus sich zeigt, steht eine hochgewachsene Wendin im malerischen Kopfputz: Hacken zusammen, Brust 'raus, um den Arm die dienstliche Binde in den Landesfarben und in der Rechten die zusammengerollte Fahne salutirend, während der Mann vielleicht Kartoffeln auf dem Felde hackt. So halten wir endlich in Kalau, dessen Thurm, wohl der höchste in der Lausitz, schon seit geraumer Zeit mit uns Versteck gespielt hat. Vom Bahnhof bis zu dem Städtchen leitet in einer halben Stunde eine freiliegende Landstraße, welche den Blick ringsum in die Landschaft gestattet. Sie empfängt durch den am Horizonte sich hinziehenden Lausitzer Grenzwall, der nicht weit von Kalau in den waldbedeckten, schönen Kabel'-

schen Bergen zu ansehnlicher Höhe aufsteigt, ein sich dunkel abtönendes, charakteristisches Relief. Einsam und still lag die Landstraße. Nur die Lerchen trillerten in der Luft. Der eintönige Tritt eines einzelnen Fußgängers hatte mich schon längst verfolgt. Nun war er dicht hinter mir. Ich blieb stehen, um ihn vorbei zu lassen. Da blieb der Mann auch stehen und grüßte. So gingen wir denn zusammen.

„Ein schöner Morgen," sagte ich, um das Gespräch nach guter, deutscher Sitte einzuleiten.

„Ein sehr schöner Morgen," erwiederte er, „war auch in Betschau heute früh schon sehr schön."

Meines erstaunten Blickes achtete er nicht und so schritten wir gemächlich weiter. Wie Lederduft wehte es um ihn. Selbst wenn mich auch mein Geruchssinn getäuscht hätte, die bescheidene Zurückhaltung jeder launigen oder gar witzigen Bemerkung war genügend, um zu errathen, daß wir uns jetzt seiner Heimathstadt näherten. Ich sagte es ihm auf den Kopf zu, indem ich fortfuhr:

„Sie besuchen also auch die Jahrmärkte zu Berlin?"

„Regelmäßig. Halb Berlin läuft ja auf unsern Sohlen. Unser Hauptexport geht jedoch nach Westfalen und der Rheinprovinz. Dort haben wir die besten Abnehmer."

„Da kommen Sie tüchtig in der Welt herum. Die Freude dann, wenn es eines Tages wieder heimgeht! Denn in Kalau, wenn es seinem Namen Ehre machen will, muß es doch immer lustig hergehen."

„Durchaus nicht," sprach er. „Wir haben tüchtig zu schaffen, um an andere Dinge zu denken. Wenn's manchmal etwas laut und übermüthig in unserem stillen Städtchen hergeht, sind es unsere Berliner Gäste."

„Also Kurort ist Kalau auch? Wohl Lohbäder?"

„Das nicht," lächelte er. „In früheren Jahren soll allerdings so etwas wie ein Badeort hier gewesen sein, als man

die schöne Goldquelle bei Werchow, dort unten an den Kabel'schen Bergen, entdeckte. Doch, das ist lange her. Nein, gleich am Anfang der Stadt, in dem stattlichen Hause, das einem Berliner Justizrath gehört, da geht's zuweilen schnurrig her. Sommer und Winter, es bleibt sich gleich. Eines Tages ist das ganze Haus von oben bis unten mit fröhlichen Gästen besetzt. Die bringen Leben in unser Städtchen. Man tanzt, man spielt, man singt; man arrangirt Brunnen-, Masken- und Erntefeste, zu denen halb Kalau ungeladen, aber ungenirt, über die Mauern guckt, und eines Morgens, ehe man sich's versieht, ist alles wieder wie im Wirbelwind auf und davon geflogen. Auch den kleinen Lasker hat Kalau manchmal hier vergnügt ein- und ausgehen sehen."

Wir waren in die breite Hauptstraße des Ortes eingebogen, als mein Begleiter auf ein schmuckes Haus zur Rechten wies. „Dort drüben, wo der Baum vor der Thüre steht, da werden auch Kalauer gemacht, aber keine einheimischen."

Es war die erste und letzte witzige Bemerkung, welche über seine Lippen kam. Ich hatte ihm kaum meinen Plan mitgetheilt, daß ich mir einmal die Vaterstadt der Kalauer ansehen möchte, als er sich mir sofort in liebenswürdigster Weise als Führer anbot. Auf mein Bedenken, ich würde ihn von seiner Familie abhalten, antwortete er mir von unten herauf lächelnd, daß seine Frau auf eine Woche zu ihren Eltern gereist sei. Dies entschied natürlich.

Nachdem ich allein den nahen Friedhof der Stadt, der in seinen üppigen Fliederbüschen besonders zur Maienzeit einen überaus schönen und überraschenden Anblick gewährt, besucht hatte, traf ich mit meinem Kalauer Strohwittwer laut Verabredung vor dem Rathhause wieder zusammen.

Wo die Stadt sich zu einem Platze weitet, steht das vor einigen Jahren von einem Berliner Architekten neu erbaute, stattliche Rathhaus, das mit seiner schönen Freitreppe, dem

farbigen Gebälk, seinen Erkern, schlanken Thürmchen und malerischen Giebeln den schroffsten Gegensatz zu den nüchternen, lichtgetünchten, einstöckigen Häusern umher bildet. An alten Baulichkeiten hat Kalau nur wenig aufzuweisen. Die Mauern der Stadt, welche schon im zehnten Jahrhundert stark befestigt gewesen sein sollen, sind längst gefallen und haben hier und da freundlichen Promenaden Platz gemacht. Auch die Thore und vor allem die Burg Dunkelsberg, deren Thurmmauern mehr als drei Ellen dick waren, sind dahin. Nur in ihren zwei Kirchen besitzt die Stadt noch Zeugen der Vorzeit. Die wendische oder Landeskirche, in der ehemals nur in serbischer Sprache gepredigt wurde, ist nach dem letzten Brande von 1661 neu aufgebaut worden und bietet in ihrer plumpen Form architektonisch nicht das Geringste. Anders die geräumige, stattliche Pfarrkirche, welche allerdings auch 1635 durch einen verheerenden Brand theilweise eingeäschert wurde, so daß heute nur die Mauern und die zwölf hohen Säulen, welche das Kirchengewölbe tragen, alten Ursprungs sind. Der unterste Theil des meilenweit sichtbaren Thurmes stammt noch aus der Blüthezeit gothischer Baukunst. Wann das Gotteshaus errichtet wurde, steht nicht mehr fest. Wiederholte Brände haben auch die Kirchenbibliothek vernichtet, doch wird bereits 1285 eines Pfarres von Kalau urkundlich gedacht. Bemerkenswerth sind Altar und Kanzel, beide aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stammend. Sie enthalten Darstellungen aus der biblischen Geschichte in einer vorzüglichen, buntbemalten und theilweise auch vergoldeten Schnitzarbeit. Den Altar schmückt ein treffliches Gemälde altdeutscher Schule, die heilige Nacht darstellend. Unter den geschnitzten Bildern der Kanzel ist wohl jenes am merkwürdigsten, wo Stammvater Adam höchst verwunderlich von seiner theuren Rippe entbunden wird. Von den früheren zahlreichen Nebenaltären ist nichts mehr vorhanden. Unser letzter Besuch galt dem hohen Thurm, unter dessen Haube

ein Rundgang, von Eisengittern eingefaßt, außen umläuft, von dem ein prächtiger Blick sich weit hinaus in das offene Land erschließt.

Der Aufstieg zum Thurm erfolgt von außen am Kirchplatz. Nachdem wir uns die dunklen und halbzerbröckelten Stiegen zwischen den dicken Steinwänden emporgewunden hatten, traten wir aufathmend in das niedrige Gemach des Thürmers, der uns gastfreundlich aufnahm, indem er den einzigen Stuhl seines stilvollen Mobiliars anbot, auf welchem mein Kalauer Gewährsmann, der mir beim Hinaufstieg die Vorzüge der Civilehe versucht hatte, klar zu machen, keuchend Platz nahm. An den Wänden des ehemals weiß gekalkten, schwindelnden Gemachs hingen eine Windlaterne, ein paar Taue, sowie ein mächtiges Horn. Außer dem schon genannten Stuhle bestand die Einrichtung noch in einem eisernen Ofen und einem wackligen Tische, auf dem neben einer bleigefaßten Brille ein abgegriffener, aufgeschlagener Roman von E. Werner lag. Der Kalauer Stiefelfabrikant hatte das Titelblatt aufgeschlagen und las: Gesprengte Fesseln. „Geht die Geschichte schön?" fragte er den Thürmer mit besonderem Nachdruck und wischte sich dabei die Schweißperlen von der Stirn.

„Ich sage Ihnen," antwortete der Gefragte, „wenn das zweihundert Fuß tiefer gelesen würde, es sähe bald anders bei uns aus. Es gäbe eines Tages einfach Revolution. Wollen Sie die Geschichte lesen? Ich habe nur noch zwei Kapitel vor mir."

„Sehr gern, selbstverständlich!"

„Dann rath' ich Ihnen, kommen Sie immer hübsch in Ihren Freistunden zu mir herauf. Hier sind wir ungestört. Denn da unten — aber reinen Mund — hören Sie?"

Ich war inzwischen hinaus auf den luftigen Rundgang getreten und blickte hinab in die heiteren Gäßchen, in denen das bescheidene Leben einer kleinen Kreisstadt sich abspielte.

Im Sonnenglanze lagen weiter hinaus Felder, Dörfer und stille Wälder, von dem dunklen Höhenzuge des Lausitzer Grenzwalls eingerahmt, während drüben im Osten deutlich die Thürme von Lübbenau, Vetschau und Kottbus aus dem Mittagsgeflimmer der Ferne heraustraten. Drunten am Marktbrunnen stand eine Wendin mit dem Schöpfeimer, neben ihr am Brunnenrande hockten zwei Burschen, hemdsärmlig, die ihr scheinbar etwas ganz Verbindliches sagten. Plötzlich aber hatte die derbe, wendische Schöne den Eimer mit der Linken hastig ergriffen und mit der Rechten schmeichelnd die Backen des einen Aufdringlichen geklopft. Im nächsten Augenblick war die Wasserträgerin in dem Thorweg eines nahen Hauses verschwunden. Zwischen den Beiden, die am Brunnen zurückgeblieben, entstand nun ein Gezänk, ein Faustkampf, bis ein alter Polizist, würdevoll die alte Freitreppe des Rathhauses herunterschreitend, durch sein bloßes Erscheinen die Unruhestifter zur Flucht trieb. Der Vertreter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ging, getreu seiner Instruktion, bis zum Orte des Straßenkampfes und maß mit einigen Schritten das Schlachtfeld ab, dann machte er Kehrt und stieg wieder zurück in das stille Stadthaus. Im Thorweg aber stand die Wendin und lachte. Mir jedoch fielen die Worte des würdigen Chronisten von Kalau ein, der von den Frauen und Mägdeleins sagt: „Die Züge des Antlitzes dürfen den Spiegel nicht scheuen, wennschon er dem Beschauenden kein Madonnengesicht als Stoff zur sündlichen Eitelkeit vorhält. Durch alle Schattirungen vom südlichen Schwarz bis zum nordischen Hochblond finden sich gewachsene und gekaufte Locken, unter die als seltene Schattirung auch wohl etwas malitiös-blondes sich einschleicht. Summa: es ist ein rechter hübscher Menschenschlag aus dem Blute der alten Semnonen, Lusitzer, Franken und Sachsen entsprossen."

Ob von den braven Semnonen wirklich noch etwas Ererbtes hierorts nachzuweisen ist, will ich dahin gestellt sein lassen. Kalau

freilich hält daran fest, daß es einstmals von dem suevischen Semnonenstamme der Caluconen begründet worden sei. Im zehnten Jahrhundert empfing dann die Stadt jene doppelte, mehr als haushohe Mauer, über welche später nur die Thürme der Gotteshäuser fortragten. Muthmaßlich wurde unter Markgraf Gero jene gewaltige Befestigung angelegt. Von ihm erzählt auch, wie bekannt, die Sage, daß er dreißig angesehene wendische Häuptlinge auf einem Schlosse zum frohen Gastmahle eingeladen habe, um sie dann heimtückisch ermorden zu lassen. Als Ort des Vorfalls wird unter Anderen auch Kalau genannt. Seit jener Befestigung, welche nach und nach vervollkommnet ward, hob sich auch das Ansehen und die Größe der Stadt. Innerhalb der Mauern war Platz genug, neue Anbauten zu ermöglichen, mit der wachsenden Unsicherheit des offenen Landes wanderten schutzsuchende Landleute ein. Selbstverständlich wurden sie einer strengen Prüfung unterworfen. In den alten Stadtbüchern, namentlich am Ende des 15. Jahrhunderts, findet man sehr viele Beispiele, daß die Schulzen und Gerichtsschöppen der Dörfer, von wannen die neuen Bürger gekommen „vor gehegter Bank, mit uffgereckten Fingern, an eydis Stad bekannt haben, das der N. N. in yrem Dorfe von guten Frommen Eltern ynn einem rechten Ebettin nach Absetzung der hiligen Römischen Kyrchin geboren sey". Bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts saßen auf dem Schlosse Dunkelsberg in Kalau die Landvögte der Niederlausitz. Die Schicksale der Stadt fallen durch Jahrhunderte hindurch mit denen der Lausitz zusammen und gleichen bis zum Schlusse des dreißigjährigen Krieges einem fast unentwirrbaren Knäuel von Verwickelungen und Erlebnissen. Wie ein Spielball ging das Land unter der Regierung verschuldeter, schwacher und thatenloser Fürsten aus der einen Hand in die andere. Heute sächsisch, morgen böhmisch, dann wieder kaiserlich und den nächsten Tag gut schwedisch gesinnt. Erst mit dem Frieden von Münster und Osnabrück kehrten die Tage der Ruhe und des langsam steigenden

Wohlstandes wieder in die Mauern ein. Freilich, was war inzwischen alles eingebüßt und dafür eingeerndtet worden?

Ja, wenn es die Unsitte des Tabakrauchens allein gewesen wäre, welche durchziehende Engländer 1620 in das Städtchen eingepflanzt hatten! Aber an die Stelle öffentlicher Wohlfahrt war nicht nur Elend, sondern auch Versumpftheit und Laster eingetreten. Als am 22. Juli 1650 die Glocken in Kalau zur Feier des westfälischen Friedens läuteten, stand auf der Kanzel ein Mann, der bei allen Vorzügen des Geistes eins der traurigsten Zerrbilder bot, welche die wilden Jahre gezeitigt hatten. Das war Pastor Christian Knittel, Sohn des Stadtgeschworenen Blasius Knittel, den der Landvogt auf Wunsch des Magistrats zum Seelenhirten ernannt hatte. Er hatte den Bock zum Gärtner gestellt. Jahrzehnte kämpfte die Bürgerschaft vergebens gegen ihren Seelenhirten an. Im Jahre 1673, gelegentlich einer Visitation des General-Superintendenten Hutten in Kalau, wurde öffentlich geklagt: „Primarius spiele und trinke öfters mit dem Diacono die Nächte hindurch; beyde kämen dann ungekämmt und ungereinigt vor den Altar, legten vor diesem erst, statt in der Sakristei, das Priestergewand an, und könnten dann bisweilen die vorzulesenden Bibelstellen nicht finden, ja, in den Predigten brächte der Pfarrer weder Lehre, Trost noch Vermahnung, sondern gar schlechte Dinge für.“ Was der Primarius Knittel darauf geantwortet haben mag, ist leider nicht auf die Nachwelt gekommen. Jedenfalls blieb er noch vier Jahre im Amte. Gewarnt hatte ihn der Himmel längst, als am 1. April 1649, fünf Jahre nach seiner Einführung, der obere Theil des Thurmes plötzlich einstürzte und auf die Pfarrwohnung nebenan niederfiel, ohne jedoch Jemand zu verletzen. Allmählich heilten denn auch die zahllosen Wunden, welche der Krieg der schwer geprüften Stadt geschlagen hatte. Auch manch' ausgewanderter Sohn kehrte wieder aus weiter Ferne zurück. So zog nach langer Abwesenheit ein inzwischen in Venedig reich gewordener Kalauer

wieder in seine Vaterstadt ein, der dann in dankbarer Liebe für die heimathliche Scholle einen Stein in die jetzt verfallene Kirchhofsmauer setzen ließ, auf dem geschrieben stand:

„Venedig her, Venedig hin,
Laßt Calau auch ein Städtlein sin."

Eins sollten aber auch die nächsten Jahrzehnte noch nicht verwischen: jenen traurigsten Aberglauben, welcher noch tief bis in das achtzehnte Jahrhundert seine Schatten warf. Hatte doch Friedrich Wilhelm I. von Preußen dem Grafen von Stein, anläßlich dessen Bestallung zum Vizepräsidenten der Akademie der Wissenschaften, am 19. Januar 1732, in einer höchst merkwürdigen Urkunde den Befehl gegeben: „die in Seeen, Pfuhlen, Morästen und Haiden, Gruben und Höhlen, auch hohlen Bäumen verborgen liegenden, nichts als Schaden und Unheil anrichtenden, vom neuern Unglauben frevelhaft bezweifelten Nachtmähren, Bergmännlein, Drachenkinder, Irrwische, Nixen, Wehrwölfe, verwünschte Leute und andere dergleichen Satansgesellschaft zu verfolgen und auszurotten, und solle ihm ein jedes von solchen Unthieren, so er todt oder lebendig einliefern werde, mit sechs Thalern bezahlt werden." Konnte es da Wunder nehmen, wenn 1764 ein Maurer zu Kalau behauptete, beim Zumauern einer Gruft vor dem Kirchenaltar habe er mehrmals den Besuch eines Gespenstes erhalten und diese Aussage feierlich auf dem Rathhause zu Protokoll nehmen ließ? Bei solcher Verwirrung der Gemüther mußte jede ungewöhnliche Erscheinung eine allgemeine Panik hervorrufen. So zwanzig Jahre später. Man schrieb 1784: An einem windigen Sonntag wurden die Bewohner Kalaus, sowie die der weiteren Umgebung durch eine nie vorher gesehene Lufterscheinung in eine unbeschreibliche Furcht gesetzt. Aus den Wolken senkte sich ein Wesen herab, welches von den bestürzt Herbeieilenden bald für einen Drachen oder Teufel, bald für Elias' Wagen gehalten wurde. Man fiel auf die Knie und sang mit bebenden Lippen

und zerknirschten Herzen: „Es ist gewißlich an der Zeit!“ Umsonst. Das himmlische Geschöpf blieb unbewegt und theilnahmlos liegen und regte sich nicht mehr. Einige Muthige begannen beherzt und langsam sich ihm schrittweise zu nähern: es war ein Luftballon, der erste, den Kalau gesehen hatte und welcher in Görlitz aufgegangen war.

Der siebenjährige Krieg sollte wieder einmal der Friedenszeit ein Ende bereiten und als er kaum verschmerzt war, brach der Erbfeind über den Rhein und wechselnd sah die Stadt Franzosen, Russen, Sachsen, Kosacken und Preußen in ihren Häusern monatelang als Einquartierung liegen. Ein großer Tag war der 21. Juli 1813 für Kalau. Nachdem bereits seit Sonnenaufgang Marschälle, Generäle, Ordonnanzoffiziere, Couriere und Boten jeden Ranges und Volkes durch die Straßen von einem Thor zum andern gejagt waren, traf endlich gegen Mittag der gewaltige Imperator, der damals noch unbesiegte Napoleon, auf seiner Durchreise zur großen Armee nach Budissin hier ein. Vom Fürsten Berthier von Neuchatel begleitet, war der Kaiser eifrig mit einer Landkarte beschäftigt. „Sein Gesicht,“ schreibt der Chronist, „sprach ruhigen Ernst und jene Größe des Geistes aus, welche in allen Verhältnissen erbitterten Feinden selbst Ehrfurcht gebietet. Zahllose Menschen drängten sich dicht an den Reisewagen des merkwürdigen Mannes, welcher beim südlichen Ende der Scheunengasse, am Wege nach Altdöbern, nur so lange verweilte, bis sechs frische Pferde vorgespannt wurden. Französische Garde-Jäger zu Pferde wie westfälische Lanzenreiter dienten zur Bedeckung. Der Leibmameluk Rustan befand sich unter der kaiserlichen Dienerschaft, und der Kommandant Pierat hatte allein das Glück, mit dem Monarchen bis zu dessen Weiterreise zu sprechen. Eine ständische Deputation, zu seiner Begrüßung in der Nähe des Wagens aufgestellt, blieb völlig unbeachtet. Bald rollte der hohe Reisende seiner Bestimmung entgegen, und nur wenige Lippen

riefen ihm ein: „Vive l'empereur!“ nach. Zu seinem und seines Gefolges Bedarf waren 400 Pferde hier aufgestellt.“

Die Völkerschlacht war geschlagen, Napoleon auf Elba verbannt. Da stieß die Kriegsfurie noch einmal in die Drommete. Der korsische Fuchs war mit seinen Getreuen entflohen, und Frankreichs Hauptstadt jubelte ihm von Neuem zu. Noch einmal begannen in Kalau die Durchmärsche. Indessen war das Schicksal des Städtchens entgültig entschieden worden. Auf dem Wiener Kongreß ward am 18. März 1815 die Lausitz nebst Kalau auf alle Zeiten an Preußen abgetreten. Und gut preußisch ist Kalau fortan geblieben.

Schloß und wehrhafte Ringmauern, Thore und Thürme sind dahin, aber Ordnung und Wohlstand, Glück und Zufriedenheit zogen in die Stadt ein. Das ehrsame Schuhmachergewerk spielt noch heute die tonangebende Rolle in Kalau. Alljährlich zur Erntezeit findet Seitens der fröhlichen Gesellen dieser Zunft ein Umzug durch die Hauptstraße statt. Der Anführer mit gezogenem Degen, den eine Citrone krönt und ein roth-schwarz-weißes Band umschlingt. Daß in dem Festzuge, außer den üblichen Fechtbrüdern aus guter, alter Zeit und einem sogenannten „Alten“, der an die Umstehenden Prisen von Tabak vertheilt, auch der historische ritterliche Hans von Sagan nicht fehlt, ist selbstverständlich. War es doch seit jenem Kampfestage bei Königsberg i. Pr. der Schusterzunft vergönnt, Sporen öffentlich zu tragen, eine schöne Sitte, die wenigstens in Kalau durch den schon bezeichneten Pantoffel längst verdrängt worden ist. Dem festlichen Umzug schließt sich dann stets ein heiterer Ball an. — Im Uebrigen hört man in Kalau zuweilen deutlich die Zeit summen. „Hat Kalau gleich nicht Ursach, auf irgend einen seiner Söhne vorzugsweise stolz zu seyn und sich als Mutter eines gefeyerten Helden oder eines segenverbreitenden Weisen, eines weitgepriesenen Künstlers, oder eines Gewaltigen am Staatsruder zu rühmen, so darf es sich auch wieder nicht schämen, irgend einem Aus-

bunde von Verworfenheit das Daseyn gegeben zu haben; ja, es sind die Gefängnisse und Strafhäuser seit jeher von keiner Gemeinde weniger, als von der unsrigen bevölkert worden. Seit Jahrhunderten hat kein Glied derselben den Tod des Verbrechers erduldet." Also schließt der Chronist die Geschichte seiner Heimathstadt. Möchte er immer Recht behalten; möchten immer Kalauer Stiefeln und Kalauer Bürgertugend um die Palme des Ruhmes kämpfen!

Was der Schmied von Ruhla einst seinem Landgrafen mahnend zurief, daß sei auch Kalaus Bürgern an's Herz gelegt. Wenn einst die Zähigkeit ihres Willens innerhalb ihrer vier Pfähle der Festigkeit ihrer Sohlen gleichkommt, dann wird Kalau nicht nur eine wohlhabende, sondern auch die zufriedenste und — — —

In diesem Augenblicke begann es hinter mir zu surren und zu rasseln; die Thurmuhr schlug zwölf. Dann aber verkündete mit festen, volltönigen Schlägen die große Glocke noch einmal die Zeit der Mittagsstunde. Mein Traum war zerstoben. Mit dem letzten Glockenschlage trat wie die Puppe eines mechanischen Kunstwerks mein Kalauer Stiefelfabrikant aus der Thür heraus. Unter dem Arm hielt er ein in Zeitungspapier sorgsam eingehülltes Buch. Er deutete darauf und sagte dann vergnügt blinzelnd zu mir: „Gesprengte Fesseln!" und sah mich mutherweckend und ganz vertrauensselig an. Dann blickte er über das Eisengitter fort, hinab in die stillen Gassen seiner freundlichen, im Mittagssonnenscheine träumenden Heimathsstadt.

Drehna.

So ziemlich in der Mitte zwischen den Städten Luckau, Sonnenwalde, Finsterwalde, Kalau und Lübbenau liegt die Standesherrschaft Drehna mit dem Dorfe und Schlosse gleichen Namens. Von allen Seiten führen Wege nach dem schönen Herrensitze, bepflanzt mit Pappeln, Birken und allerlei Ziersträuchern, ein freundlicher Schmuck, mit dem man hier und dort auch die Wälder einsäumte und welcher der ohnehin schon anmuthigen Gegend noch liebliche Abwechselung gab. Es ist ein fröhliches Wandern über diesen Landstrich zur Osterzeit: die stillen Dörfer eingehüllt in den Blüthenschnee der Obstbäume, das helle Saatengrün wechselnd mit den frisch gelockerten Erdschollen dunkler Ackerstreifen, der Sonne leuchtender Festglanz und hoch in der blauen Luft, wie Frühlingsgeläute, der Lerchen singender Jubelchor. Aber noch schöner wandert es sich doch zur Pfingstzeit über dieses sanft gewellte Land, das nach Süden hin durch die bewaldeten Höhenzüge des Lausitzer Grenzwalles einen so stimmungsvollen Hintergrund empfängt. Da ist's, als athme die Natur leise wie in einem Traume von unaussprechlichem Glück. Da weht's wie süßer Duft und Wohllaut durch die weite Welt, und wer dahinzieht durch die wallenden Kornfelder und einsamen, stillen Wälder, dem wird's um's Herz so wohlig, und im Gemüth wie Feiertag.

Zur Pfingstzeit war es, als wir, ein Wanderkamerad und ich, von Kalau aus die Wallfahrt nach Drehna antraten. Weniger die Geschichte dieses Herrensitzes, als das ritterliche Aeußere desselben hatten uns dazu bewogen, diesem weltabgelegenen Schlosse einen Besuch abzustatten, das — wie uns vertrauenerweckende und tonangebende Kalauer mit warmer Ueberzeugung versichert hatten — noch ganz in seiner äußeren und inneren Gestalt den Stempel mittelalterlicher Schloßromantik aufweise, Grund genug für uns, Schloß Drehna zu dem allernächsten Wanderziele auszuersehen.

Die Metropole der bekannten Rindslederstiefel bot in ihrer breiten, sauberen Hauptstraße, durch welche wir am Morgen schritten, einen Anblick stillvergnügter Befriedigung dar. Es war um die Zeit zwischen dem Morgenkaffee und dem ersten Kirchenläuten, jener freundlichen Stunde, wo selbst der aufrührerischste Leitartikel uns nicht um das Gefühl behaglichen Wohlseins betrügen kann, das uns nach zurückgelegten Arbeitstagen so gern am Sonntagmorgen überschleicht. Ein gleiches Empfinden mußte auch heute Kalau erfüllen. In den Werkstätten und Stuben herrschte die Ruhe eines Feiertages. Die Hämmer und Zungen ruhten, der Pantoffel, Kalaus eheliches Wahrzeichen, war für kurze Frist seiner Machtstellung entkleidet, und so schien der fröhliche Gesichtsausdruck der ehrsamen Bürger, wo hier oder dort sich einer am Fenster bemerkbar machte, nur ein Abglanz der sonnigen Heiterkeit zu sein, welche draußen auf Straßen und Gassen, auf dem weiten Lande verklärend lag. War der lang' ersehnte Friede eingezogen oder hatte ein kurzer Waffenstillstand diesen Zustand harmloſen Glückes erzeugt?

Hier und dort stand ein Bürger, freundlich nickend, vor seiner Thür oder spazierte mit qualmender Pfeife vergnüglich zwischen den Bohnenstangen des angrenzenden Hausgärtchens auf und nieder, bald mit forschendem Auge einen frischen Rosentrieb am Wegrande beschauend und dann wieder die lichten Wolkenbildungen am Himmel betrachtend, ob dieselben den für den Nach-

mittag geplanten Ausflug nach dem Schützenhause ihre freundliche Gunst auch nicht versagen würden. Am Markt war's noch ganz still. Die Sonne guckte hie und da in die Fenster, und da sie heute alles in schönster Ordnung und Seelenharmonie drinnen fand, tanzte und huschte sie nun um so fröhlicher über die Thürmchen, Giebel, Gitter und Fenster des neuen Rathhauses, dessen Farbenfreudigkeit dadurch noch in einem bedenklicheren Lichte erschien.

Bot die Stadt schon ein Bild erquickender Ruhe, so that es der Anblick des weiten Landes draußen vor dem ehemaligen Thore noch mehr. Nur die Vöglein sangen in den Büschen und Zweigen, und zuweilen klang das halbverwehte Läuten einer fernen Dorfglocke über die grünen Felder. Sonst war alles still ringsum. Erde und Menschen hielten gemeinsam Feiertag. — Von Kalau bis Drehna sind es drei Wegstunden ungefähr. Man kann die Landstraße inne halten, die uns über einige Dörfer zu dem Ziele leitet, ebenso aber auch seitwärts sich durch Busch und Wälder und auf- und niedersteigende Feldmarken schlagen, ein Weg, der immer vorzuziehen bleibt. Denn zu einer echten Pfingstfahrt gehört nicht nur das grüne Reis am Hute und ein Wanderlied aus froher Kehle, auch Waldesrauschen und Waldesweben muß dabei sein. Wenn eben noch das Auge freudig in die duftbeglänzte Ferne schweifte, wie schön ist's dann, unter den schwankenden Wipfeln bemooster Bäume hinzuwandern, die mit ihrem schmetternden, lieblichen Vogelgesange, dem geheimnißvollen Neigen und Flüstern uns immer neue Märchen in die Seele zaubern. Das ist dann ein Wechsel von Himmelsblau und Waldesnacht, von stillem Träumen und sonniger Lust, daß Aug' und Herz in gleicher Jugendlust erglänzen.

Ein einsames Wandern heute! Kein Bäuerlein, das hinter dem Pfluge die Ackerfurche langsam hinaufschreitet; weder der Schlag einer Axt, noch das Knarren und Knirschen eines Holzwagens tönt durch den Forst. Nur einmal taucht zwischen den

braunen Stämmen ein schmucker Grünrock auf, dessen vierfüßiger Begleiter schnobernd voranläuft. Ein halblauter Ruf, der braune Jagdhund schwenkt zur Seite — dann sind Beide hinter den hohen Wachholderbüschen wieder verschwunden. Ein Pirol singt über uns und flattert dann lockend und rufend, von Zweig zu Zweig, vor uns her. Und endlich bleibt der Wald zurück. Vor uns am Ende einer aufsteigenden Allee liegt zwischen Obstbäumen noch halb verborgen Dorf Drehna, überragt von dem Kirchthurm und den Thürmchen des ritterlichen Herrensitzes. Noch ehe wir aber uns dem Endziele zuwenden, fesselt uns zur Rechten des Weges auf sanft ansteigender, freier Höhe der Anblick einer malerischen, grünumbuschten Ruine, deren geborstenes, verwettertes Gemäuer weit hinaus in die Landschaft blickt: die ehemalige Kirche von Drehna, vielleicht aber auch eine katholische Wallfahrtskapelle, worauf wenigstens die immerhin beträchtliche Entfernung von dem eigentlichen Orte schließen läßt. Auch die schöne, die Umgebung weit beherrschende Lage spricht für die letzte Annahme.

Zur Zeit der Zerstörung dieses ehrwürdigen Gotteshauses saß ein Ritter von Minckwitz auf dem festen Schlosse zu Drehna. Gleich dem hundert Jahre später auf dem benachbarten Schlosse Sonnenwalde hausenden Nickel von Minckwitz, dessen blutige Fehde mit dem Bischof von Lebus, Georg von Blumenthal, ein überaus interessantes Bild jener kampflustigen Zeit entrollt, so schien auch der Schloßherr auf Drehna bereits ein gut Theil Eigenwille und adligen Uebermuthes zu besitzen, der seinen Nachkommen in einen so heißen Kampf verwickelte. Jedenfalls war der Edle von Drehna den Rache einherschnaubenden Hussiten ein böser Dorn im Auge, und während man sonst mit der Lausitz, deren Bewohner sämmtlich der hussitischen Lehre zugethan waren, äußerst glimpflich verfuhr, sollte Drehna der Schauplatz traurigster Gewaltthaten werden. Das war mitten im Winter des Jahres 1429.

Die Hussiten waren im Januar plötzlich in Mühlberg an

der Elbe erschienen und hatten das dortige Mönchskloster berannt und zerstört, worauf man Löcher in die gefrorene Elbe schlug und die entkleideten Mönche in diese so lange niedertauchte, bis sie erfroren waren. Denn, so meinten die boshaften Unholde, habe man Huß auf heißem Wege zum Himmel befördert, so sollten es die frommen Kahlköpfe doch auch einmal auf kaltem Wege versuchen. Das Fegefeuer machte ja dann alles wieder gut. Nachdem das böhmische Gesindel das Kloster entvölkert hatte, wandte es sich, zufrieden mit dem Erfolge der eben geschilderten Kaltwasserkur, auf Drehna. Der Weg ging über Liebenwerda, Kirchhain, Dobrilugk und Finsterwalde. In Drehna angekommen, legte man erst das Dorf in Asche, worauf man sich hinüber zur Kirche auf der Waldeshöhe wandte und auch diese den Flammen übergab. Das feste, von Wällen und Wassergräben umzogene Schloß scheint die mordgierigen Angreifer sieghaft zurückgewiesen zu haben. Von Drehna zogen die Horden dann über Lübbenau, Vetschau, Burg, Lieberose und Guben auf das verhaßte Kloster Neuzelle, wo ein entsetzliches Mordfest ihre Anstrengungen belohnte. Man hackte den frommen Brüdern die Hände und Beine ab und überließ dann die Unglücklichen ihrem Jammer. Noch heute findet man in Neuzelle einige Denkmäler der damals so schändlich hingeopferten Mönche.

Ueber vier und ein halbes Jahrhundert sind seit jenen schreckensdüsteren Januartagen über die verfallenen Kirchenmauern bei Drehna gezogen, die noch heute so ernst und schweigend auf dem Hügel unweit des dunklen Waldes stehen. Allerlei Vögelvolk hat sich zwischen dem bemooften Gestein ein schützendes Heim gegründet; Blumen sprossen ringsum, und Dornen- wie Brombeergebüsch wuchert im Schatten der melancholischen Ruine. Und wer auf dem stillen Platze da droben einmal zur Mittagszeit gesessen hat und träumend in das sonnenbeglänzte Land hinausschaute, der hat vielleicht allerlei in dem alten Gemäuer vernommen, wie Glockenläuten und leises Singen. Nur muß er ein

Sonntagskind gewesen sein, denn diese hören und sehen mehr, als die anderen Sterblichen.

Querfeldein und dann noch ein Stück ansteigender Obstallee und wir halten im Dorf Drehna unseren Einzug. Ein Dorf freilich ist es nur noch dem Namen nach. Der Umstand, daß das Schloß durch lange Jahrhunderte hindurch als Sitz hochangesehener Adelsgeschlechter diente, ist nicht ohne glücklichen Einfluß auf die äußere Entwickelung dieses überaus freundlichen Ortes geblieben, der in der That den Eindruck einer kleinen Landstadt hervorruft, auch alljährlich einige Kram- und Viehmärkte abhält. Die Regelmäßigkeit der Anlage des Ortes, seine massiven, schmucken Häuser, das gewerbthätige Leben der Bewohner, für welche der Landbau mehr oder minder nur eine Nebenbeschäftigung bildet: dies alles macht Drehna, selbst wenn es nicht das stolze Schloß besäße, zum Hauptorte der Herrschaft gleichen Namens. Welch' ein buntbewegtes Leben entfaltet sich heute vor der Thür und in den weiten Räumen des stattlichen Gasthauses! Wagen rollen auf und ab; dazwischen Pferdegewieher, Begrüßungsrufe, Peitschenknallen. Wie viel auch der Gäste hineinströmen, die beiden lichtgrünen, schlanken Pfingstbäume zu Seiten der Hausthüre haben für Jeden ein herzliches, leise rauschendes Willkommenswort.

Unweit des Gasthauses liegt, in das wechselnde Grün hochwipfliger Parkriesen eingebettet, Schloß Drehna. Ueber einen freien Platz fort gelangt man von der Dorfstraße aus erst auf einen weiten Gutshof, der von sauberen Ställen, freundlichen Wirthschaftsgebäuden aller Art, wie den Verwaltungsräumen begrenzt wird, und mit dem Schlosse zusammen einen selbstständigen, vom Orte getrennten Bezirk bildet. Aus der Rendantur von Drehna zog einst vor langer Zeit ein Sohn des Rendanten Gilka hinaus in die Welt, als Branntweinbrenner sein Glück zu suchen. Und er fand es. Als er nach rastloser Arbeit vor einigen Jahren das Zeitliche segnete, betrauerte nicht nur die Feuer-

wasser trinkende Welt den Erfinder eines volksthümlich gewordenen, seinen Namen tragenden Kümmels, sondern es verlor auch die deutsche Metropole einen wackeren Bürger, auf den sie in mehr als einer Beziehung stolz sein konnte. Das eifrige Bestreben seines Sohnes späterhin, die schöne Herrschaft Drehna käuflich an sich zu bringen, scheiterte jedoch. Dafür sitzt heute der Enkel des schlichten Rendanten von Drehna als Herr auf dem benachbarten, schmucken Rittergute Saßleben.

Gegenüber dem Eingange zum Wirthschaftshofe liegt zwischen Blumen, Büschen und schattenden Bäumen das Schloß von Drehna, noch heute ein Bild echt ritterlich-mittelalterlicher Romantik. Zwar sind Mauern und Wälle längst verschwunden, aber noch immer spiegelt sich der alte Herrensitz mit seinen Thürmen, Erkern und seiner alterthümlichen, den verschiedensten Zeiten angehörigen Architektur in dem das viereckige Schloß umziehenden, alten Wassergraben, über den eine Brücke zur Eingangshalle leitet, von wo man, letztere durchschreitend, zu dem geräumigen, stimmungsvollen Schloßhofe gelangt. Wie das Aeußere dieses Schlosses ebenso anziehend als überraschend auf jeden Besucher wirken muß, so athmet auch das Innere desselben noch ganz den Hauch einer längst dahingegangenen Zeit, die durch gediegene Pracht, wie einer ebenso phantasievollen als traulich anheimelnden Ausschmückung ihrer Wohnräume es verstand, ohne doch wie wir in ein sklavisches Nachempfinden früherer Epochen und Stile zu verfallen, das eigene Heim zu einer Quelle frohen Behagens für Auge und Gemüth zu gestalten. Wie anheimelnd spricht es zu uns, wenn wir die zu ebener Erde belegene Trinkhalle betreten! Durch die Spitzbogenfenster blickt die Sonne lächelnd herein und läuft über das blitzende Gewaff, die Jagdtrophäen, Hörner, Steinkrüge, Felle, Schilde, Schüsseln und blinkenden Broncen längs der Wände und dem traulichen Kamin. Geschnitzte Stühle laden zum Niedersitzen an der schweren, eichenen Lang-

tafel ein. Dann mag's hier gut weilen sein, wenn die knaufigen, buntbemalten Römer, mit rheinischem Rebenblute gefüllt, in wackerer Zecherschaar fröhlich kreisen, wenn die Zungen sich lösen, und mit dem deutschen Humor das deutsche Lied in den Wettkampf eintritt. Dann würden wir uns nicht wundern, wenn plötzlich die Thür zur Halle, von kräftigem Fußtritt bewegt, sich weit öffnete und die alten, ritterlichen Schloßherrn von Drehna in schwerer Panzerrüstung, die nickende Reiherfeder auf der blanken Eisenhaube, hereinpolterten, um nun unter manch' herzhaftem Fluche und dröhnendem Lachen brüderlich uns unter den Tisch zu bechern.

Wie in der Trinkhalle, so weht es uns auch in den Räumen der oberen Stockwerke, den weiten Treppenhallen, Vorfluren, Wohn- und Festräumen mittelalterlich entgegen, die, wo spätere Generationen hie und da verändert und umgemodelt haben, durch den jetzigen Besitzer wieder ganz in dem Geiste damaliger Zeit hergestellt werden. Welch' eine Fülle von Schätzen der Malerei und des Kunstgewerbes ist in diesem stillen Schlosse doch verborgen! Selbst der Forscher und Gelehrte wird vielleicht, wenn die in dem obersten runden Thurmgemach untergebrachte Bibliothek des einst auf Drehna angesessenen Fürstengeschlechts derer von Lynar geordnet sein wird, manch' werthvolle Ausbeute hier noch herauswittern. — Es ist ein eigenes Stück Poesie, dieses Schloß Drehna. Wer seine gastliche Schwelle einmal betritt, vor dem versinken wie durch Zauberkraft ein paar Jahrhunderte. Eine andere Welt thut sich vor uns auf, eine andere Sprache redet von diesen Wänden zu uns. Der Lärm unserer rastlos schaffenden, aller Beschaulichkeit abholden Neuzeit dringt hier noch nicht herein. Wohl denen, welche die Gunst des Glückes zu Herren dieses schönen Erdenwinkels machte!

Ein reizvoller Park umschließt von drei Seiten den ehrwü[illegible] Herrensitz. Weite, schmucke Rasenflächen, von allerlei

übermüthigen Blumen bunt und teppichartig durchwirkt, wechseln mit stolzen Baumgruppen und Strauchwerk, während wohlgepflegte Wege sich durch den Park schlängeln, bald einen Blick auf das sich halb versteckt haltende Dorf, bald in die anmuthige freie Landschaft draußen, oder auch auf das malerische Schloß gewährend. Ein grünübersponnener, lauschiger Sitz ladet zum Rasten ein. Ein Singen und Blühen ist ringsumher, als müsse es immer Frühling bleiben: Der Rothdorn lacht in voller Pracht, duftender Flieder und zierlich niederspielender Goldregen halten dort an einem Kreuzweg eifrig Zwiesprach, während über uns ein lustiger Musikantenchor in den Zweigen einer Linde sich eingefunden hat, der uns, frei vom Blatte, die allerschönsten Wanderlieder und Liebesweisen fröhlich zum Besten giebt und nicht eher müde zu werden gedenkt, als bis am Abend Frau Nachtigall das lustige Vogelvolk zum Schweigen bringt. Und dazu ein Flüstern in den Wipfeln und ein Summen in der Luft, als wollte es reden von dem, was einst hier kam und ging. — —

Die Herrschaft Drehna liegt zum Theil auf der nördlichen Abdachung des Lausitzer Grenzwalles, zum Theil auch auf der Scheitelfläche des letzteren, wo sie in dem Brautberge bei Gollmitz ihren höchsten Punkt (ungefähr 570 Fuß) erreicht. Ehemals war hier alles wendisch' Land. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte hier die serbische Sprache, welche sich in Kalau sogar bis in dieses Jahrhundert hinein erhielt. Heute erzählt nichts mehr davon in Drehna. Wendische Kleidung, Sprache wie Bauart der Wohnstätten sind verschwunden; nur in dem verstümmelten Namen des Ortes, ist uns eine letzte Erinnerung an die einstige Herrschaft des Wendenthums verblieben. Denn das Wort Drehna ist weder deutsch noch wendisch. Die Serben nennen den Ort Drjenjow, und noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schrieb und sprach man Drehnow, was wenigstens annähernd dem wendischen Namen

gleichkommt. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts entwickelte sich allmählich der heutige Name Drehna. Der Kern des wendischen Wortes bezeichnet sicherlich „Holz". Bemerkenswerth bleibt auch, das die wendische Bezeichnung, wenn auch nicht in reiner Form, den Sieg über die deutsche trug, obschon letztere ehemals öfters angewandt wurde. In einer Urkunde von 1304, nach welcher Dietrich oder Diezmann, Bruder des Markgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange, 1288 die Lausitz an den Erzbischof Burchard von Magdeburg verkaufte, wird Drehna bereits unter dem Namen Danerode — d. i. Tannerode — erwähnt, ohne Zweifel eine damals gebräuchliche Uebersetzung der slawischen Benennung.

Man wird nicht fehl gehen, wenn man die ehemals noch bedeutend umfangreichere Herrschaft Drehna als die einstige Besitzung eines serbischen Großen betrachtet. Mit der Besitzergreifung der Lausitz seitens der siegreich vordringenden Deutschen mag dann die feste Warte im Namen des deutschen Kaisers durch den über die Lausitz ernannten Markgrafen einem Vogt überwiesen worden sein. Wer jedoch der erste Burggraf auf Drjenjow gewesen ist, darüber schweigen die Quellen der Geschichte. Urkundlich wird dann später die freiherrliche Familie von Minckwitz genannt, welche die Herrschaft Drehna vom Jahre 1389 bis 1697, also volle 308 Jahre, inne hielt. Von da ab wechseln die Besitzer in ziemlich rascher Aufeinanderfolge. Zuerst erstand die Herrschaft Graf Baltzer Erdmann II. v. Promnitz, zu Sorau und Pleß. Nach seinem 1703 erfolgten Ableben empfing Drehna sein zweiter Sohn Graf Friedrich zu Halbau, welcher aber bereits 1712 das Zeitliche segnete. Nun erstand das Schloß Drehna die Herzogin Aemilie Agnesia zu Sachsen-Weißenfels, geb. Gräfin von Reuß Drehna, wohin sie auch nach dem Tode ihres Gemahls ihren Wohnsitz bis 1729 verlegte, der sie schon einmal in früheren Jahren gesehen hatte, da sie in erster Ehe mit dem 1703 verstorbenen Grafen v. Promnitz vermählt

gewesen war. Nachdem ihr Enkel, Graf Balthasar Friedrich v. Promnitz, auf den der schöne Herrensitz gefallen, 1744 kinderlos gestorben war, kam Drehna an den nächsten Agnaten, ebenfalls einen Promnitz, der sich aber nur ein Jahr lang des zugefallenen Erbtheiles erfreuen sollte. Nach ihm saß auf Drehna sein Sohn aus zweiter Ehe, Graf Seyfried. Nach dem Erlöschen des Promnitz'schen Geschlechts kam Drehna an den Grafen Reuß, Köstritzer Linie, als nächsten Lehnserben, und von diesem 1793 an den Grafen Moritz Ludwig Ernst zu Lynar, aus dem ruhmvollen und stolzen Hause Lübbenau, welcher der Stifter der jüngeren Linie Lynar zu Drehna und 1806 vom Kaiser Franz mit der Nachfolge für den jedesmaligen Erstgeborenen seiner männlichen Nachkommen in den österreichischen Fürstenstand erhoben wurde.

Aber der Glanz der neuen Würde sollte die Grafenkrone des älteren Geschlechts der Lynar in Lübbenau nicht erblinden machen. Das seit 1621 auf dem Schlosse zu Lübbenau ansässige Grafengeschlecht Derer zu Lynar hält noch heute den ehrwürdigen Stammsitz seiner Ahnen inne, ritterlich und frei, stolz und geliebt, — das schmucke Herrenschloß zu Drehna hat aufgehört, jener fürstlichen Seitenlinie Heim und Residenz zu sein. Leuchtend wie ein Meteor war sie aufgestiegen, um ebenso rasch wieder vom Schauplatze zu verschwinden. Vielleicht saß auch der Wurm in der Fürstenkrone. Als der Begründer des neuen Fürstenhauses am 15. August 1807 die Augen schloß, folgte ihm als Standesherr von Drehna sein 1793 geborener Sohn, Fürst Rochus Otto Manderup Heinrich zu Lynar, unter dessen Augen sich späterhin dann jene Vorgänge entwickelten, welche endlich vor nicht allzu langer Zeit die längst erwartete Katastrophe herbeiführten. Es sind bunt durcheinandergewürfelte Bilder, mehr Schatten wie Licht enthaltend, die sich da vor unseren Augen entrollen, Lebenskapitel, wohl angethan dazu, einen ebenso farbenreichen als spannenden Sensationsroman

zusammenzuschweißen: Leidenschaft und berechnende Klugheit, Armuth und Reichthum, Schuld und Sühne — von der Nadel bis zur Grafenkrone, aus der Berliner Schneiderwerkstatt in das Herrenhaus zu Drehna. Eines Tages fiel das Kartenhaus zusammen. Aber nicht von dem hellen, übermüthigen Lachen Derer, die es aufgebaut. Von allen Seiten blies der Wind herein. Da stob es auseinander. Drehna sah sein Fürstengeschlecht hinaus in die weite Welt gehen. Die herrliche Standesherrschaft mit den ausgedehnten Wäldern, den stattlichen Fabriken, Vorwerken und Förstereien, dem mittelalterlichen Schlosse und seinen interessanten Sammlungen kam zum Verkauf. Doch nur gegen baar. Niemand schien sich melden zu wollen, denn der Preis war noch immer ein beträchtlicher. Da war es der Inhaber der großen Rhederfirma Wätjen in Bremen, welcher eines Tages kam und die geforderten Millionen baar auf den Kauftisch niederlegte, für seinen Sohn die alte Standesherrschaft Drehna zu erstehen.

Fortan zog ein neues, frisches Leben in das alte Schloß ein. An Stelle der Drohnen waren Bienen eingekehrt. Auch hier hatte es sich erfüllt, was unser Jahrhundert mit jedem Tage immer gewaltiger und eindringlicher predigt und uns mahnend an die Gewissen legt: daß nicht Zufall und Geburt, sondern Charakter und Streben den wahren Adel erst leihen, daß Arbeit die Losung unserer Tage geworden ist, daß der Lebende heute kein Recht mehr besitzt, auf Rechnung seiner Ahnen unsere Werthschätzung zu fordern und auf sein ritterliches Geschlecht stolz zu pochen, von dem doch, wie bei den Knollengewächsen, nur zu oft der bessere Theil unter der Erde ruht. Das Fürstengeschlecht, das da hinauszog, um wo anders wieder festen Boden zu gewinnen, wird Drehna längst vergessen haben, dafür haben Thatkraft und Unternehmungsgeist des neuen bürgerlichen Besitzers schon jetzt gesorgt, daß der Name des stillen Ortes auf allen Meeren und an den Küsten frem-

der, ferner Erdtheile mit Achtung genannt wird. Denn seit Juli 1886 schwimmt ein großes eisernes Schiff der genannten Firma, das sechsunddreißigste des Hauses, draußen auf dem Ocean, das in weithin leuchtenden Lettern den Namen „Drehna" trägt. —

Das war ein schöner, festlicher Sonntag, als der Stapellauf des neuen Schiffes erfolgte. War es auch für die zahlreichen angesehenen, auswärtigen Theilnehmer nur als ein Nachspiel jüngst in Bremen verlebter hoher Tage bezeichnet worden, für das Haus Wätjen war es doch wieder ein stolzer Festtag. In der Nähe von Vegesack, wo die Weser ihre breiten, grauen Wogen dem unersättlichen Meere zuführt, da liegt die Schiffswerft der Bremer Schiffsbaugesellschaft. Hier hatte sich angesichts der noch gemächlich in ihrer Balkenwiege ruhenden „Drehna" die geladene Gesellschaft versammelt, die Ankunft des Chefs der weltberühmten Firma abzuwarten, dessen kühner Unternehmungsgeist und rastlose Arbeitskraft das Rhederhaus aus verhältnißmäßig bescheidenen Anfängen zu dieser ungeahnten Höhe emporgehoben hat, so daß es heute mit zu den größten Rhederfirmen zählen darf, dessen Inhaber vielleicht bald ebenso viele Millionen in der Bank, als Schiffe auf dem Meere besitzt, ganz abgesehen von den Landgütern, Villen und sonstigen freundlichen Glücksgaben, (Herr C. H. Wätjen ist inzwischen in der Nacht zum 28. Februar 1887 in Bremen gestorben.)

Bald fuhr ein Wagen auf den Festplatz ein, aus dem ein schlanker, alter Herr mit scharf geschnittenen, dem Grafen Moltke auffällig ähnlichen Gesichtszügen stieg, mit ihm eine elegante Dame: Herr Wätjen und seine verheirathete Tochter, Frau Hazier. Der alte Herr stieg zur Estrade hinauf, die man am Hintertheil des Schiffes errichtet hatte, und hielt eine kleine Rede. Er betonte darin, daß durch den Bau des Schiffes diese Schiffswerft bewiesen habe, daß sie etwas leisten könne, und daß fortan der Deutsche es nicht mehr nöthig hätte, nach

dem Auslande zu geben, sich gute Schiffe bauen zu lassen. „Ich wünsche dem Schiffe," so sagte er zum Schluß mit ruhig festem Tone, „gute Fahrten und der Rhederei, dem Schiffbau, dem Handel und der Industrie bessere Zeiten." Dann trat die junge, schöne Frau vor, ergriff die an einer langen Leine vor dem Buge hängende Flasche Champagner und letztere gegen die Eisenwandung des Schiffes schleudernd, daß sie zerschellte, rief sie mit erhobener Stimme: „Ich taufe Dich auf den Namen ‚Drehna'!" Und nicht allzu lange darauf, da sauste das neue schmucke Schiff, befreit von den zurückhaltenden Balken und Seilen, mit gewaltigem Kiele in die hoch aufspritzenden Wellen der Weser, während die Festgesellschaft sich nun mittelst Dampfer unter Musikbegleitung hinüber nach dem an der Einmündung der Lehsum in die Weser belegenen wundervollen Riesenpark des glücklichen Taufvaters begab, um hier noch lange im Kreise der Familie Wätjen die vornehme Gastfreundschaft dieses Hauses zu genießen.

Ein neuer Geist, ein frischer Odem war mit dem Abgange des Fürsten zu Lynar in das Schloß Drehna eingezogen, ein junges Menschenpaar, vor dessen Augen die ganze Welt noch schimmerte und funkelte von Glück und Sonne. Aber auch in das verwaiste Pfarrhaus war frisches Leben eingekehrt, ein jugendliches, tapferes Herz, das den bunten Soldatenrock wie das schwarze Pfarrergewand mit gleicher Lust begrüßt hatte. In der Wissenschaft wie im edlen Waidwerk gleich gewandt, nicht nur ein warmer Gottesstreiter, sondern auch ein fröhlicher Kamerad — da konnte es nicht lange währen, und Schloß- und Pfarrhaus waren gute Freunde. Die Jugend feierte wieder einen schönen Sieg in diesem Bündniß. Ueber dem Pfarrhause stand ein Stern, heitere, sorgenlose Lebensbahn einer dankbewegten Seele verkündend. So kam die Pfingstzeit. Erde und Menschen schmückten sich zum Feste. *Da brach die* Nacht über das stillfrohe Pfarrhaus herein.

Der Stern versank. Drei Tage vor dem lieblichsten aller Feste, lag das Pfarrhaus von Drehna wieder stumm und verwaist da. Der Tod hatte mit harter Hand eine Jugendblüthe gebrochen, und das traurig-ernste Geläute der Kirchenglocke, deren Töne soeben in unsere grüne Einsamkeit des Schloßparkes hallten, sie kündeten an, daß die Stunde gekommen sei, dem Todten die letzte Ehre zu erweisen.

Wir erhoben uns und schritten über den Vorplatz des Schlosses der kleinen Dorfkirche zu, durch deren geöffnete Thür, trotz der sonnigen Tageshelle, der zitternde Schein flimmernder Lichter strahlte. Altar und Emporen prangten im pfingstlichen Schmucke jungen Birkenlaubes, von sinnigen Händen für das Fest angebracht, das nun so wehmüthig ausklingen sollte. Eine tief ergriffene Gemeinde füllte das schlichte Gotteshaus, dicht geschaart um ihren Seelsorger, der aber nicht mehr wie ehemals auf der heute verhüllten Kanzel stand, sondern still und stumm zu ihren Füßen lag, bedeckt von fort und fort sich mehrenden duftigen Gaben der Verehrung und Liebe. Von Nah und Fern kam es heute gezogen, dem Todten einen Scheidegruß mit auf den Weg zu geben. Ein treuer Hirte war in die ewige Heimath eingegangen. Von allen Dörfern läuteten die Glocken, als wir den Heimweg antraten. Die Wälder lagen so still und das weite Land erglänzte wie im Schimmer bräutlichen Glückes. In den Lüften sangen die Lerchen ihre alten fröhlichen Weisen, hoch über allem Menschenhoffen und Menschenleide dieser Welt.

Der Spreewald.

Jene, in ihren so malerischen und eigenartigen landschaftlichen Reizen immer mehr bewunderte Flußniederung der Spree, Spreewald geheißen, welcher kaum ein vergleichbares Landschaftsbild zur Seite gestellt werden könnte, ein Unikum Europas, vielleicht der ganzen Welt, ist heute doch nur noch der Schatten einer längst verschwundenen Herrlichkeit, der letzte Ueberrest eines Waldreichthums, dessen Größe so ungeheuerlich den ehemaligen Bewohnern erschien, daß sie vermeinten, er wäre für die Ewigkeit geschaffen. Belehnte doch Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg nach einer noch vorhandenen Urkunde von 1460 den Besitzer von Seese „mith einer ewigen Freyheit In dem walde Zcu Lubenau Zcu dem Slos Zcu Seße allerley holtz Zcu hawen Zcu bauen vnd Zcu bornen (Brunnen), nyder Zcu legen adir von stunde weg Zcu furen, wie In das am bequemsten sein wirt". Und wie es dem Herrn auf Seese vergönnt war, so auch den anderen Adeligen, ebenso, wenn auch im beschränkteren Maßstabe, noch den Bewohnern von 44 Ortschaften. Da begannen die Glanztage des Spreewaldes zu verblassen, dessen Wildniß einst den sichersten Schlupfwinkel für die ihre Religion und Nationalität vertheidigenden Wenden bot, vor dessen Sumpflabyrinth die schwere Reiterei der Sachsen

auf ihren Kriegszügen gegen Polen Halt machen und im Bogen herumschwenken mußte. Im Schatten vielhundertjähriger Eichen ragten da noch die alten Götzenbilder auf, vor denen das verscheuchte Wendenvolk seine Opfer brachte, als längst das Kreuz des Erlösers Licht und Christenthum in diese verstockten Seelen gebracht zu haben glaubte; hier auch flüchteten späterhin wieder während des dreißigjährigen Krieges die Umwohner mit ihrem Hab und Gut; wie dieser Urwald einst den Vorfahren Schutz gegen das Andringen der Deutschen geboten hatte, so jetzt gegen Schweden und Kaiserliche.

Seitdem hat Axt und Säge Luft und Licht mehr, als gut, geschaffen, denn Niemandem fiel es früher ein, daß dieser Wald der unausrottbar erschien, einmal ein Ende nehmen könne. Konnte doch jeder Lübbenauer für sich allein jährlich 14 Tage Holz hauen und auf einem Handschlitten heimführen, während Kottbus nicht weniger, denn 26,752 Klafter pro Jahr zu fordern hatte. An Stelle undurchdringlicher Wildniß breiten sich heute fast unübersehbare, saftige Wiesenflächen aus. Nicht der vierte Theil der alten Waldherrlichkeit ist geblieben. Nur der königliche Forsttheil und ein Stück um Straupitz herum prangen noch immer in prächtigem Waldschmuck. Hier wohnt noch die Poesie, hier auch webt es noch geheimnißvoll von alten Sagen und Mären, phantastische Göttergestalten aus jenen Tagen des Glanzes, als das tapfere, gastfreie und sangeslustige Wendenvolk im Zenith seines Ruhmes und seiner Macht stand.

Niemals wird der Spreewald wieder in alter Pracht und Herrlichkeit erstehen. Aber auch das, was auf unsere Zeit noch gekommen ist, bietet noch immer des Bewundernswerthen genug.

Der Spreewald, vor allem der Ober-Spreewald, der sich ehemals von Lübben bis Kottbus ausdehnte und auch noch heute den Hauptanziehungspunkt bildet, während der Unter-Spreewald einsam und weltverlassen die Jahre kommen und gehen

sieht, bietet nach drei Richtungen hin ein hohes Interesse: landschaftlich durch die Eigenart dieses Stückchens Erde, ethnographisch durch die noch erhaltenen Ueberreste an Sitten, Sprache, Kleidung, Wohnart und Lebensthätigkeit eines einst so übermächtigen Volkes und endlich historisch, indem es uns jenen Kampf zweier Nationen und Religionen in erschütternden Bildern vor die Seele führt.

Die Bewohner des Spreewaldes sind Wenden, also Slawen. Die durch Professor Virchow seit Jahren systematisch vorgenommenen Ausgrabungen und Untersuchungen der dabei gefundenen Urnen und sonstigen Gegenstände haben ergeben, daß der Spreewald vor Einwanderung der von Osten hinüberströmenden Slawenstämme bewohnt gewesen ist, daher man auch die Funde jetzt in slawische und vorslawische eintheilt. Die allmähliche Bevölkerung des Spreewaldes durch die Vorfahren der heutigen Bewohner geschah im 5. Jahrhundert. Jagd, Fischfang, Bienenzucht, Flachsbau und vor allem Viehzucht bildeten damals die Hauptbeschäftigung des Wendenvolkes. Noch heute gehört ein Webstuhl zur Verwendung des selbstgewonnenen Flachses zu der Familienausstattung, ebenso wird noch hie und da der Tod eines Bienenvaters zuerst seinen Bienen gemeldet, indem man an die Körbe anklopft und spricht: „zolki, stawajscho, wasch gospodar jo humrel;“ (Bienen, steht auf, euer Wirth ist gestorben!)

Auch die Spinnstuben bilden noch heute ein unentbehrliches Element für das junge Spreewaldvolk. Als vor einigen Jahren der Schulze eines Dorfes dieselben verboten hatte, allerdings aus gewichtigen Gründen, da wandten sich die Burschen frank und frei mit einem Telegramm an ihren wojwod Friedrich Karl, der sie in so manche Schlacht siegreich geführt hatte, und erzielten denn auch richtig die Erfüllung ihres und ihrer schmucken Dirnen Wunsches.

Allgemein wird dem Wendenvolke Gastfreundschaft, Muth,

Fleiß, Ehrlichkeit und eine bemerkenswerthe Sangeskunst nachgerühmt. Noch jetzt findet man in jedem echt wendischen Bauernhause als Zeichen herzlicher Gastfreundschaft auf dem Tische Brod, Butter und Käse bedeckt stehen zu beliebigem Gebrauch für Jedermann. Diebe und Lügner waren verachtet, wer einem Fremden gastliche Aufnahme versagte, lief Gefahr, daß sein Haus über Nacht in Brand gesteckt wurde. Freilich ließ die Milde der Sitten noch manches zu wünschen übrig, denn obwohl der Apostel Bonifacius in einem Briefe vom Jahre 745 die wendischen Frauen als tugendhaft und treu bezeichnet, so treu, daß sie sich gemeinschaftlich mit dem todten Gatten auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, war die Behandlung des weiblichen Geschlechts seitens der Männer wenig zart und schonend, die hochbetagten, auf ihrem Ausgedinge kümmerlich lebenden Eltern wurden oft rauh und hart angelassen. Eine überkommene, nirgends angefochtene Sitte war es auch, die Alten zu tödten, damit sie eher zu den Göttern kämen. Noch im Jahre 1520 rettete Herr Lewin von der Schulenburg einen hochbetagten, dem Tode geweihten Vater. Mehrere Männer schleppten denselben in ein Walddickicht, um ihn daselbst abzuschlachten. Auf die Frage des Gutsherrn: „Wohin mit dem Alten?“ erhielt er die Antwort: Zu Gott, zu Gott!“ Nun ließ Schulenburg durch seine Diener den Unglücklichen befreien, der dann noch zwanzig Jahre auf seinem Schlosse als Thorwärter lebte. In einem Laster aber sind sich Vorfahren und Nachkommen gleich geblieben, dem des starken Trunkes. War es ehemals brischka (Birkensaft) und mjod (Meth, aus Honig gebraut), so ist es heute der Branntwein (palenz), der über so manches Blockhaus schon Elend und Verzweiflung heraufbeschworen hat.

Waren die Wenden auch ein stets kriegsbereites Volk, so doch kein kriegliebendes. Weit eher neigten sie sich zur Ausbreitung der Kultur. Die Königswürde kannten sie nicht.

Nach Art der deutschen Ritter besaßen sie ihre knese, Herren. Den obersten Rang nahm der Fürst, pan, ein, dann kam der Unterfürst, panik. Schuppan (ssud-pan) hieß der Gerichtsherr, rechtssprechende Fürst. Die Heerführer im Kriege heißen wojwod, und noch heute führen die Könige Preußens unter ihren ersten Titeln: wojwod tych sserskow, Herzog der Wenden.

Die Religion der Wenden war ein buntes Gemisch düsterer und lichtfreundlicher Göttergestalten, finsteren Aberglaubens und heitersten Sagenpoesie. An diesen vielgestaltigen Götterkultus knüpfte sich zu gleicher Zeit eine fast überall ehrfurchtsvoll geglaubte Wahrsagerei. Aus dem Wiehern und den Huftritten des dem Lichtgotte Sswatowit geweihten weißen Rosses verkündeten die Priester Heil und Unheil, Fruchtbarkeit und Mißernte für das kommende Jahr, während auf Rügen weise Frauen am Herde saßen und, ohne zu zählen, stumm eine Reihe Striche in die Asche zeichneten, um dann aus dem „Grade" oder „Ungrade" Glück oder Mißerfolg zu prophezeien. Noch bis heute ist die Erinnerung an einige Göttergestalten im Bewußtsein der Spreewaldbevölkerung geblieben, noch immer haust wodny muz, der Wassermann, in dem Wasser, und wodnego muza zona, die Wasserfrau, sitzt am Ufer und spinnt oder bleicht. Und mischen sie sich zuweilen unter die Menschen, dann erkennt man sie bald am nassen Saume ihrer Gewänder. Da ist auch murawa, der Alp, welcher sich in Gestalt einer alten Frau dem Schlafenden auf die Brust legt, und smij oder plon, der Drache, welcher zur Nacht durch den Rauchfang saust. Zur Mittagsstunde aber schleicht pschipolniza, die Mittags- oder Feldgöttin, tief verschleiert durch die Kornfelder. Wer ihr begegnet, dem legt sie Fragen über den Flachsbau vor, und wehe dem, der die Antwort schuldig bleibt. Verwundung oder auch Tod harrt seiner. Noch heute heißt es *von einer geschwätzigen* Frau: „Sie fragt wie pschipolniza."

Und im Scherz sagt man zu dem, der aus Geiz zur Mittagsstunde auf dem Felde arbeitet oder seine Leute arbeiten läßt: „nebojsch ga sse, az pschipolniza na tebe pschizo?“ (Fürchtest du dich nicht, daß dich die Mittagsgöttin überrascht?“) Vor allem aber treiben die ludki, die „Leutchen“, Kobolde, ihr bald neckisches, bald gefahrbringendes Spiel mit den Spreewäldlern. Wo es aber zum Sterben geht, da schleicht die ssmertniza, die weißgekleidete Todesgöttin, mit Pochen und Werfen um das Haus; sobald bei den Sterbenden die Zuckungen eintreten, hat sie sich seiner bemächtigt.

Bauart der Hütten, wie Lebensthätigkeit der Spreewäldler werden sich, bedingt durch den eigenartigen Landstrich, wohl noch lange erhalten, Sprache und Kleidung sind dem Untergang geweiht. Schön und melodisch ist die Sprache des Wendenvolks, aber von einer Schwierigkeit der Erlernung, daß man schon als Kind damit beginnen muß, um sie späterhin nur einigermaßen zu beherrschen. Dabei zeichnet den Wenden ein so feines Formgefühl für seine Sprache aus, daß Jeder, der wider dasselbe in öffentlicher Rede sündigt, Gefahr läuft, Ansehen und Einfluß zu verlieren. Dies ist wohl auch der Grund, daß die Zahl der wendisch predigenden Pastoren immer mehr zusammenschmilzt, ein Umstand, welcher schon für die nächste Generation das Erlöschen der uralten Sprache in dieser Gemeinde im Gefolge hat. Daß sich, wie alle slawischen Sprachen, die wendische vorzüglich zum Gesange eignet, braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Haupt und Schmaler theilen in ihrer schönen Sammlung wendischer Volkslieder letztere in sieben Arten ein: pzezpolna, Feldlieder, die beim Gang durch's Freie gesungen werden, roncka, Sätzchen, Liedchen, das der Vortänzer seinem Mädchen eigens von den Musikanten aufspielen läßt und das vom Chor mitgesungen wird; reje, Tanzlieder; wuzenenja, Rundgesänge; kwasne spjewy, Hochzeitslieder; stonanje, Bitt- oder Stöhnelieder, gesungen von den Abgesandten einer Spinnstube vor dem

Hause Derjenigen, welche gebacken oder geschlachtet und nun nach altem Gebrauche Brot oder Fleisch zu verabfolgen haben; endlich podkhyrlusje, gesungene Legenden und Mären.

Mit dem Erlöschen der wendischen Sprache ist auch das Entschwinden der malerischen Kleidung der Frauen und Mädchen — die Männer haben ihre Nationaltracht schon längst abgelegt — verknüpft. Welch' eines Zaubers diese Wald- und Wasserniederung dadurch entkleidet wird, wird Jeder nachempfinden, der nur einmal auf schlankem Kahne unter den Erlendomen dahinglitt, bald hier, bald dort den munteren Gruß vorüberfahrender, schmucker Dirnen erwidernd, oder einem Kirchgang der hübschen Mädchen in Burg, der Hochburg des Wendenthums im Spreewalde, beiwohnte. Welche Fülle von Bildern, Farben und Erscheinungen, die noch immer eines Vautier oder Knaus harren! Bietet schon das Alltagsleben genug des Malerischen und Originellen, um wie viel mehr erst an Festtagen und bei feierlichen Anlässen. Und welch' ein köstlicher Genuß, einem Tanzvergnügen in dem stattlichen Gasthause zu Leipe beizuwohnen, wenn von der Estrade die Musikanten, echte, verwetterte und verrostete Kirmeßspielleute, blasen, quiken, geigen, pauken und rumoren, als ginge es zum Sturm auf Jericho, während auf den Treppen und Fluren die blitzsauberen Dirnen mit den schneeweißen Hemdsärmeln und Zwickelstrümpfen, im knappen Sammetmieder und mit leuchtenden Augen sich durcheinander drängen, plaudern, lachen und im Reigen sich wiegen und schwingen. Und welch' ergreifendes Bild, wenn ein Leichenzug den Kanal entlang geschwommen kommt: im vorderen Kahn der Geistliche mit dem Sängerchor, im nächsten der blumengeschmückte Sarg, dann die folgenden mit den Trauernden dicht gefüllt, die Frauen in lange, gespenstisch-weiße Linnen eingehüllt und melancholische Sterbegesänge leise singend. Wie anders ein Hochzeitszug mit seinen phantastisch *verkleideten* Begleitern, den neckischen Wortspielen, Einfangen

und Einholen der Braut und anderer seltsamer, uralter Gebräuche und Sitten.

Oskar Pank schildert ein solches wendisches Hochzeitsfest im Spreewalde in fesselnder Weise und bemerkt, daß sich in der noch heute üblichen Brautwerbung deutliche Spuren des wendischen Heidenthums erkennen lassen. Er schreibt: „Am Hochzeitstage finden sich meist die Seitens des Bräutigams geladenen Gäste bei diesem, das zum Gefolge der Braut gehörende Personal bei letzterer ein. Sie werden von Beiden mit dem sogenannten „kleinen Mahle" bewirthet. Alsdann werden im Hause des Bräutigams die Feierlichkeiten durch den sogenannten probratsch (Vertrauten, Freund des Bräutigams) eröffnet. Er umreitet drei Mal sämmtliche Wagen und Reiter und vollzieht sodann in einer meist auf dem Hofe gehaltenen ernsten Rede, welcher jedoch die humoristische Beigabe niemals fehlt, die sogenannte ‚Aussegnung' des Bräutigams, auch ‚Abbitte' genannt. Hier eine kleine Probe einer solchen: „Ehrbare Hochzeitsgäste und Zuschauer, wollet eine kleine Weile still sein, denn ich will einige Worte mit Euch sprechen. Sollte ich mich aber etwa mit einem Worte versprechen, so wollet mir das nicht übel nehmen. Das Pferd hat vier Füße; dennoch stolpert es mit dem einen und dem andern; so kann ich mich ja auch mit dem einen oder anderen Worte versprechen. Wir haben hier einen Jüngling, den ehrbaren Bräutigam N. N., derselbe will in den Ehestand treten. Er läßt daher nun Abbitte leisten zuvörderst dem heiligen Gott im Himmel, denn ohne ihn kann nichts geschehen noch beendigt werden, er ist vor uns, hinter uns und mitten unter uns. Er läßt Abbitte leisten seinen lieben Eltern . . ." — Hier werden nun alle Grade der Verwandtschaft und Nachbarschaft durchgenommen — „Lasset uns jetzt den Weg thun zur Einholung der Braut. Lasset uns mit ihr in's Gotteshaus ziehen und aus dem Gotteshaus zum großen Mahl. Dort wollen wir essen und trin-

ken und fröhlich sein, den lieben Gott aber dabei nicht vergessen. Haben wir auch weiter nichts, so werden wir doch ein Brodränftchen und ein Salzfäßchen haben; auch dafür wollen wir dem lieben Gott dankbar sein. Sollte sich aber Einer unter uns vorfinden, der uns Aergerniß anrichten will, den wollen wir schlagen und raufen. Mitgehen will ich, dabei sein will ich, meine Haare gebe ich nicht dazu, denn ich habe ihrer wenige. Ehrbare Hochzeitsgäste, folget mir in Gottes Namen!" — Der Zug setzt sich nun in Bewegung, zu dessen unentbehrlichen Gliedern neben dem probratsch die beiden „towarische" (Gefährten) gehören, geschmückt mit buntseidenen Bändern und Tüchern am Kopf und im Knopfloch, mit Schärpe und Schwert. Immer beritten eilen die letzteren, wenn man dem Dorfe der Braut sich nähert, voraus, um zuvörderst beim Ortsschulzen anzufragen, ob es einigen fremden Männern erlaubt sein möchte, in's Dorf zu kommen. Dieser antwortet gewöhnlich: wenn sie ehrliche Leute wären, so möchten sie in Gottes Namen kommen, nur aber die alten Leute und jungen Kinder schonen. Ehe nun indeß die Hochzeiter die Dorfstraße betreten, haben sich die jungen Leute des Dorfes versammelt und halten eine lange mit bunten Bändern verzierte Stange quer vor: man habe den Befehl, keinen Fremden in's Dorf zu lassen. Der probratsch beruft sich auf die vom Schulzen empfangene Erlaubniß, was wohl die Dörfler günstiger stimmt, sie aber dennoch die Stange nicht eher hinwegnehmen läßt, als bis man sich durch eine Geldsumme losgekauft. Ist der Zug auf dem Brauthofe angelangt, wo ihn Niemand anscheinend erwartet, so tritt der probratsch grüßend in die Stube, vor die zwischen ihren beiden „towarischen" (Brautjungfern) in vollem Schmuck, aber verschleiert und trauernd sitzende Braut, schlägt mit dem Schwert auf den Tisch und spricht, sich zu der älteren towarischa wendend: „towarischka, kak droga *twoja newesta*?" („Brautjungfer, wie theuer Deine Braut?")

Nach längerem, ernstwitzigem Wortgefecht wird die Auslieferung der Braut zugestanden, doch noch nicht vollzogen. Es wird nämlich dem Bräutigam draußen statt der Braut zuerst eine vermummte, alte Frau, schmutzig und lumpig angethan und durch einen unter der Jacke gezwängten Topf bucklig gemacht, sodann irgend ein nicht bräutlich gekleidetes, junges Mädchen als seine Errungene zugeführt, bis drohendes, waffenstürmendes Eindringen auf das Haus von Seiten der Genossenschaft des Bräutigams die endliche Herausgabe der rechten Braut bewirkt. Charakteristisch wird die Braut wendisch „newesta", „die Ungewisse" genannt. Nachdem sodann auch für die Braut die Abbitte durch den probratsch in ernster Rede öffentlich geschehen, bewegt sich der Zug unter Musik, mit festlich geschmückten Pferden und Reitern in alt hergebrachter Ordnung nach und von der Kirche, auch der Bräutigam, mit dem kleinen Rautenkranz auf dem linken Unterarm und dem Rosmarinstengel an der Brust geschmückt, er geht zur Linken, die Braut zur Rechten stehend bis zum Augenblicke der Zusammensprechung durch den Geistlichen, nach welcher Beide feierlich den Altar umschreiten und nun, ihre Stellung wechselnd, den Segen empfangen. Auch jetzt, trotz vorhergegangener standesamtlicher Eheschließung, dürfen sich die wendischen Bräute ihr Brautrecht, zunächst rechts zu stehen, nicht nehmen lassen. — Das Hochzeitsmahl, welchem Butterbrod und Käse als Vorkost vorangeht, und während dessen die Jungfrauen des Dorfes unter dem Fenster der Braut die wehmüthigen Abschiedslieder singen, ist so reichlich ausgestattet, daß vielfach das halbe Dorf durch's Fenster daran Theil nimmt. Jedes Gericht wird überdies in so reich bemessenen Portionen völlig vertheilt, daß der Gast nur einen kleinen Theil verzehren kann; durch die stets bereite Dorfjugend schickt er das Uebrige als sogenanntes „Schönessen" theils an diesen oder jenen Armen oder Kranken, theils an die Seinen nach Haus."

So abweichend auch die Trachten der einzelnen Dörfer untereinander sein mögen, eins ist ihnen allen gemeinsam: das bunte Kopftuch, welches Kind und Matrone, im Hause, wie draußen im Feld und Garten tragen. An Sonn- und Festtagen tritt dann an Stelle des anmuthig geschlungenen Kopftuches die kunstreichere, weiße Tüllhaube mit reichgefalteten Halskrausen, von denen nach vorn und hinten lange, bunte, schwerseidene Bänder wallen. Ein breitseidenes, weißes Band bedeckt dann den vorderen Theil dieses Kopfputzes, um den meist dunkeln Haarscheitel noch wirkungsvoller hervortreten zu lassen. An Wochentagen besteht die Tracht meistens aus blau und weiß geblümten Leinwandröcken mit schwarzen Brustlaibchen, während eine Schürze aus blauer Leinwand oder rothem, baumwollenem Zeuge fast den ganzen Rock verhüllt. Um so reicher an Stoffen, Farben und Formen ist dann die Sonntagskleidung, noch gehoben durch ein buntseidenes Halstuch, Bernstein- oder Silberschmuck, sauber gefälteten, halblangen Shirtingärmeln, und im Winter über dem Sammtmieder die kurze, dunkle Jacke mit bauschig auswattirten Aermeln. Während der Trauerzeit kleidet man sich in tiefschwarze Farben, nur Hals- und Kopftücher bleiben weiß.

Der Unter-Spreewald hat längst auf die bunte, originelle Tracht seiner Bewohnerinnen Verzicht geleistet; wie lange noch, und auch der Ober-Spreewald ist um seinen schönsten Schmuck ärmer! Dann werden noch die ehrwürdigen, von Gurken und Kürbissen, Pfeifenkraut und Wein umsponnenen Blockhäuser in Lehde, Leipe und Burg als letzte Zeugen der Vergangenheit zu uns sprechen, jene Wohnstätten, die noch heute, was Anlage und Aufbau anbetrifft, fast ganz dem Bilde entsprechen, von dem schon Tacitus berichtet, daß es einfache, quadratische Blockhäuser seien, ohne jeglichen Mauerstein und starken Balken zusammengefügt, ruhend auf mächtigen *erratischen Blöcken*, mit hohem Strohdach, und als phantastischen

Giebelschmuck jene beiden gekreuzten Pferdeköpfe, freilich oft in kaum noch zu erkennender Gestalt, die als das altehrwürdige Zeichen niedersächsischer Bauernhäuser hier in der Wendei um so mehr auffallen müssen. Da diese Giebelzier nun aber die Oberlausitz nicht kennt, so ist nur anzunehmen, daß diese Sitte von den nördlichen Grenzländern sich ehemals übertragen hat. Wer dächte nicht, wenn er durch die Wasserstraße von Lehde oder durch das Inselmeer der Burger Kaupen gleitet, an die Worte des römischen Schriftstellers: „Dörfer bauen sie nicht nach unserer Art so, daß die Häuser sich aneinander lehnen und verbunden sind, sondern jeder Einzelne umgiebt sein Haus mit einem freien Raum.“ So ist's noch heute. Jedes Haus bildet mit seinem Gärtchen, den Scheunen und Ställen eine kleine, erlenumbuschte Insel, jede Hütte hat ihren Hafen, ihre kleine Kahnflotille. Hier und da schwingt sich sommerlang ein Balken, ein luftiges Brückchen zur Nachbarsinsel, bis der Winter und das Eis diesen Weg überflüssig machen. Neben dem Stall, dessen breitgestirnte Bewohner niemals ausgetrieben werden können, sondern ihr Futter im Sommer täglich frisch mittelst Kahn von den Wiesen erhalten, liegt der aus Lehm erbaute Backofen, pjac; der kleine, von der fließenden Dorfstraße einmündende Hafen heißt hustawalisco.

Das Blockhaus des Spreewäldlers umfaßt gewöhnlich nur drei Räume: Stube, Schlafkammer und Hölle, letztere meistens für die Küche und das Ausgedinge der alten Eltern bestimmt. Stube und Hölle sind oft nur durch einen gewaltigen Kachelofen getrennt, dessen Gluth, durch mächtige Holzscheite fleißig geschürt, sich somit beiden Räumen zugleich mittheilen kann. Um Ofen und Wände läuft eine breite Holzbank, zum Sitzen wie zum Schlafen benutzt. Hier nehmen auch an langen Winterabenden Mädchen und Burschen zur Spinnstube Platz. Vom Montag bis Freitag drehen sich dann die Rädchen unter Singen und Plaudern; nur Sonnabend Abend ruht diese Arbeit, denn sonst

fährt der Blitz das nächste Jahr in das Haus. Hoch über der Bank läuft längs der Stubenwand auch ein hölzerner Rechen, zur Aufnahme von Eß- und Trinkgeschirr, Tellern und Krügen, und mit Stolz zeigt noch heute mancher Spreewäldler seltsame Humpen aus der sächsischen Zeit, welche auf ein paar Jahrhunderte zurückblicken. Auch sonst liebt er es, diesen Raum zu einem Raritätenmuseum umzuwandeln, um seiner Wohlhabenheit einen überzeugenden Ausdruck zu geben. So sah ich in einem solchen Blockhaus ein Prachtzimmer, in dem nicht weniger als vier Regulatoren an den Wänden melancholisch auf und nieder tickten. Zwischen diesen Blockhäusern entfaltet sich tagüber ein reges Leben auf den vorüberströmenden Wasseradern, von denen mehr als dreihundert ein krauses Gewebe durch die Spreewaldniederung gezogen haben. Statt bestaubter Landstraßen schlängeln sich grünüberschattete Kanäle durch die dörflichen Niederlassungen, so manchen Ort in ein ländliches Venedig wandelnd; statt des Hufschlags, Peitschenknallen und Achsenknirschen klingt der leise Ruderschlag, Gruß und Zuruf der Kahnlenker durch die Sille. „Pomogaj Bog wam!“ (Helf Euch Gott!) tönt es zuweilen dann wohl auch gottesfürchtig herüber zu unserem Fergen, und ist er ein Wende noch, dann erwidert er wohl: „Bog zekujscho!“ (Gott vergelt's!) Der Kahn ist die zweite Heimath des Spreewäldlers. Vielleicht die Hälfte seines Lebens verbringt er auf diesem schmalen Fahrzeug. Kind und Greis, Mädchen und Mütterchen, alle verstehen sich mit Sicherheit und Geschick dieses Verkehrsmittels zu bedienen. Im Kahn fährt man zur Schule, zum Markte, zur Spinnstube, in's Feld; im Kahn beschleicht der Jäger das Wild, eilt der Arzt zum Kranken, der Seelsorger zum Sterbenden, und nicht Sturm noch Nebel, Gewitter und Hochfluth lassen ihre Kraft erlahmen und ihren Muth sinken. „Wie oft hat man,“ schreibt Richard Andree in seinen „Wendischen Wanderstudien“ mit Recht, „die Geistlichen im Hochgebirge beschrieben und abgebildet, die mit dem Meßgewand auf dem

Rücken und der Monstranz in der Hand über angeschwollene Wildbäche schreiten und das Sakrament zu einem Sterbenden in das ferne Thal tragen. Der Pfarrer im Spreewalde ist ihr Nebenstück.“ Der Kahn ist innig verwachsen mit allen Lebensthätigkeiten, Sitten und Festen im Spreewalde. Postbote und Krämer, Gensdarm und Nachtwächter, Spielmann und Handwerker, ein Jeder gleitet auf ihm über die verschlungenen Wasserwege. Im Kahn führt man den Neugeborenen zur Taufe, geleitet man das blumen- und bändergeschückte Brautpaar zum Altar, im Kahne auch nimmt jeder Spreewäldler seinen stillen Weg zur letzten Heimath. Das Kommen und Gehen der Wasser, Wellenrauschen und leiser Ruderschlag, Nebelduft und Abendflimmer, dazu Erlensäuseln und fernes Glockenläuten: es ist, als halle dies wieder in den schwermüthigen, sanften Liedern dieses Wendenvolkes.

Während der Winterszeit stockt der lebhafte Kahnverkehr. Sobald der Frost die Kanäle und die meilenweiten Wiesenflächen in ein fast unübersehbares Eismeer gewandelt hat, treten Schlittschuhe, Schlitten und Eispike an Stelle des schaukelnden Fahrzeuges. An jedem schönen Wintersonntage tönt es dann von Musik und Jauchzen durch den im Schneegewande märchenhaft glitzernden Spreewald. Dann feiert der Spreewald, Alt und Jung, seine Eisfeste, von denen ein begeisterter einheimischer Barde freundlich singt:

„Auf herrlicher, weitester Eisesbahn
Zu schreiten und zu gleiten,
Im Fluge zu grüßen die Fernen, Nah'n,
Und Jubel aller Seiten:
Hoch oben den Himmel so mild und blau,
Rings um uns nur Freud' auf unendlicher Au:
So ist es bei uns jetzt im Spreewald!“

Bilden heute die Kähne langgestreckte, schmale, aus Brettern zusammengesetzte Fahrzeuge, so bestanden sie ehemals aus rohen Baumstämmen, die man, gleich den Kanoes der Indianer,

durch Feuer ausgehöhlt hatte. Hin und wieder findet man noch in der Erde oder in einem seitdem versumpften und verwachsenen Graben solche Ungethüme, „plaunika“ genannt, wie auch im Dorfe Lehde ein solches ehrwürdiges wendisches Fahrzeug noch bei einem Hause zu sehen ist.

Axt und Säge haben dem Spreewald seinen Weltruf genommen. Dennoch ist auch das Gebliebene noch ein köstliches, eigenartiges Stückchen Erde. Seit dem Untergange des Urwaldes, von dessen Baumriesen man noch überall längs der schattenlosen Wasserstraßen, am besten auf dem stundenlangen Wege von Schlepzig bis Lübben die gewaltigen, dunklen Stumpfe und Wurzelknubben aus den Uferböschungen aufragen sieht, seit dem Beginn dieses Jahrhunderts also, ist eine treffliche, weit berühmte Wiesenkultur in dieser Spreeniederung erblüht. Unendliche, grüne Fluren, von einem kunstreichen Gewebe blinkender Wasseradern durchzogen, breiten sich heute vor uns aus. Nach dem Schluß der Heuernte erheben sich dann zahllose um je einen Pfahl aufgethürmte Schober oder Miethen, welche, nur selten eingefahren, vom Sommer bis zum nächsten Frühjahr draußen stehen bleiben und der Landschaft dadurch ein fast holländisches Gepräge leihen. Besonders interessant ist der Anblick zur Zeit der Ueberschwemmungen, wenn die auf einer Erderhöhung kunstvoll aufgebauten Schober wie Inseln aus dem Meere emporragen. Wiesen, Buschwerk und, Oasen gleich, einige kostbare Ueberreste hochstämmigen Erlen- und Eichenwaldes, bieten sich heute dem Auge des Ober-Spreewaldbesuchers. Weitaus kleiner an Umfang, doch reicher an stattlichem Baumwuchs zeigt sich der Unter-Spreewald. Daß der Ober-Spreewald jemals auch nur einen Theil seiner ehemaligen Waldschönheit zurück empfangen könnte, ist nicht abzusehen. Doch muß es immerhin als rühmenswerth hervorgehoben werden, daß in den letzten Jahren der Schloßherr von Lübbenau, Graf von Lynar, eifrig bemüht gewesen ist, längst abgeholzte Theile seines Besitzthums wieder aufzuforsten, ebenso eine Zahl

von Kanälen an den Seiten mit jungen Bäumen einzurahmen, so daß es unsern Nachkommen wieder beschieden sein wird, unter einem grünen, schattigen Blätterdache über diese Wasserstraße zu gleiten. War es in alten Zeiten wohl hauptsächlich die Eiche, welche mit ihrem knorrigen, dichten Geäst den Urwald des Spreewaldes bildete, so tritt heute vor allem die Erle in den Vordergrund, in einer Schönheit, Höhe und einem Alter, wie sie kaum ein anderer Landstrich aufzuweisen haben dürfte. An den Ufern fehlt natürlich die Weide mit ihrem sinnend niedergeneigten Gezweig nicht. Neben dem malerischen Reiz, den dieser Baum gewährt, ist er auch von praktischem Werth als dauerhafte Uferbefestigung. Einen gleichen Zweck erfüllen auch die Senkbäume, floßartig zusammengebundene und längs der Ufer in das Wasser eingesenkte Eichen- und Erlenstämme, welche das Rutschen des Erdreichs bei Ueberschwemmungen verhüten und zugleich ein Vermächtniß der einen Generation für die andere an gutem Bauholz ist, sobald die Errichtung eines neuen Blockhauses sich nöthig erweisen sollte. Hier und dort begegnen wir auch noch ehrwürdigen Veteranen von Eichen, bald in Einzelexemplaren, bald gruppenweise, zuweilen auch stimmungsvolle kleine Haine bildend. Zwischen den Erlen, Eichen und Uferweiden treten dann Buchen, Eschen, Ulmen, Ahorn, Linden und Birken als freundlich begrüßte Gäste auf.

Der ehemalige Ober-Spreewald, der bis 1815 noch in zweier Herren Länder, Sachsen und Preußen, lag, von denen Sachsen den weitaus größten Theil sein Eigen nannte, besaß eine mehr als vierfache Größe an Wald, als heute, und dehnte sich einerseits fast bis unter die Riugmauern von Kottbus aus, während er nach Westen und Osten bis Luckau und über Lübben hinaus reichte. Damals wie auch jetzt lagen seine Ortschaften mehr am Rande der Sumpfniederung, da die alljährlich ein- auch zweimal wiederkehrenden Ueberschwemmungen zu viel des Ungemachs und der Sorge mit sich führten. Außer einigen kleineren Nieder-

lassungen findet man daher nur stille, eichenüberrauschte Forsthäuser und lustig klappernde Wassermühlen im Innern des Spreewaldes. Zwischen diesen weltentrückten Wohnstätten, die zur Zeit des Thauwetters oft Tage lang von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten sind, da weder zu Lande, noch mittelst Kahn oder Schlittschuh es möglich ist, Fühlung mit dem Festlande zu suchen — eine Robinsonade, welche zehn Meilen von Berlin wie ein Märchen klingt — und welche die vorsichtigen Insulaner zwingt, sich für längere Zeit mit Lebensmitteln im Voraus zu versehen, bewegt sich auf den dreihundert verästelten Wasseradern, blota genannt, Handel und Wandel im Spreewalde. Hauptverkehrsadern im Ober-Spreewalde sind: die Schrebenze, Bluschnjiza, Tschuga, Mutnitza, Polenza, Ugroa, Groblitza, Mlinszka, Prezaik, Werbowna und Gorroschoa. Die schmäleren Wasserrinnen, welche die Niederlassungen im Waldinneren mit den am Rande befindlichen Ansiedelungen verbinden, heißen grobla. Hier und da schwingt sich auch innerhalb der noch bewaldeten Strecken ein luftiger, hoher, eingeländriger Holzsteg, lawa genannt, über das Wasser, und es bietet malerische Bilder, wenn aus dem Walddickicht plötzlich eine schlanke, buntfarbige Dirne tritt, um mit hellem Gruße über den steilen Steg zu huschen, bald wieder im Gebüsch verschwindend.

Mit dem Lichten der Waldstrecken ist auch der mächtige Wildbestand theils vernichtet, theils verringert worden. Noch 1682 verbot die sächsische Oberlandesregierung, daß man im Spreewalde die Bären, Auerochsen und Elenthiere fernerhin schießen solle. Erst im Anfang dieses Jahrhunderts ward der letzte Wolf erlegt. 1804 ertranken anläßlich einer großen Ueberschwemmung sämmtliche Wildschweine. Ebenso zogen es die Hirsche vor, fortan höher gelegene Gebiete aufzusuchen. Wildkatzen konnte man jedoch noch lange hier begegnen. Am treuesten hat die Vogelwelt zu dem Spreewalde gehalten. Steinadler, Habichte, Bussarde, Weihen und Eulen tauchen immer wieder auf, und an edlen

Jagdbeuten birgt der Wald auch noch Auerhähne, Birkhähne und Fasane. Ueberreich ist aber die kleinere Vogelwelt, die sich da in Wald und Sumpf und Rohr Tag und Nacht umhertummelt, pfeift, flötet, schnarrt, trommelt, klopft, lockt, jubelt und schmettert. Alle Arten munterer Singvögel beleben diese Niederung, zu denen sich dann, dem Spreewalde eigentlich erst das charakteristische Element gebend, gesellen: Kraniche, Störche, Reiher, Rohrdommeln, Wasserhühner, Kibitze, Schnepfen und Wiesenschnarrer (Wachtelkönig). Hin und wieder schlagen auch noch, wie ehemals, Wildgänse ihr Heim im Spreewalde auf. Der Wildreichthum dieser Niederung war einst ungeheuer, und unbestimmte Legenden von diesen unerschöpflichen Jagdgründen mochten wohl auch noch in der Phantasie jener Sonntagsjäger und stilvoll kostümirten Nimrods spuken, welche, durch abenteuerliche Berichte eines schalkhaften, durch Strousberg, dem Erbauer der Eisenbahn, bezahlten Journalisten verlockt, sofort nach Eröffnung der Berlin-Görlitzer Eisenbahn in hellen Schaaren zu dem bisher verschlossenen Spreewalde strömten. Es sollen sich damals auf dem friedlichen Kirchplatz von Lübbenau seitens der tüchtig geprellten, modernen Wildtödter die ergötzlichsten und stürmischsten Scenen abgespielt haben. Der Reichthum an Krebsen im Spreewalde, welche in früheren Jahren bis nach Paris gesandt wurden, hat sich ebenfalls merklich verringert, unerschöpflich aber scheint noch immer die Fülle an Fischen zu sein, die einen weitgesuchten Handelsartikel bilden. Als nationale Eigenthümlichkeit hat sich das Hechtgericht mit Spreewaldsauce einen berechtigten Ruhm erworben, dessen Genuß, durch Beigabe von Gurken noch erhöht, kein Reisender des Spreewaldes versäumen wird.

Ehemals besaß ein jeder Spreewäldler das Recht, Holz zu fällen, so weit es sein Bedarf vorschrieb. Das war ein dehnbarer Begriff, und der Wald schien unerschöpflich. Selbst Friedrich des Großen Weisheit und Fürsorge vermochte die Schädlichkeit dieser Freiheiten nicht zu erkennen. Ihm erschien dieser

sumpfige Urwald wie eine Art Schandfleck in seinem Lande, und wie im Oderbruche, so hoffte er auch hier ohne Schwertstreich eine Provinz in Frieden erobern zu können. Ihm lag daran, so rasch als möglich die Urbarmachung dieses Landstriches in's Werk zu setzen. Daher überließ er unter günstigen Bedingungen Hunderten von seinen Soldaten, Schlesiern, Preußen, Sachsen, Böhmen, Ungarn, gewisse Morgen Landes, mit der Pflicht, den ehrwürdigen Wald auszurotten und Wiesen- wie Gemüsekultur einzuführen. Dadurch gingen allein an preußischem Spreewaldsgebiete 3500 Morgen herrlichster Waldung verloren. Weitaus größer stellte sich noch der Verlust auf sächsischem Boden, Lübben, Lübbenau, Straupitz. Daß das Wendenvolk in Burg sich gegen die fremden Eindringlinge der Kolonisten mit allen Mitteln wehrte, läßt sich denken. Die ehrlichste Unterstützung fanden sie in den von Friedrich II. selbst eingesetzten Förstern und sonstigen Waldbeamten, die gleich den Wenden mit Schmerz der barbarischen Verwüstung des Forstes durch Axt und Säge zuschauten. Als Friedrich der Große die Kunde von den Ansiedelungskämpfen der Wenden und seiner Forstbeamten gegen die kriegsmüden Helden seiner Armee empfing, erließ er einen Befehl, worin es hieß: es bleibe bei dem Verbot der Ansiedelung innerhalb des fiskalischen Waldes; nur wer eine Wohnung (Blockhaus) auf irgend einem Fleck desselben fertig hergestellt hat, ehe es ein königlicher Förster gewahr geworden, dem verbleibt das Haus und der Grund und Boden obendrein. Was nun geschah, läßt sich unschwer errathen. Heimlich zimmerte man Balken, um solche dann über Nacht schleunigst zusammenzufügen. Wenn dann der Morgen tagte, so stand die zukünftige Wohnstätte im Rohen fertig da und dem herbeigeeilten Förster blieb nichts übrig, als gegenüber einer vom Könige selbst sanktionirten Thatsache den Hut zu ziehen. Auf diese Weise ist ein Theil der sogenannten Burger-Kaupen entstanden, jener merkwürdigen stundenlangen Inselkolonie, welche sich vor dem eigentlichen Kirchdorfe Burg innerhalb zahlloser

Wasserkanäle malerisch ausgebreitet hat und nach dem Dorfe Lehde vielleicht das originellste und fesselndste Bild im Spreewalde gewährt.

Der Spreewald von heute ist nur noch ein Schatten der Waldherrlichkeit von ehedem, aber auch als Ruine noch schön, stimmungsvoll und bewundernswerth. Wendische Tracht, Sitten und Sprache werden bald dahin sein, vielleicht wird unsere moderne Technik sogar die altehrwürdigen Blockhäuser mit ihren phantastischen Giebelgestalten, den umrankten Holzwänden und bemoosten Strohdächern verdrängen. Dann wird nur noch ein Rest des Waldes seine Wipfel über das Kanalgewirr wölben. Aus seinem Rauschen und den Sagen der Ansiedler wird es kommenden Geschlechtern wie der Gruß eines dahingegangenen Volkes entgegenwehen, wenn sie auf leichtem Kahne über diese Wasserstraßen dahingleiten, in deren Spiegel sich die breitwipfligen Erlen und Eichen träumerisch beschauen, umtönt von dem Gesange einer bunten Vogelwelt, die zwischen Wald und Wasser, im Sonnenglanze auf und nieder schwebend, fröhlich ihre Weisen erschallen läßt.

Im Oberspreewalde.

I.

Lübbenau.

Wer einmal einen sonnenhellen Tag in Lübbenau verlebt hat, scheidet sicherlich nur ungern von diesem freundlichen Städtchen, das überall so wohlthuend Sauberkeit und Wohlhabenheit athmet und mit Recht, trotz des entschieden städtischer und stattlicher ausschauenden Lübben, als die Hauptstadt des Spreewaldes anerkannt und gepriesen wird. Ob Werkel- oder Feiertag, hier fühlt man immer den lautesten Pulsschlag des so originellen Lebens des nahen Spreewaldes, welch' letzterer sich sofort in Stimmung der Landschaft, Luft und Beleuchtung, in dem auf- und niederfluthenden Treiben verkündet. Schon der Weg vom Bahnhof zur Stadt ist ganz spreewäldisch. Es ist ein aufgeschütteter Damm, den zur Rechten ein von Kähnen belebter Kanal begleitet, in welchen dann wieder eine Reihe kleinerer Wasseradern einmünden. Erlenbäume säuseln darüber hin, und zwischen den grauen Stämmen hindurch schweift der Blick, ebenso wie zur Linken, über weite, feuchte, tiefliegende Ackerflächen, mit Gurken, Zwiebeln, Meerrettig, Sellerie, Majoran, Dill, Kohlrüben, Bohnen und Erbsen üppig bedeckt. Hier und da schiebt sich ein Wiesenstreifen dazwischen, auf dem mächtige Heuschober

wie Termitenhaufen aufragen. Dann geht die Landschaft gänzlich in saftiges Wiesenland über, begrenzt von den Eichen- und Erlenwaldungen des Ober-Spreewaldes. Vor uns aber baut sich über Gärten, Schobern, Scheuern und Ställen das freundliche Lübbenau mit seiner rothen Ziegeldächerschaar auf, hoch überragt von dem schlanken Kirchthurm, von dessen Schallochfenstern aus sich ein entzückendes, ausgedehntes Bild von Kottbus bis Lübben und noch weiter hinaus erschließt über das grüne Blättermeer und die lachenden Wiesen des Spreewaldes fort, von zahlreichen Dörfern malerisch übersäet.

Ja, auch der Bahnhof selbst bietet schon dem flüchtigen Reisenden den ersten Spreewaldgruß. Denn auch Bahnhöfe haben ihre Individualität, ihren Charakter. Ich meine nicht durch Bauart, welche der Reisende zu studiren wohl nur selten Lust noch Zeit besitzt, wohl aber durch die Erfrischungen, welche die kleine Kompagnie nothdürftig befrackter Kellner mit schnarrender Stimme und in beschleunigter Gangart beliebt, gewöhnlich bis zum dritten Läuten feilzubieten. So Wusterhausen und Eberswalde durch seine Spritzkuchen, Neu-Dietendorf durch „Arrrromatique", Naumburg durch herrliche Weintrauben, Wittenberg durch Apfelkuchen, Lübbenau aber durch seine verlockend winkenden, vollsaftigen sauren Gurken. Mag auch der Anblick der sich so erquickenden Reisenden weniger ästhetisch auf ein empfindliches Auge wirken, das, was schon hier Lübbenau den vorübereilenden Fahrgästen bietet, ist doch von einer Güte und einem Rufe, der längst weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes gedrungen ist. Ein Gang durch die Lagereien, Küchen, Keller und Hofräume eines der größeren Gurkenhändler dieser Stadt bietet des Interessanten gar Vieles; die ungeheure Fülle der hoch aufgestapelten, sauberen Riesenfässer, der blitzenden Bottiche, Kessel und Herde hat etwas Anheimelndes und doch auch Respektforderndes. Es sind prächtige Männergestalten vom alten Schrot

und Korn, die uns hier zuweilen noch in schlichter und doch selbstbewußter Würde entgegentreten.

Ehemals, als noch kein Schienenweg, keine Kunststraße Lübbenau mit Berlin verband, fand der überaus rege Handelsverkehr allein zu Wasser statt, nicht nur mit der preußischen Hauptstadt, sondern auch mit Küstrin, Frankfurt und sogar Stettin, wohin sich einige kühne Handelsleute wagten. Eine trefflich organisirte Handelsflottille, aus mehr als 50 sogenannten Bordkähnen zusammengesetzt, schwamm in regelmäßigen Zeiträumen die Spree und Oder auf und ab, wobei die bis Stettin vorgedrungenen Handelsleute auf ihrem Heimweg überseeische Handelsartikel in die Heimath mit zurückbrachten. Dieser mehrere Jahrhunderte alte Handel hat den Grundstock zu der Wohlhabenheit der Bürger Lübbenaus gelegt. Denn neben den Wasserstraßen wurden auch noch fleißig die nach Sorau, Guben, Peitz und Dresden führenden Landstraßen von dem rührigen Handelsvolke benutzt. So stieg der Wohlstand von zu Jahr zu Jahr.

Wie die Gubener mit ihrem Obste allwöchentlich auf dem Spittelmarkte, die Werderschen zwischen Börsenbrücke und altem Museum ihre Verkaufsstände aufschlugen, so waren es die Lübbenauer, die nun, nachdem ihre Gurken- und Zwiebelflottillen zwischen Insel- und Fischerbrücke von Berlin vor Anker gegangen waren, in der uralten Fischerstraße den schwunghaften Handel mit den Erzeugnissen ihrer heimathlichen Niederung eröffneten. Noch heute gehört mehr, als die halbe Fischerstraße, Handelsleuten aus Lübbenau, und Niemand sieht es diesen schlichten, anspruchslosen Gurkenhändlern an, die sowohl hier wie auch in Stettin ihre großartigen Niederlassungen besitzen, was für schmucke, stattliche Wohnsitze mit Balkonen, Terrassen und Blumengärten sie daheim ihr Eigen nennen, Wohnsitze, die freilich tagelang verhangen und vereinsamt liegen, wenn die Insassen hier und dorthin zum Handel ausgeflogen sind.

Der Handelsverkehr zu Wasser hat freilich längst fast ganz

aufgehört, trotzdem er der billigste immer geblieben ist. 1844 brachte die neu erbaute Chaussee nach Berlin den ersten Umschwung; 1866 folgte die Eisenbahn zwischen Berlin und Görlitz, 1874 die nach Kamenz. Seitdem schwimmt wohl nur selten noch ein mit Gurkenbottichen und Zwiebeln schwer beladener Bordkahn gemächlich die Spree hinab, um hinter dem Oberbaum die preußische Hauptstadt nach achttägiger Fahrt still zu begrüßen und um an der Fischergracht vor Anker zu gehen. Aber noch immer weht durch die alterthümliche Fischerstraße der säuerlich-scharfe Geruch von frischen Gurken und glänzenden Zwiebeln, und in den dämmernden Verkaufshallen und Lagereien der engen, winkligen Häuser entfaltet sich ein bewegliches, eigenartiges Leben und Treiben.

Zu dem Ruhm Lübbenaus, die Hauptstadt des Spreewaldes und der größte Stapelplatz von Gurken zu sein, gesellt sich noch ein dritter Vorzug, sein Meerrettigbau und der damit verbundene Meerrettigmarkt, zu dem sogar Ankäufer und Händler aus Oesterreich nach Lübbenau manchmal kommen. Sobald die Meerrettigernte begonnen hat, findet jeden Freitag im Herbst am Eingang zur Stadt, nahe der traulichen Gastwirthschaft „Zum grünen Strand der Spree" der Markt statt. Mehr als hundert Kähne kommen dann aus den verschiedenen Spreewalddörfern herangezogen, hoch bepackt mit den thränenerzeugenden, braunen Wurzeln, zwischen denen der Spreewäldler hoch aufgerichtet steht und geschickt das schmale Fahrzeug durch die sich kreuzenden Wasseradern, unter tiefhängendem Gezweig und zwischen Schilf und Binsen zum Markte lenkt. Hin und wieder begleitet eine malerisch gekleidete Frau oder dunkeläugige Dirne den Kahnführer und erhöht durch ihre farbenleuchtende Tracht noch das schon so eigenartige Bild dieses Markt- und Börsenlebens.

Die dichte Nähe des Spreewaldes leiht dem Städtchen einen fesselnden Reiz und giebt ihm eigentlich erst seinen Charakter, sein Gepräge. Es ist ein eigenes Vergnügen, in dem Vorgärtchen des

überaus anheimelnden Gasthauses „Zum braunen Hirsch“ ein Stündchen zu sitzen und den Wechsel freundlicher Erscheinungen und bunter Bilder einer ganz ungewohnten Kultur vorüberfluthen zu sehen. Der Eindruck, welcher hier durch das Verkehrsleben des originellen Spreewaldes erzeugt wird, ist so überraschend und seltsam, daß man sich weit, weit fort von dem sausenden Getriebe einer ruhelosen, modernen Weltstadt träumt.

Einen nicht unerheblichen Schatz eigenartiger Sagen besitzt Lübbenau. Das die Stadt umgebende feuchte Element spielt darin naturgemäß eine bemerkenswerthe Rolle. Verschiedene dieser Sagen haben auch den 30jährigen Krieg zum Hintergrunde. So jene von der Stadtmühle zu Lübbenau. Das war während der blutigen Wirren jener Schreckenszeit, als in der Stadtmühle ein jeder Müllergeselle starb, sobald er nur eine Nacht daselbst geschlafen hatte. Gewöhnlich fand man dann die armen Opfer mit zerkratztem Antlitz todt daliegen. Niemand vermochte sich die Todesart zu erklären, wie sehr man sich auch die Köpfe darüber fast zerbrach. Da kam denn eines Tages ein fremder Geselle und klopfte um Arbeit bei dem Stadtmüller an. Der aber sagte, er könne keinen Gesellen mehr aufnehmen, da sie ja doch alle sterben müßten. Der Geselle aber bat und sprach: er würde mit dem Spuk schon fertig werden, so daß der Müller endlich einwilligte. Der Geselle ging Abends in seine Kammer schlafen, legte aber ein scharfes Handbeil neben sich. Kurz vor Mitternacht erwachte er durch einen lauten Schrei. Er richtete sich empor und erblickte nun im hellen Mondscheine sieben schneeweiße Gänse an seinem Lager, die mit ihren Flügeln heftig flatterten, so daß ein großer Wind entstand. Endlich drangen sie auf sein Bett ein und versuchten mit ihren Schnäbeln den Gesellen zu verwunden. Der aber langte rasch nach seinem Beil und schlug der größten Gans einen Flügel ab, worauf alle Gänse verschwanden. Am andern Morgen ging das Gerücht durch die Stadt, die Frau Apothekerin *liege krank im* Bette und habe sich den Arm gebrochen. Der

Stadtmüller und sein muthiger Geselle aber wußten wohl, daß der Arm nicht gebrochen, sondern abgehauen sei, und daß sie und andere Frauen Hexen seien. Seit dieser Zeit sind jene unheimlichen Nachtgespenster nicht wieder in der Stadtmühle eingekehrt.

Lübbenau an sich bietet, abgesehen von der durch einen Wasserarm getrennten schönen Besitzung des Grafengeschlechtes von Lynar, nicht allzu viel des Sehenswerthen. Sein Rathhaus, ein dreistöckiger, massiver Backsteinbau, 1850 erst errichtet, mit einem Thor, durch welches der Verkehr mit der Vorstadt stattfindet, liegt merkwürdigerweise am äußersten Ende der eigentlichen Stadt und zeigt an seiner Außenseite als Kuriosität eine mächtige Walfischrippe, welche ein nach Hamburg ausgewandertes und dort reich gewordenes Lübbenauer Kind, Morzan-Schimkönig, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts seiner Vaterstadt zur Erinnerung schenkte. Welche Gründe hoher Weisheit obwalteten, als man dies Rathhaus, losgetrennt von der Innenstadt, hier errichtete, vielleicht um den Vätern der Stadt Zeit zu geben, auf dem langen Wege noch einmal reiflich alles abzuwägen, soll hier nicht untersucht werden.

Auch ein seltsames Denkmal besitzt die hübsche Ackerstadt, dessen Inschrift in freundlicher Weise die eigenartige, poetische Anschauung des Handelsgeistes, welcher Lübbenau durchweht, wiederspiegelt. Ueber dem Thorweg der ehemaligen Schlächterherberge befindet sich das Abbild eines vertrauenerweckenden Ochsenkopfes, welcher auch diesem Hause Namen und Würde lieh, und darunter befinden sich noch folgende schöne Verse still beschaulicher Anmuth:

„Ich trug den kühlen Wein aus meinem Vaterlande,
Ich mein' aus Ungarland, für König von Stralsund.
Daselbst ward ich verkauft nach Lübbenau am Strande;
Mein Fleisch war schön und fett und Jedermann gesund.
Man nannte mich Husar; ich wog auf 70 Steine;
Vor 40 Thaler Gold gab mich mein Herr nicht weg.

Er sagte Jedermann, ich wär' gewiß nicht kleine;
Man sah an mir nicht einen Tadelfleck.
1715 ist's geschehn,
Da man mich vor Stralsund in Pommern hat gesehn." —

Am interessantesten bleibt jedenfalls ein Besuch der großen Pfarrkirche zu Lübbenau, von deren Thurm allmorgentlich 10 Uhr die Stadtkapelle fromme Weisen nach altem Brauch herniedertönen läßt und von dem sich, wie schon oben bemerkt, ein weiter Blick über die grüne Spreeniederung erschließt. „Die Parochialkirche St. Nikolai", wie das Gotteshaus seit dem Jahre 1500 heißt, ist 1733—1740 neu aufgeführt worden, nachdem die alte sich als baufällig erwies, 1778 fand dann die Erhöhung des Thurmes statt. Das Innere der Kirche ist geräumig, hoch und licht, besitzt ein bemerkenswerthes Altargemälde, und in einer Kapelle, dem ehemaligen Erbbegräbnisse der Grafen von Lynar, ein prächtiges, in schwarzem sächsischen Marmor ausgeführtes Grabdenkmal des Grafen Moritz Carl von Lynar. Die Hauptfiguren des Monumentes stellen Gerechtigkeit, Tapferkeit und Menschlichkeit dar. Dieselben gruppiren sich um das gräfliche Wappen, welches soeben der grimme Tod finster vernichtet. Graf Moritz Carl, der 1768 ohne männliche Erben zu Lübbenau verschied, hat sich durch den Bau des neuen Gotteshauses freilich ein noch dauernderes Denkmal selbst gesetzt. Seinem Bruder und Nachfolger, Graf Rochus Friedrich, der sich ausdrücklich kurz vor seinem Tode jede monumentale Verherrlichung verbeten hatte, ist darum auch nur rechts vom Altar in der Wand eine Marmortafel gewidmet worden, welche die Inschrift zeigt: „Rochus Fridericus, Comes Lynariae, nat. d. 6. Decemb. 1708, denat. d. 13. Nov. 1781, monumentum sibi poni vetuit."

Mit der Kirche schließt die Reihe der Sehenswürdigkeiten, welche die Stadt Lübbenau an Baulichkeiten dem Fremden zur Betrachtung anbieten kann. Weit reicher und fesselnder ist seine Geschichte.

Was die Kindertage Lübbenaus freilich anbetrifft, so herrscht auch hier ein ziemliches Dunkel. Chroniken und Ueberlieferungen hüllen sich gleichmäßig in Schweigen. Eins aber ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß einst Lübben und Lübbenau ein einziger zusammengehöriger Ort waren, der sich längs der Spreeufer in abgesonderten Wohnstätten, ähnlich den Burger Kaupen, hinzog, vom tiefsten Waldesdunkel eingerahmt, und jedes Blockhaus umgeben von einem kleinen, urbar gemachten und durch Erdaufschüttungen erhöhten Ackerlande. Denn Lubin, das Stammwort, das beide Städte heute noch aufweisen, heißt Flußaue. Da der Spreewald damals noch im Zustand eines undurchdringlichen Urwaldes sich befand und aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem halb Deutschland bedeckenden hercynischen Walde verbunden war, so lag es nahe, daß die ersten Kolonisten sich des bequemeren Verkehrs wegen an den schiffbaren Wasserläufen niederließen und hier mit Axt und Spaten die Morgenröthe einer frühesten Kultur weckten.

Damals herrschte Markgraf Gero über die Lausitz, derselbe Fürst, welcher von 940—965 den blutigsten Krieg gegen die Wenden führte. Ein Häuflein seiner Leute war es, welche eines Tages, der Sage nach, die Niederlassung Lubin entdeckten. Sie waren aus ihrem befestigten Lager Klöden aufgebrochen und geriethen auf einer Bärenhatz immer tiefer in Sumpf und Wald, bis sie plötzlich beim Austritt aus dem düsteren Dickicht längs eines Wasserarmes auf einer lachenden Wiesenflur eine lange Reihe schlichter Fischerhütten erblickten: Lubin. Daraufhin soll denn auch das Dorf Klöden entstanden sein, eines der ältesten Dörfer des Spreewaldes. Wenn jene Schlußfolgerung richtig ist, wonach Klöden von dem wendischen Worte gledosch, auf deutsch: Warte, abzuleiten wäre, dann gewinnt jene Sage an Wahrscheinlichkeit, daß von Klöden aus die Deutschen fortan die wendischen Ansiedler beobachtet hätten. Als die Deutschen Lubin entdeckt hatten, lag über dem Spreewalde noch völlig

heidnische Finsterniß. Nur jenseit Kottbus, nach Forst zu, war bereits das Licht des Christenthums vorgedrungen. Freilich war dies alles nur äußerlicher Lippendienst, im Herzen der Wenden herrschten noch mit alter Zauberkraft die heiligen Göttergestalten, Götzendienst und Aberglaube. Denn obwohl unerschrockene Missionare das Kreuz aufgepflanzt hatten, blieb man der Väter Lehre im Innern treu. „Sie weiheten im Frühling," berichtet ein alter Chronist, „ihre Brunnen; sie errichteten den Verstorbenen zu Ehren auf den Scheidewegen Hütten; sie hielten die neugeborenen Kinder gegen ein Feuer und beteten allerlei Formeln; sie beräucherten unter Heulen und Wehklagen ein junges Ehepaar; gegen Krankheiten wandten sie Zauberpossen an, schnitten dem Patienten Büschlein Haare und Kleiderzipfel ab, und trieben damit allerlei Gaukeleien. Bei Beerdigungen legten sie ein halbes Brod unter die Bahre. Auf dem Rückweg von der Leichenbestattung warfen sie Holz, Steine, Laub und Gras über ihre Köpfe und sahen sich dabei nicht um."

Daß es sich Markgraf Gero nun höchlichst angelegen sein ließ, das entdeckte Wendenland auch für das Christenthum zu gewinnen, ist selbstverständlich. Kein Mittel ließ er unbeachtet. List und Gewalt, Schmeichelei und Verrath bildeten Waffen in der Hand des strebsüchtigen Fürsten. So soll er auf dem Schlosse bei Burg (dem heutigen Schloßberg) bei einem Gastmahl dreißig geladene Wendenfürsten heimtückisch haben ermorden lassen. Andere verlegten diese Schauerstätte auf die Burgen von Luckau oder Kalau. Etwas Wahres muß an der Sache sein. In einem uralten Verse heißt es schon von Gero's Blutthat:

„Zu Lausitz erster Fürst war ich;
Dreißig wend'sche Herren tödtet' ich."

Und Samuel Grosser, der wackere Chronist, erzählt 1714 davon: „Gero ließ 30 vornehme, slawische Herren zur Tafel laden, und als sie aus ruchloser Sicherheit, oder vielmehr

angeborner Frechheit auch erschienen, um eine Spanne kürzer machen." Trotzdem der Wende an Kultur dem damaligen Deutschen sicherlich überlegen war, vermeinte man doch, nur durch roheste Gewaltmittel die Lehre göttlicher Liebe dem unwillig dreinschauenden Volke predigen zu können, und der Bischof Dithmar von Merseburg schrieb selbst damals: „Wenn der Slawe gehorchen soll, muß man ihn Heu fressen lassen, wie einen Ochsen und prügeln, wie einen Esel." Dies that denn Markgraf Gero auch weidlich. Er muß aber auch zur Hebung des Ortes viel beigetragen haben, denn der eben genannte Bischof rühmt 1007 die Größe der Stadt Lubin, während um diese Zeit die Nachrichten über unsere heutige deutsche Reichshauptstadt noch völlig schweigen. Gero, der am 20. Mai 965 starb, ward in Gernrode bei Quedlinburg beigesetzt. Sein Name lebte noch Jahrhunderte lang in Liedern und Sagen fort. Da sein Sohn in einer Schlacht gegen die Wenden gefallen war, so übernahm sein Schwager Christian die Zügel der Regierung. Doch auch dieser sollte bald unter den Waffen des Wendenvolkes sein Leben aushauchen und 1002 hatte die Lausitz überhaupt aufgehört, ein freies Land zu sein. Der kühne Polenherzog Boleslaw war eingedrungen und hatte die Lausitz nach manch' blutiger Fehde für immer dem Markgrafengeschlechte entrissen. Den Raub zu schützen, ließ er die bedeutenden Städte, wie Lübben (Lubin), Dahme, Luckau, mit starken Mauern umgeben, ferner errichtete er starke Burgen im Lande, wie Ciani oder Cizani, das heutige Zinnitz, wo er auch im Jahre 1011 den deutschen Kaiser Heinrich II. gastlich bewirthete und 1018 seine Hochzeit mit Oda, der Tochter Markgraf Eckard's von Meißen, feierte. Erst 1031 eroberte Kaiser Konrad II. die Lausitz dem deutschen Reiche wieder.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts hatte sich denn auch Lübben völlig der neuen Gotteslehre unterworfen. Dies sollte das Signal für seinen Untergang werden. Die weit zäheren

Wenden um Magdeburg herum, welche ihrem alten Gotte Belbog (der weiße Gott, demselben, dem man unter dem Namen Ssiwatowit zu Arkona auf Rügen einen berühmten Tempel errichtet hatte) treu geblieben waren, brausten 1179 oder 1180 vernichtend über die Lausitz her, mordend und sengend, was sich ihnen in den Weg stellte. Obwohl sich der Markgraf mit seinem Heere den wilden Horden entgegenwarf, vermochte er doch nicht, diesen von Fanatismus und Blutdurst durchglühten Schaaren Widerstand zu leisten. Er wurde geschlagen, der Rest seines Heeres zerstob in alle Winde. Lübben aber ward zerstört. Obwohl keine Chronik dies ausdrücklich meldet, so tritt doch bald nach dieser wehevollen Zeit zum ersten Male Lubinow, Neulubin, auf. Aus Lubin ist durch Germanisirung später Lübben und aus Lubinow Lübbenau geworden. Noch heute nennt der Wende des Spreewaldes diese Städte Lubin und Lub'now. Das nahe Dorf Groß-Lübbenau ist später entstanden, das im Unter-Spreewalde gelegene Neu-Lübbenau im Anfang vorigen Jahrhunderts, wo Friedrich Wilhelm I. einige dreißig Gurkenzüchter aus Lübbenau dorthin berufen hatte und ihnen Land und Freiheiten schenkte, damit fürderhin Preußen das viele Geld für Gurken nicht mehr in das Ausland schicke. Diese Kolonisten sind aber bald wieder reumüthig zur Mutterstadt zurückgekehrt.

Aus dem alten Lubin waren nun zwei völlig getrennte Spreestädte entstanden, welche fortan in der Theilung des bisher geschlossenen Besitzthums einen Grund zur Fehde fanden, die fast drei Jahrhunderte unter blutiger Erbitterung in grausamster Weise geführt wurde. Lübben wie Lübbenau verband sich je mit den umliegenden Dörfern, und nun lieferte man, der leidigen Grenzuneinigkeiten willen, Kämpfe, welche ungeheure Menschenopfer gefordert haben müssen. Die Stadt Lübbenau ging aus allen Schlachten als Siegerin hervor und drang endlich bis unter die Mauern Lübbens vor, das seinem Unter-

gange nahe war, wie der Bericht des Landvogts an den Kaiser meldete. Endlich machte am 15. August 1535 der Machtspruch Kaiser Ferdinand's I. allem Blutvergießen und aller Fehde für immer ein Ende, indem er die Spreearme Wudritz und Mutnitza als Grenze fortan setzte.

Als das edle Fürstengeschlecht der Askanier ausgestorben war, kam im Jahre 1364 die Nieder-Lausitz, und mit ihr Lübbenau, durch Kauf an die böhmische Krone, Kaiser Karl IV. Böhmen und Lausitzer, ohnehin stamm- und sprachverwandt, haben denn auch allzeit freundschaftlich und brüderlich zu einander gehalten. Bald dreihundert Jahre hat die Lausitz der böhmischen Krone gehuldigt. Daß es während dieser verhältnißmäßig glücklichen Zeit auch an Schatten und Gewittern nicht gefehlt hat, braucht wohl kaum betont zu werden. Nach Kaiser Karl's IV. Tode, 1378, kam das Reich an den finsteren Wenzel, welcher die Lausitz der Verwaltung seines jüngeren Bruders Johann überließ. Dieser dritte Sohn des verstorbenen großen Kaisers schlug seine Residenz in Görlitz auf, wodurch er in der Geschichte wohl auch den Namen Johann von Görlitz empfangen hat. Jedenfalls machte er seinen Görlitzern recht viel zu schaffen. Denn unser schon vorhin erwähnte Chronist Grosser schreibt: „Es hatten die Inwohner dieser Stadt auf ihren allezeit überaus gnädig erfundenen Herzog sich überaus gefreut; allein der Respekt und die Liebe begannen gar bald zu verlöschen; denn er liebte es, allzuvertrauliche Conversation mit wohlgestalteten Frauenzimmern zu pflegen. Wenn er dergleichen Frauenzimmer nicht mit holden Worten und Geberden überreden konnte, daß sie seinen Willen zu vollbringen willigten, trug er keine Scheu, Gewalt und Zwang zu gebrauchen. Die guten Görlitzer gebrauchten anfänglich gelinde Mittel und ließen ihre Frauen und Jungfrauen dem Herzog nicht zu Gesicht kommen. Allein er hatte seine heimlichen Kundschafter, die ihm täglich hinterbrachten, wo Etwas anzutreffen wäre. Und

wenn er dergleichen Nachricht hatte, trug er kein Bedenken in die Häuser einzubrechen."

Jedenfalls sahen es sich die Bürger von Görlitz noch eine Weile mit an, und als das herzogliche Raubsystem an der Ehre ihrer Frauen und Töchter immer drohendere Formen annahm, jagten sie den sauberen Landesherrn zur Stadt hinaus. Er hat es ihnen aber nicht nachgetragen, sondern hat friedlich fortan seine Residenz in der anderen Hauptstadt Luckau aufgeschlagen. Erst 26 Jahre alt, starb er plötzlich im Kloster Neuzelle, muthmaßlich durch Gift.

In dem Wechselspiel von Krieg, Pest und elementaren Ereignissen, wie sie Deutschland durch Jahrhunderte so oft heimsuchten, hat auch Lübbenau sein geschüttelt Maß davon zugetheilt empfangen.

Die Hussitenkriege von 1416—1434 haben freilich der Stadt nichts angethan; da die gesammte Lausitz als böhmisches Land noch der hussitischen Lehre zugethan war. Gut böhmisch blieb auch die Lausitz, als sie an Brandenburg vom Jahre 1448—1462 und dann für 19 Jahre an Ungarn (1471 bis 1490) fiel. Denn im alten Stadtbuche heißt es sehr vergnüglich: „Alles blieb und ging in der alten Ordnung weiter, und böhmische Groschen waren immer die Münze, die gäng und gebe war." Damals begannen auch die Türken immer frecher das böhmisch-deutsche Land zu bedrohen. Eine Türkensteuer nach der anderen, ein Reichstag nach dem andern ward von dem schwachen Kaiser Matthias ausgeschrieben. Nur schade, daß er selbst niemals bei Abhaltung der Reichstage erschien, und wenn dies wirklich einmal geschah, wie zu Regensburg 1471, so schlief der wackere Mann während der Verhandlung ruhig ein.

Als der Sang der so nahen Wittenberger Nachtigall immer lauter und überzeugender erklang, vermochte sich auch die Lausitz *der neuen Lehre* nicht länger mehr zu verschließen. 1526 war

in Lübbenau die Reformation eingeführt, jene befreiende That, welche den Schmalkaldiſchen Krieg und ſpäter den unſeligen dreißigjährigen Krieg im Gefolge hatte. Wenn der letzte Krieg für Lübbenau nicht jene furchtbaren Schreckenstage brachte, wie ſolche andere Landestheile ſchmerzlich erfahren ſollten, ſo lag der Grund darin, daß Kaiſer Ferdinand II. um dieſe Zeit eine bedeutende Summe Goldes von dem Kurfürſten Johann Georg von Sachſen geliehen und ihm dafür die Lauſitz verpfändet hatte. Als der Kaiſer ſpäterhin an die Stände der Lauſitz das Anſuchen ſtellte, durch das Aufbringen einer Geldſumme das Land von der Verpfändung zu befreien, ſchlugen dieſelben den ſonderbaren Wunſch rundweg ab. Man hatte ſich in Sachſen wohl fühlen gelernt und dachte nicht mehr daran, ſich auf's Neue unter das verwilderte Regiment Böhmens zu beugen. 1637 huldigte die Lauſitz dem neuen Fürſten.

Lübbenau war nun eine ſächſiſche Stadt und iſt es bis zur Verbannung des Welteroberers Napoleon I. 1815 denn auch geblieben. War die Stadt nun auch bisher von den Kaiſerlichen verſchont geblieben, ſo ſollten jetzt um ſo ſchlimmer die Schweden Stadt und Land verwüſten. Als General Königsmark mit ſeinen ſchwediſchen Horden von Torgau herüber zum Entſatz von Luckau rückte und dann, nach Niederwerfung der Sachſen unter Oberſt Callenberg, auf Lübbenau und Lübben vordrang, flüchteten die Einwohner beider Orte in das Innere ihres nahen Spreewaldes, der auch jetzt, wie ehemals den heidniſchen Wenden, faſt zwei Jahre lang ſchützend die furchtzitternden Bürger beherbergte. In der Nähe des jetzt abgebrannten Forſthauſes Wotſchowka bei Lehde war noch vor 30 Jahren die ehrwürdige Eiche zu ſehen, unter deren grünem Wipfel damals der Oberpfarrer Johann Choinan den Geflüchteten predigte und das heilige Abendmahl reichte. Heißt es doch ſelbſt in einer handſchriftlichen Aufzeichnung aus jenen bedrängten Tagen über den Spreewald: „Solcher qvaestionirte Orth ſei zu unfriedens undt Kriegs Zeiten Ihr

einziger Schutz gewesen, dahin Sie auf dem Strohme, den eschenen Graben genannt, Ihr refugium nehmen, undt sich samt ihrem Viehe undt anderen Sachen alda verbergen können, maßen solche Orth Ihr eigenthum wäre undt zum Bürgerwalde gehörte."

Auch während des 7jährigen Krieges hatte Lübbenau unter den Brandschatzungen der Oesterreicher schweres Leid zu tragen, und wenn es nicht zum Aeußersten schließlich kam, so war dies dem mannhaften Einschreiten des Schloßherrn Grafen Moritz von Lynar zu danken. Aber die furchtbare Angst vor diesem Feinde hatte doch manch' Unheil angestiftet. In Folge der schlimmen Mißhandlungen ereilte den Oberpfarrer Hauptmann ein Schlaganfall, der ihn zeitlebens fortan nöthigte, sitzend von der Kanzel zu predigen. Als er nach schwerem Krankenlager zum ersten Male wieder das Wort Gottes verkündete, hatte er die Textworte gewählt: „Und er sahe die Stadt an und weinte über sie." — Kein Auge blieb thränenleer und noch lange erhielt sich jene ergreifende Rede im Gedächtniß der Gemeinde.

Kaum waren die Wunden, welche der siebenjährige Krieg geschlagen, etwas vernarbt, so traten durch die herrschende Dürre große Theuerungen ein, woran überhaupt dieses Jahrhundert reich war. 1770 und 1772 stieg die Noth am höchsten. Noch findet man hier und dort Theuerungsmünzen aus jener Zeit. Dieselben zeigen auf der einen Seite eine Hand, welche aus Wolken eine Ruthe reckt, und darunter steht geschrieben: „Gottes Hand schlägt das Land." Auf der anderen Seite stehen die damaligen Getreidepreise: „1 Scheffel Weizen 16 Thlr., 1 Scheffel Korn 15 Thlr., 1 Scheffel Gerste 12 Thlr., 1 Scheffel Hafer 6 Thlr., 1 Pfund Brot 6 Ggr." Es blieb den armen Leuten damals denn auch nichts übrig, als sich ihr Brot aus Kleie, Baumrinde und Knötrigsamen (wendisch gullinka) zu backen. Hätte der alte Fritz nicht gnädig seine Kornspeicher endlich längs der Grenze geöffnet, wer weiß, zu welcher Noth damals noch Lübbenau gedrängt worden wäre.

Durch den Wiener Kongreß 1815 kam dann Lübbenau an Preußen, und ist es seitdem immer geblieben. Freilich, damals nach dem Friedensschlusse wollte der Uebergang nicht so glatt sich vollziehen. Man hing mit allen Fasern noch an Sachsen, und als Dresden am 7. Juni 1815 seinen bisher gefangen gehaltenen König Friedrich August I. feierlich wieder einziehen sah, erregte Abends das Transparent einer patriotischen Handelsfrau aus Lübbenau gewisses Aufsehen. Dasselbe trug die leuchtende Inschrift:

„Ich bin aus Lübbenau,
Jetzt eine preuß'sche Frau;
Das schmerzt mich gar nicht wenig! —
Leb' wohl, geliebter König!" —

Die königliche Familie stand lange davor und man sah in des Königs Augen heimliche Thränen glänzen. Dafür ist es bis heute noch sechs Lübbenauern laut Kabinetsordre gestattet, auf dem Altmarkte zu Dresden ihre Handelswaaren feil zu bieten. — —

Eng verknüpft mit den Schicksalen der Stadt Lübbenau ist seit länger denn 900 Jahren das der Schloßherren von Lübbenau gewesen, die ehemals die obersten Herren und Regenten der Hauptstadt des Spreewaldes waren, welch' letztere ihnen zu vielerlei Abgaben und Dienstleistungen verpflichtet war. Charakteristisch genug heißt es von einer der letzten Huldigungen unter dem letzten Grafengeschlechte Derer von Lynar: „Anno 1724, den 6. September, ist allhier die Erbhuldigung an Ihre hochgräfl. Gnaden, Herrn Moritz Carl, von E. E. Rath und sämmtlicher Bürgerschaft geschehen, da dann der Herr Hofrichter Wiede einen Sermon gethan, die Bürgerschaft verlesen, hernach den Eid vorgelesen, Jeglich mit aufgehoben Finger laut abgeschworen und hernach dem Herrn Grafen den Handschlag gegeben worden, und dieses geschahe des Morgens um 9 Uhr; hierauf bekam die Bürgerschaft 2 Viertel Bier und 1 Viertel Wein zur recreation.

Dieſes Bier und Wein wurde auf den Markt geführt, daß es daſelbſt ausgetrunken werden ſollte, weil aber die Königl. Gen. Acciss wollte, daß es veraccifirt werden ſollte, ſo wurde es wieder bis vor's Herrn Wiede Wohnung gebracht und allda auf gnäd. Regierung des Herrn Grafen unter Trompeten- und Paukenſchall ausgetrunken."

Als muthmaßlich erſte Beſitzer der Grafſchaft Lübbenau darf man die Herren von Ileburg bezeichnen, deren Namen von der Stadt Eilenburg, die ſie ehemals beſeſſen, abzuleiten iſt. Sie müſſen bald nach Markgraf Gero's Zeit hier anſäſſig geweſen ſein. Ihr reichbegütertes Geſchlecht verſchwindet erſt 1315 aus den Urkunden über Lübbenau. An ihre Stelle treten jetzt die edlen aber doch bedenklich fehdeluſtigen Herren von Köckeritz, denen dann (1456—1475) die Herren von Kalkreuth folgten. Vorübergehend ſaß dann das Adelsgeſchlecht von Polenz auf Schloß Lübbenau, das die Köckeritze 1496 wieder ablöſten, um erſt 1506 für immer von hier Abſchied zu nehmen. Auf die Grafen von Schulenburg folgten endlich 1621 die Grafen zu Lynar.

Dieſes hochedle Grafengeſchlecht wird ſchon als Linari 1168 in Toskana, Ober-Italien, als ſchloßangeſeſſen genannt. In Folge der blutigen Kämpfe zwiſchen den Guelfen und Ghibellinen, wobei die Linari auf Seite des Kaiſers ſtanden, ward ihre feſte Burg 1343 von den Guelfen, unter Mitwirkung der Stadt Florenz, geſtürmt und vernichtet. Der Begründer und Stammvater des deutſchen Fürſten- und Grafengeſchlechtes zu Lynar war der zu Maradia am 24. Dezember 1525 geborene Graf Rochus zu Lynar. Wegen Blutrache floh er nach Frankreich und kam 1542 an den Hof des prachtliebenden Franz I. Genie und Tapferkeit hoben ihn von Stufe zu Stufe, bis zur Würde eines Generalinſpekteurs aller Feſtungen der franzöſiſchen Krone. Bei Ausbruch der Religionswirren ſich offen für die Partei der Hugenotten erklärend, ging er nach dem Frieden von Lonjumeau

(1568) nach Heidelberg und trat ein Jahr später in kurpfälzische, dann kursächsische Dienste, überall die Festungen der betreffenden Länder verbessernd und erweiternd. Als Nachfolger Chiaramella's kam er endlich 1578 an den Hof von Kurbrandenburg, das ihm nun für immer eine neue Heimath werden sollte. Obgleich dieser Lynar für Lübbenau eigentlich noch keine unmittelbaren Beziehungen besitzt, da erst sein Enkel die Standesherrschaft daselbst antrat, so bieten doch das Leben und die hohe Stellung dieses Mannes, des ersten und bedeutendsten aller Lynar's, so viel Anziehendes, daß man unmöglich an ihm flüchtig vorübergehen kann.

Seine Hauptaufgabe bestand auch für Kurbrandenburg in der Förderung des Festungsbaues, der überall damals völlig in den Händen der Italiener lag. Ihm verdankt denn auch Spandau seine starke Befestigung. Als dieselbe 1580 so weit gediehen war, daß fünf Rotten Landsknechte, jede zu acht Mann, hinein gelegt werden konnten, war der Kurfürst Johann Georg so hoch erfreut, daß er dem Grafen 30,000 Thaler als Geschenk anweisen ließ, in Jahresraten zu 3000 Thalern zu zahlen. Zugleich war der bisherige „Oberst der Artollerey" jetzt „uff Zeit und Lauff seines Lebens" als Rath und General-Oberst angestellt. Das war der Wendepunkt im Leben dieses tüchtigen Mannes, der dem märkischen Adel, als dieser ihn höhnte, „weil er ein Baumeister sei", in einem gedruckten Fehdebriefe fröhlich antwortete, daß er stolz darauf sei, sich nicht nur einen Baumeister zu nennen, sondern auch wirklich einer zu sein. Aber nicht nur als Festungsbaumeister von Kurbrandenburg hat sich Lynar hervorgethan, auch sonst noch ist er als Baumeister thätig gewesen, wenn auch hier seine Ausführungen mehr dem Nützlichkeits-, als Schönheitsprinzip huldigten. So baute er mit an den Schlössern Oranienburg (Bötzow) und Grunewald, schuf am Schlosse zu Berlin einen nach dem Wasser hinaus gehenden Flügel, sowie den sogenannten Lynar'schen Bau, zwischen den beiden großen Schloß-

höfen. Bedeutend war sein Einfluß auf die Reform des Kriegswesens, den Salzhandel, die Verbesserungen der Eisengießereien und anderen nützlichen Anlagen. Er genoß das vollste Vertrauen seines Herrn, welcher den Adel der Gesinnung, die vielseitigen Kenntnisse, das Edelmännische seines Wesens, die Beherrschung einer Reihe von Sprachen — ein Umstand, welcher beim Empfange fremder Fürstlichkeiten oft sehr wesentliche Dienste leistete — sehr hoch an seinem „Baumeister" zu schätzen wußte. Aber auch andere Herrscher suchten den seltenen Mann für sich zu gewinnen. Der König von Frankreich schickte mehrmals Gesandte nach der Mark, Lynar zu bewegen, trotz seines Religionswechsels die höchsten Ehrenstellen wieder in Frankreich einnehmen zu wollen; der Großherzog von Toskana überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten und erbot sich, sein Stammschloß wieder aufzubauen, wenn Lynar oder doch wenigstens einer seiner Söhne nach Italien zurückkehre — der „General-Oberst der Artollerey" blieb seinem Kurfürsten treu. Er baute sich in Spandau ein stattliches Wohnhaus und stiftete, ehe es zum Sterben ging, 1582 einen prächtigen Altar in der dortigen Nikolaikirche, welcher noch heute eine Zierde dieses Gotteshauses und eine Sehenswürdigkeit Spandaus bildet. Graf Rochus starb am 22. Dezember 1596 und ward in der Familiengruft unter dem Altar der Nikolaikirche mit großem Gepränge beigesetzt. — Aber noch eine andere Erinnerung an jenen ersten Lynar in der Mark ist auf unsere Zeit gekommen: die im Archiv des Schlosses zu Lübbenau befindlichen, hochinteressanten Tagebücher des Grafen und seiner Gemahlin, welche in ihren Aufzeichnungen ein ebenso buntes als charakteristisches Bild jener Zeit entrollen und die klarsten Einblicke in das Leben und die Anschauungen der damaligen Hof- und Adelsgesellschaft gewähren, aber uns auch die Frömmigkeit, Lauterkeit des Charakters und Pflichttreue des Grafen zu Lynar vor die Augen führen.

Sein Sohn Johann Casimir vermählte sich mit Sophie

von Distelmeyer, einer Enkelin des berühmten Kanzlers Lampert von Distelmeyer. Als er, noch nicht fünfzig Jahre alt, 1619 das Zeitliche gesegnet hatte, kaufte seine Wittwe 1621 für ihren erst fünfjährigen Sohn Johann Sigmund die Herrschaft Lübbenau, welche fortan in dem Besitz Derer zu Lynar nun bleiben sollte. Seit jenem Tage ist Lübbenau immer stattlicher emporgeblüht. Zu dem Fleiße seiner Bewohner gesellte sich jetzt noch die weise Fürsorge eines väterlich gesinnten Grafengeschlechts, dessen Reichthum es gestattete, in Zeiten bitterer Noth hülfreich und thätig mit einzugreifen. Ueber diesen Reichthum und den Stammherrn des Lübbenauer Geschlechts aber berichtet eine schöne Sage wie folgt:

Als der erste Lynar nach Lübbenau kam, war er arm. Damals lebten in und um Lübbenau eine unendlich Fülle von Wasserschlangen, sogar geflügelte darunter. Sie alle besaßen einen Schlangenkönig, der trug auf seinem Kopfe zwei gebogene Haken, welche eine elfenbeinerne Krone umschlungen hielten. Diese Krone aber war von unschätzbarem Werthe; wer sie erbeutete, der kam zu ungeheueren Reichthümern. Das hörte der erste Lynar, der ein kühner Ritter war. Er wußte, daß der Schlangenkönig mit seinem Gefolge zuweilen an das Land geschwommen kam, um auf einer grünen Insel im Sonnenschein zu schlafen. Dabei pflegte er dann regelmäßig die Krone abzunehmen und auf einen weißen Gegenstand zu legen. Der muthige Lynar breitete deshalb ein weißes Tuch auf dem Rasen aus und versteckte sich mit seinem Pferde in einem nahen Gebüsch. Bald kam denn auch der Schlangenkönig mit seinem Gefolge an das Ufer, legte die Krone auf das ausgebreitete Tuch, spielte im Sonnenschein und schien endlich einzuschlafen. Jetzt sprang der Graf hervor, faßte blitzschnell das Tuch an allen vier Zipfeln, schwang sich auf's Pferd und jagte davon. Doch ein furchtbares Pfeifen und Zischen brauste hinter ihm her. Sämmtliche Schlangen schossen wüthend dem

kühnen Räuber nach. Schon glaubte er sich verloren, denn eine hohe Mauer hemmte seine Flucht. Doch sein Pferd setzte mit mächtigem Sprunge hinüber, und der Graf war gerettet. Zum Danke dafür, daß er so reich geworden, ließ er in sein Wappen eine Mauer nebst geringelter Schlange aufnehmen und noch heute trägt der Schloßherr eifrigst für die Erhaltung der zahlreichen, schönen Ringelnattern Sorge, die zur Zeit des Sonnenscheins auf Wegen und Beeten des Schloßparkes spielen.

Von dem Grafengeschlechte Derer von Lynar haben sich seitdem viele als Soldaten, Staatsmänner und Gelehrte einen tüchtigen Ruf erworben.

Der jüngere Sohn des ersten Lynar, Augustus, verlor bereits in der Kindheit durch Fahrlässigkeit seiner Amme das Augenlicht. Das hinderte ihn aber nicht, sich mit vollem Herzen der Wissenschaft zu widmen. Denn seine Grabschrift am Sarge in der Familiengruft zu Spandau besagt, daß er Rektor der Universität Frankfurt gewesen ist, auch einige Jahre als Rath der Märkischen Kammer in Küstrin angehörte. 1602 starb Augustus, erst 31 Jahre alt.

Johann Siegmund, der erste Schloßherr von Lübbenau, starb am 20. August 1665, tief betrauert von seinen Untergebenen. Ihm folgte 1665—1686 sein Sohn Siegmund Casimir, der ein strenges Regiment einführte, gut gemeint, aber den Bürgern von Lübbenau zuweilen doch recht unbequem, so daß es mehr wie einmal zu Streitigkeiten, ja, hellen Aufruhren kam. Sein Nachfolger war sein Sohn Friedrich Casimir 1686—1716. Ihm folgte sein Sohn Moritz Carl, dem die Stadt Lübbenau die 1740 erfolgte Erbauung ihres jetzigen Gotteshauses verdankt. Als er 1768 kinderlos verschied, fiel die Herrschaft an seinen Bruder Rochus Friedrich, dem Lübbenau's Wohlstand ein gut Theil Dank schuldet. Nach seinem 1781 erfolgten Ableben theilte sich das Haus Lynar in zwei

Linien. Die ältere, Lübbenau, und die jüngere, 1805 gefürstete, welche 1796 die Herrschaft Drehna erwarb.

Auf Rochus Friedrich folgte 1781 dessen Sohn, der körperlich schwächliche und gebrechliche Christian Ernst, welcher bereits nach dreijähriger Regierung 1784 starb. Eine Reihe von wunderlichen Sagen knüpft sich an diesen Lynar. Sein Nachfolger war sein erst elfjähriger Sohn Rochus August, geboren 1773, der sich 1796 mit Auguste von Schönberg, später berüchtigten Gräfin Kielmannsegge, vermählte, aber bereits in der Blüthe seiner Jahre plötzlich verstarb. Dunkle Gerüchte von Verrath, Gift und nächtlicher Flucht leben noch heute in der Erinnerung des Volkes, und gespenstische Gestalten schleichen zur Mitternacht klagend durch die weiten Räume des grauen, stillen Schlosses. Der am 1. August 1800, muthmaßlich als ein Opfer seiner Gemahlin, verschiedene Graf Rochus August hinterließ zwei Söhne, das Zwillingspaar Rochus Carl und Hermann Rochus. Doch der ältere Bruder folgte bald seinem Vater nach, so daß bereits 1801 der jüngere Bruder, geb. 1797, der Schloßherr zu Lübbenau wurde. Am 31. Dezember 1878 starb er, aufrichtig betrauert von der Bürgerschaft Lübbenau's, welche in ihm zu allen Zeiten einen Berather und Unterstützer gefunden hatte. Seitdem hat sein Sohn H. Maximilian, Graf zu Lynar, die Erbschaft und die schloßherrlichen Rechte seines Familiengeschlechtes zu Lübbenau angetreten.

Schloß und Park der Grafen von Lynar liegen im Osten von Lübbenau auf einer grünen, wasserumspülten Insel, zu welcher eine Brücke von der Stadt aus leitet. Das alte Schloß, welches oben das gräfliche Wappen trägt, besitzt zwei abgestumpfte Eckthürme normannischen Stiles, bietet aber sonst wenig Charakteristisches in seinem Aeußeren. Um so interessanter und reicher ist dafür sein Inneres. Außer tüchtigen Mei-

sterwerken der Malerei und sonstigen Kunstgegenständen weist es noch eine denkwürdige Bildergallerie aller Ahnen der Familie Lynar auf, vom Stammherrn Rochus bis auf die Jetztzeit, ebenso besitzt es eine Kapelle und eine Bibliothek, welche letztere nicht nur an seltenen Büchern reich ist, sondern auch ein an hochinteressanten Urkunden und Tagebüchern bedeutendes Archiv umschließt. Die Perle des Schloßbezirks, eine Sehenswürdigkeit Lübbenaus, bleibt aber doch der Park. Man kann sich kaum etwas Eigenartigeres von Parklandschaft denken. Ein leiser Zug von schwermüthiger Träumerei weht über diese stillen Teiche, diese blumenüberblühten Rasenbeete und schilfumgürteten Gräben, über welche dicht von Epheu umsponnene, uralte Bäume ihre schattigen Wipfel rauschend wölben und der Blick über Wiesen und Flußarme zum grünen Spreewald hinüber schweift. Welch' herrlicher Baumwuchs, welch' reiche Fülle seltener Bäume! Hier flüsternde Weiden, die ihre spielenden Zweige tief in die blinkende Fluth niedertauchen; dort schlank aufstrebende Erlen, in deren Geäst, gleich Lianen, blühendes Geißblatt Netze webt und anmuthige Ranken sich zu nachbarlichen amerikanischen Eichen schlingen; Kastanien, die ihre blanken Schalen über Rasen und Wege streuen, auf denen Ringelnattern sich sonnen, und jeder leise Lufthauch lebensmüde Blätter hinabweht.

Eine zauberhafte Stille weht durch diese Einsamkeit. Zuweilen hüpft ein Fisch in die Höhe, es raschelt von Schlangen im Gebüsch nahe einer Sumpfcypresse, und Wasservögel schwirren aus dem Schilfe empor. Sonst regt sich nichts.

Wer aber im Frühling unter diesen herrlichen Baumkronen genießend wandelt, den umsingt und umschmettert es aus tausend liederfrohen Vogelkehlen, und das altersgraue Schloß scheint sich im Glanz der frischen Lenzsonne wieder zu verjüngen.

Hier wohnt das lebende Geschlecht der Grafen von Lynar; die Todten aber haben ihr Heim jenseit der Stadt still aufgeschlagen.

Südwestlich von Lübbenau, über den Bahnhof und über Ackerland fort, erhebt sich seit 1839 das groß angelegte Erbbegräbniß der Grafen von Lynar, ein ausgedehnter Garten mit Leichenkapelle und Gärtnerwohnung. Um das weite Viereck ziehen sich hohe, gelbe Mauern, die an der Innenseite Nischen aufweisen, welche jede wieder eine Eisen- oder Steintafel mit dem Namen und Datum des Verstorbenen trägt. Von dem ersten Lynar an ist hier jedem einzelnen männlichen oder weiblichen Sproß eine Erinnerungstafel gewidmet worden. Dieser Todtengarten eines edlen Geschlechtes ist vielleicht einzig in seiner Art. Breite Wege, von stattlichen, dunklen Pyramiden-Eichen eingesäumt, durchschneiden ihn, und hohe Lebensbäume leihen dem Ganzen noch eine ernstere Färbung. Der Lärm des Alltagslebens dringt nicht in die tiefe Stille hinein. Andacht und Friede athmen diese Stätte des Gedenkens. Wenn im Frühling die Veilchen im Grase die Augen aufgeschlagen haben, dann kommen die Vögel, den Todten im Grunde das Erwachen der Natur zu künden. Dann tönt es sommerlang vom Morgen bis zum Abend in lieblichsten Weisen, bis der Herbststurm allem Singen und Blühen wieder ein Ende macht, und nur die Sonne noch zuweilen freundlich über die Tafeln längs der Mauer huscht, als wolle sie das Angedenken der stillen Todten zu flüchtigem Leben erwecken.

II.

Zwiſchen Lehde und Leipe.

Morgenſonne und Reiſeluſt hatten uns frühzeitig aus den Betten geſcheucht. Das Vorgefühl kommender, freundlicher Naturgenüſſe trieb uns in doppelter Eile heraus und lieh auch der Unterhaltung beim Morgenkaffee in dem von Oleanderkübeln eingefaßten, luftigen Vorbau des gemüthlichen Gaſthofes „Zum braunen Hirſch“ in Lübbenau Schwung und Friſche, geſellſchaftlich gern begrüßte Gäſte, die ſich faſt immer bei Antritt einer Erholungsreiſe einſtellen. Selbſt der Gedanke an das unvermeidliche, ſtundenlange Stillſitzen im engen Kahne vermochte nicht, uns das Empfinden froher Wanderluſt zu nehmen. Blieb doch immer noch für Aug' und Herz genug des Wanderns übrig. Wie es freilich den zahlreichen Müllern, welchen Frohgeſellen die Wanderluſt durch das deutſche Volkslied eigentlich zur Ehrenſache geworden iſt, hier im wegeloſen Spreewalde ſommerlang zu Muthe ſein mag, ſoll dahingeſtellt bleiben. Es iſt jedenfalls ein eigen Ding, wenn einem wanderluſtigen Müllerherzen Tag für Tag die ſauſenden Räder und grünen Erlenwipfel die verlockendſten Wanderlieder in die Seele rauſchen, und doch kein Weg, kein Steg ſich ringsum in die Welt jenſeits des einſamen Waldgebietes erſchließt.

Ob uns dieſe und ähnliche Gedanken an jenem heiteren Septembermorgen beſchäftigten, möchte ich heute freilich faſt bezweifeln. Zu uns hatte ſich der Wirth des Hauſes, ein jovialer, mit Rath und That hülfsbereiter Mann, geſellt. Dies und jenes wurde eifrig verhandelt, wobei allerdings Lübbenau und ſein Spreewald den rothen Faden aller Erörterungen bildeten. Und wenn das Trio wirklich einmal für ein paar Augenblicke verſtummte, ſo lauſchten wir mit ſtillem Behagen dem Sperlingsorcheſter auf dem Steinpflaſter des ſich vor uns

weitenden Platzes, das unermüdlich seit dem Aufgang der Sonne daselbst seine Zukunftsweisen erschallen ließ, bis endlich ein etwas vorlaut um die Ecke rasselnder Frachtwagen mit Gemüse diese leichtbeschwingte Stadtkapelle auseinanderscheuchte, die nun, vom ersten Violinisten bis zum Brummbaß hinab, im jähen Aufflug zu der Dachrinne eines gegenüberliegenden Hauses emporschwirrte.

Grade brachte uns auch unser Wirth, der sich kurz vorher entfernt hatte, die Meldung, daß Kahn und Fährmann an der Schloßbrücke bereit ständen, uns auf einer Wanderung durch einen Theil des Spreewaldes zu geleiten. Und so war es. Neben dem Kahn, der zwei Sitze mit Rückenlehnen und Polster zeigte, und sich behaglich inmitten einer kleinen Kahnflottille am Landungsplatze hart neben der zum Schloßpark führenden Brücke wiegte, stand mit Tuchmütze und blauer Flanelljacke die Ruderstange wie zum Salut in der Rechten, unser Führer, das faltige, wettergebräunte Gesicht zum freundlichen Gruß verzogen. Ein paar buntversiegelte Flaschenköpfe, die wie übermüthige Kobolde aus einem kleinen Heuhaufen am Boden des Kahnes hervorlugten, verriethen uns, welch' liebenswürdige Fürsorge der treffliche Wirth selbst außerhalb seines gastlichen Hauses zu üben gewohnt war. Dann nahmen wir Platz; ein kräftiger Stoß der Ruderstange und durch die ausweichenden Kähne am Landungsplatze schwammen wir den Wasserkanal hinauf, hinaus in den frischen Morgen.

Ueber den Wiesen vor uns webte noch der unter dem erwärmenden Kusse der Sonne mehr und mehr zerrinnende Nebelflor; feierliches Schweigen herrschte unter den epheumsponnenen Erlen und Kastanien des Schloßparkes. Nur dort, wo die hohen Wipfel weniger dicht sich über dem Wege längs des Flusses wölbten, spielten ein paar lustige Sonnenstrahlen mit herabgefallenen blanken Kastanien im Sande. Ueber Wasser, Wald und grünflimmernder Wiesenniederung aber

hing gleich einer blauen Glocke duftzitternd der unermeßliche Himmel.

So ging's in den Spreewald hinein, immer den köstlichen Park zur Linken, über dessen wechselndes Blättergrün der Thurm der Stadtkirche sein behelmtes Haupt reckte. Sobald der Park zurückbleibt, eine munter klappernde Sägemühle bezeichnet diesen Punkt, beginnt die Landschaft den eigenartigen Spreewaldscharakter anzunehmen. Wiesen, von stattlichen Erlenbäumen und Werftgebüsch hier und dort eingefaßt, breiten sich zu beiden Seiten aus, unterbrochen von dunklen Ackerlandstreifen, die mit den einheimischen Gemüsen und Zwiebelpflanzen dicht bedeckt sind. Eine kleine Kolonie einzelner Blockhäuser bietet uns zu Seiten des Flusses den ersten Spreewaldgruß: die Lübbenauer Kaupen, welche den Durchgangspaß zu dem Dorfe Lehde bilden.

Dorf Lehde ist die schönste Perle in dem Schönheitskranz des Spreewaldes, ein dörfliches Venedig, malerisch und originell wie kein anderer Punkt des Ober- und Unterspreewaldes. So viel Häuser, so viel Inseln. Jede Insel aber ein prächtiges Kabinetstück landschaftlicher Anmuth. Unter dem Blätterdome gleitet man geräuschlos über die breite, von den Blockhäusern begrenzte Dorfstraße, von der aus dann wieder Seitenkanäle wie die kleinen Hafenbuchten der einzelnen Ansiedelungen abzweigen. Kein Hufschlag, kein Wagenrollen: nur der leise Schlag der Ruder, Gruß und Gegengruß, und in den Wipfeln über uns Singen und Zwitschern. Neben jedem Blockhause, in dessen Nähe Ställe und Scheuern sich anschließen, thürmen sich klafterweise aufgeschichtete Haufen von Erlenholz auf, zuweilen wohl auch einem Heuschober Platz machend; Fischkästen, Blumenbeete, Bienenkörbe und Düngerhaufen, Grasplätze und Obstbäume, unter denen frisch gewaschene Bett- und Leibwäsche im Winde flattert — dies Alles drängt sich dazwischen und erhöht noch die Fülle malerischer Motive.

Boote kommen und gehen, mit Heu, Holz, Gemüse oder

wohl auch Stallvieh, das zur Weide geführt wird, beladen. Hier schwingt ein ergrauter Wende auf dem Hofe seiner Hütte rüstig die Holzaxt, und der Buntspecht hoch über ihm an dem Stamm einer Erle will es ihm gleich thun und hämmert, klopft und rührt den Schnabel, daß es laut durch die Wasserstraße wiederhallt. Dort, wo in einem versumpften Seitengraben ein ehrwürdiges Fahrzeug früherer Jahrhunderte, ein durch Feuer ausgehöhlter, kahnähnlicher Eichenstamm, „plaunika“ genannt, das Gnadenbrod genießt, hockt ein Bube am Gartenzaune und läßt die Angelschnur in dem Kanal auf- und niedertanzen. Soeben biegt ein von lustigen Schulkindern bereits dicht besetzter Kahn in die Dorfstraße ein und steuert dem Blockhause zu. Die Angel fliegt über die Holzplanke zurück, und die im Grase liegenden Schulbücher schnell aufraffend, springt der Bube mitten in das lautlachende, buntscheckige Völkchen hinein, das seinen Weg zur Schule nun fortsetzt.

Das kleine Dorf Lehde mit seinen vierzig Blockhäusern, seinen Wasserstraßen, dem bunten Leben und Treiben innerhalb des Inselmeeres, bietet in jeder Weise eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Trotzdem auch hier die wendische Sprache fast ganz im Erlöschen ist, hat sich der Ort doch noch das wendische Gepräge einer uralten Kultur erhalten. Das Bestehen des Ortes läßt sich urkundlich weiter als fünfhundert Jahre nachweisen. Klein ist diese Niederlassung wendischer Fischer — Lehde hat heute noch seine Fischerinnung — aber immer gewesen, so klein, daß seine Bewohner auf jeden Familiennamen Verzicht leisten konnten und sich mit den einfachen Taufnamen begnügten. Noch 1463 heißt es schlichtweg in einer Protokollurkunde: Jacopf Hans de Lede. Am Ende des dreißigjährigen Krieges brannte das Dorf fast ganz nieder, seit jener Zeit aber hat es keine Feuersbrunst mehr gesehen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts begann man durch Schulunterricht die deutsche

Sprache einzuführen. Eine charakteristische Episode aus jener Zeit ist uns erhalten worden, welche ein merkwürdiges Licht auf das Verhältniß der Gemeinde Lehde zu dieser Neuerung wirft.

Im Jahre 1719 war es, als Dorf Lehde seinen ersten bisherigen Katecheten Martin Müller einfach seines Amtes auf eigene Faust entsetzte, sintemalen „daß der Katechet in der deutschen Sprache nicht hinlänglich informirte und die Kinder also beständig wendisch verblieben". Der Katechet zeigte aber, daß er nicht nur gut deutsch lehren, sondern auch echt deutsch und mannhaft reden und sein Recht verfechten konnte. Denn Martin Müller antwortete: „daß er den Kindern sowohl den deutschen, als den wendischen Katechismum lerne, wiewohl mit diesem Unterschiede, daß er diejenigen Kinder, so wenig zur Schule kämen, mehr an den wendischen Katechismum, als an den deutschen gewöhne. Im Uebrigen gäbe es ja die Erfahrung, daß die Kinder insgesammt in Lehde ziemlich Deutsch könnten und wäre daher offenbar, daß sie solches von ihm gelernt haben müssen, weilen sonst Niemand im Dorfe der deutschen Sprache mächtig wäre. Er sei nun bei zwölf Jahren Katechet in Lehde gewesen und habe sich sogar die Mühe gegeben, daß er auch zu den Alten je zuweilen in die Häuser gegangen und ihnen und den Kindern zugleich den wendischen Katechismum gelehret habe. Es sei auch sowohlen die hochgräfliche Herrschaft, als der Pastor allhier mit ihm jederzeit wohl zufrieden gewesen, und wolle es ihm daher um desto schmerzlicher fallen, daß er in seinem Alter ohne alle raison gleich wie davon gejagt werden sollte." Die Folge davon war, daß der Katechet Müller nicht nur in sein Amt wieder eingesetzt wurde, sondern daß man auch der etwas voreiligen Gemeinde bei zehn Thaler Strafe fürderhin verbot, noch einmal ihrem Lehrer einen unfreiwilligen Abschied zu bereiten.

Unser Kahn hat uns aus dem Dorfe hinausgeführt und eilt in nordöstlicher Richtung die lehdische Grobla hinauf, der

immer näher herübergrüßenden, grünen Baumkette des Spreewaldes entgegen. Wieder umgeben uns im weiten Bogen herrliche Wieſenſtrecken, von zahlloſen Waſſeradern mäandriſch durchkreuzt. Werft und Schilf krönt die Uferböſchungen; Rohrkolben, Igelskopf und Teichbinſen weben mit bunten Blumen ein ſchmuckes Band längs der Waſſerſtraßen, auf denen Laichkräuter und Pfeilkraut aus dem Grunde emporſtreben, und weiße und gelbe Teichroſen in melancholiſcher Schönheit ſchwimmen, überflattert von Tauſenden buntfarbiger Libellen. Wir durchkreuzen die Mutnitza, den breiten Hauptſtrom des Oberſpreewaldes, und lenken dann in die Wiſianka ein. Aber der niedrige Waſſerſtand hier erſchwert dem Kahn den bisherigen leichten Gang. Noch ehe unſer Bootsmann ſelbſt es ausgeſprochen hat, ſind wir an das Ufer geſprungen, durch Schilf, Waſſerlachen, dicht verworrenes Buſchwerk, über unheimlich trübe Sumpflöcher und verſandete alte Gräben fort, immer dem Laufe unſeres einſamen Kanals folgend, auf dem der Führer nur mit Mühe das Fahrzeug hinanſteuert. Zuweilen ſteigen ein paar Wildenten in die Höhe, um mit ſchwerem Flügelſchlage wieder unweit davon zwiſchen Schilf und Geſtrüpp niederzufallen. Ein Kuckuck lockt in der Ferne. Sonſt iſt's ſtill. In einer guten Stunde läutet es Mittagszeit. Dann ſchleicht pschipolniza, die Mittagsgöttin, durch Feld und Wald. Ihr Antlitz iſt tief verſchleiert, ſo daß Niemand ihre Züge zu erkennen vermag. Wer ihr begegnet, dem legt ſie Fragen vor, und wehe Dem, der aus Furcht nicht zu antworten weiß. Verwundung und auch wohl Tod iſt die Strafe der ernſten, unheimlichen Göttin. Darum hinab in den Kahn. Unten hält er am Eingang zum dicht und hoch überſchatteten Kanowfließe. Und wieder gleiten wir durch grünen Hochwald, der von allen Zweigen, in allen Zungen ſeine lieblichen Wunder preiſet, aus deſſen Rauſchen uns Sagen und Lieder wie ahnungsvolle Geheimniſſe entgegentönen. Die Stille, die uns umgiebt, ſcheint

nur noch ein Echo unserer eigenen Seele zu sein, die im süßen Träumen einmal Feierstunde hält.

Gemächlich zieht der Kahn seine Furchen durch die welteinsame Wasserstraße, kaum daß das Niedersickern der Wassertropfen die traumhafte Stille stört. So war es immer hier und wird es noch für lange Zeit bleiben. Der Lärm modernen Weltgetümmels wird niemals diesen Zauber vernichten, so lange der Wald in solcher Herrlichkeit seine Wipfel über diese bis heute gerettete Spreewaldsinsel wölbt. Aber da schießt ein Kahn um jene vorspringende Waldecke, das erste Fahrzeug in dieser Stunde. Die rothgeränderte Dienstmütze des Insassen verräth uns schon von Weitem sein Geschäft. Ein Briefbote des Spreewaldes ist's, der jetzt mit seiner Ledermappe und einigen Poststücken an uns kopfnickend vorüberschwimmt, wie ein Gruß aus einer anderen Welt. Bald ist sein Kahn entschwunden. Alles kam und ging wie ein Traumbild. Inmitten des Waldes zeigt sich vor uns eine kleine Lichtung, das monotone Klappern von Rädern klingt herüber, schäumend fällt eine schmale Wassergarbe aus dem Gerinne nieder, und dann gleitet unser Kahn durch eine Schleuse mit starker Senkung jenseits wieder in einen still vorüberziehenden Kanal. Wir haben die Kanow-Mühle erreicht. Wohl spielen die Sonnenlichter über Dach, Mühlwerk und Gärten, wohl lachen Wald und Wiesengrün in diese Fenster, aber dennoch haftet diesem Orte etwas Düsteres an, und der Spreewäldler, der zur Abendzeit hier vorüberfährt, wenn die aufsteigenden Nebel gespenstige Gestalten über Moor und Wiesen weben, treibt den Kahn hastiger vorbei. Zu dem Spuk alter Sagen gesellt sich hier noch die Erinnerung an eine vor Jahren verübte schwere Blutschuld.

Auch wir halten nicht Rast. Die Mühlspree hinab geht es jetzt durch den Urwald zu einer Idylle inmitten dieses königlichen Waldreviers: der Unterförsterei Eiche, Forsthaus

und Waldschenke zugleich. Uralte Eichenriesen halten Wacht vor diesem grüngebetteten Blockhause, eine Linde rauscht uns Willkommen zu, und Gläserklirren schallt aus einer von Pfeifenkraut überwucherten Laube am Ufer. Eine ehrwürdige Stätte, dieses Forsthaus Eiche, dessen Besitz schon durch eine Reihe von Generationen sich fortgeerbt hat. Hier wohnt Zufriedenheit und schlichte Frömmigkeit. Alles sagt uns dies, auch der Spruch über dem Hause, nur schwer noch lesbar, spricht es aus. Er lautet:

„Wir bauen oftmals feste
Und sind nur fremde Gäste;
Wo wir sollten ewig sein
Da bauen wir ja wenig ein."

Wer wollte es heute noch sagen, wie einst dieser schöne, deutsche Spruch in den weltabgelegenen Spreewald der Wendei gekommen ist? Es ist eine altehrwürdige Hausinschrift. Schon 1617 ward sie in Goslar am Harz über die Thür eines neuen Hauses angebracht, wenngleich in etwas abweichender Form. Dieselbe lautete:

„Wir bauen hier so feste
Und sind doch fremde Gäste;
Doch wo wir sollen ewig sein,
Da richten wir uns wenig ein."

Um Forsthaus Eiche herum ist alles Urwald. Königlicher wie gräflich Lynar'scher Besitz grenzen hier aneinander und führen dem Besucher in ihren prachtvollen Waldungen, grauſtämmige, himmelanstrebende Erlen und gewaltige Eichen, von Werft und anderem fast undurchdringlichem Unterholz dicht untermischt, ein Abbild der einstigen, für immer entschwundene Spreewaldsherrlichkeit vor die Augen.

Mittag ist vorüber, als wir vor unserem heutigen Ziele, der Polenz-Schänke, in den kleinen Hafen einlaufen, nachdem uns unser Kahn ein Stück die breite Mutnitza hinabgetragen

hat. Zuruf und Händeschütteln heißen uns willkommen, und bald sitzen wir in dem traulichen Vorgärtchen unter Erlen, die Gläser klingen, und fröhliches Wort geht von Mund zu Mund. Die Stimmung der Landschaft und die der Herzen tönen zusammen; Vergangenes und Gegenwärtiges fließen in einander. Um die Lust der Stunde zu erhöhen, gleitet ein Kahn mit böhmischen Musikanten in den Hafen, und bald erklingen muntere Weisen und schweben über Garten und Wasser durch den aufhorchenden Wald, bis die durstigen Kehlen der Spielleute ihr althergebrachtes Recht fordern. So verrinnt die Zeit. Unser Gastgeber wird nicht müde, uns zum Bleiben zu nöthigen. Immer auf's Neue muß die Wirthin die Gläser füllen, immer lauter klingt das Hoch auf die Herrlichkeit des Spreewalds. Denn wovon das Herz voll ist, da geht der Mund über. Endlich aber schlägt die Stunde des Abschiednehmens. Die langsam sinkende Sonne mahnt zur Heimkehr. „Auf Wiedersehen im nächsten Jahre!" Ein letzter Händedruck, schmetternder Tusch der neugekräfteten Wanderkapelle, und dahin fliegt der Kahn. Unser Wirth steht am Ufer und folgt dem Kahne, bis eine Wegbiegung uns seinen Augen entzieht.

Während wir die Leipe'sche Grobla hinabgleiten, haben immer dichter aufsteigende Nebel den purpurnen Gluthball der Sonne und die Landschaft allmählich eingehüllt. Eine halbe Stunde Fahrt, und wir halten in Leipe Einzug, unter dessen Bäumen bereits die Nacht webt. Um so lauter und heller aber geht es im Gasthofe zu. Schon von Weitem erschallen Walzermelodien, und immer mehr Kähne, mit schmuckgekleideten Dirnen, steuern dem Tanzboden zu. Zuweilen gleitet auch ein Kahn mit nur einem Liebespaar vorüber. Der Bursch führt das Ruder, während das Mädchen, dessen weißes Kopftuch durch die Nacht blitzt, jeden versäumten Walzertakt zu beseufzen scheint. Das wirbelt und schmettert hinter den erleuch-

teten Fenstern, und dazwischen schrillt das Juchzen der flotten Dirnen.

Unser Kahn führt uns weiter. Eine immer fühlbarer sich machende Kälte läßt uns, warm eingehüllt, enger zusammenrücken. Still ist die Nacht. Nur hin und wieder hört man den Ruf des Wiedehopfes, oder ein Wiesenschnarrer belebt das Schweigen der Natur. Wie Sylphentänze schwebt es über den Wiesen auf und nieder, während der Glanz des Mondes geisterhaft Wasser und Nebelspuk mit seinem Lichte übergießt. Durch Lehde geht die stille Fahrt jetzt wieder. In dunklen Umrissen lagern links und rechts die Hütten, hier und dort wirft ein mattes Lampenlicht seinen Schein über die Wasserstraße, durch deren dichte Wipfel nur selten ein Mondstrahl niederfällt. Endlich wird es heller, bis uns die Parkriesen des Schlosses von Lübbenau noch einmal in ein Meer von Schatten hüllen. Dann aber halten wir an der Landungsbrücke zum Schloßgarten und bald hat uns der Gasthof „Zum braunen Hirsch" wieder in sein Bereich aufgenommen.

III.

Burg und der Schloßberg.

Abgesehen von dem prächtigen Idyll, welches das Schmuckkästchen Lehde für den Spreewald bildet, bleibt das Riesendorf Burg (wendisch: Grod oder Burk), bisher eine Hochburg des niederlausitzer Wendenthums, doch der Hauptbrennpunkt für jeden Spreewaldbesucher. Weitaus älter, wie Berlin, und in seinem Umfange wohl fast eben so groß, wie die deutsche Reichshauptstadt — über eine Quadratmeile — hat sich dieses originelle und interessante Dorf noch so ganz in Sitte und Tracht das Erb-

theil der Väter bewahrt, wenn auch die wendische Sprache, wie überall, mehr und mehr erstirbt und von der heranwachsenden Generation einmal wird abgestreift werden, wie ein veraltetes Gewand, dessen Reiz mit dem Verblassen der Farben verloren ging. Dem Auge und Ohr des flüchtigen Besuchers freilich entziehen sich solche tiefgehenden Vorgänge einer langsam entschwindenden Nationalität. Die Eigenartigkeit der Dorfanlage innerhalb eines landschaftlichen Rahmens, der, wie in den Burger Kaupen, jedes einzelne Blockhaus zu einem ebenso farbenfreudigen, als ungemein lieblichen Bilde macht; die schmucke, bunte Tracht der hübschen, schalkhaften Dirnen, das dem modernen Städter so anmuthende Festhalten an alten Sitten und Gebräuchen: dies alles leiht Burg eine Anziehungskraft, welche mit jedem Jahre noch zu wachsen scheint. Nicht blos weit-, sondern auch weltberühmt ist vor Allem der Kirchgang der Frauen und Mädchen von Burg und der daselbst eingepfarrten Nachbardörfer, ein so malerisches Schauspiel, wie es in dieser Art geradezu einzig genannt werden kann. Die bunte Farbenpracht der Trachten wetteifert dann förmlich mit den dunklen Augen und den oft schönen Gesichtern der gruppenweise von allen Seiten herbeiströmenden Wendinnen, die, Schuhe und blendend weiße Zwickelstrümpfe zugleich mit dem Gesangbuch in der Hand tragend, erst kurz vor dem Eintritt in das Gotteshaus sich daran machen, die kräftig entwickelten Füße mit dem sonntäglichen Schmucke zu bekleiden.

Der nächste Weg nach Burg ist allerdings von Vetschau aus, wobei man dann auf dem Rückweg die Fahrt durch den Spreewald nach Lübbenau unternimmt. Aber es bleibt doch immer lohnender, hin und zurück durch die grünen Wasserstraßen zwischen Burg und Lübbenau im dankbaren Genießen dieser unvergleichlichen Naturschönheiten dahinzugleiten. Wer einmal im Sonnenuntergang eines Samstages die stillen Wasserstraßen nach Burg aufwärts zog, wenn der Abend zwischen den säuselnden Erlen und Eichen verglomm, und das Geläute der Abendglocke

andächtig durch den Wald klang, der wird eine Stunde feiern, deren Erinnerung noch lange ihm im Gemüth nachhallt.

Von Forsthaus Eiche führt der Weg nach der Straupitzer Buschmühle, unter allen gastlichen Stätten des Spreewaldes wohl die schmuckste und anheimelndste, Wohlstand, Sauberkeit und Sinn für das Gefällige zugleich verrathend. Das Nebeneinander von Garten, Wiesen und Wasser, strohbedeckten Scheunen und Schuppen und städtischem Wohnhause, dem von Geflügel und Hausthieren aller Art belebten Hofe, dem rauschenden Fließe und schweigenden Walde ringsum: dies alles schafft ein Gesammtbild von bezaubernder Schönheit.

Eine kleine Stunde das Straupitzer Fahr-Fließ aufwärts, gelangt man zu dem stattlichen Marktflecken Straupitz mit mehr als 1300 Einwohnern und einer doppelthürmigen, nach Schinkel's Entwurf erbauten Kirche, die eine Sehenswürdigkeit bildet und sicherlich eine der schönsten Gotteshäuser der Mark Brandenburg ist. Fünf große Gemälde schmücken das Innere, worunter das Altarbild vom Professor Matthäi in Dresden hervorzuheben ist. Eine luftige Gallerie verbindet die beiden Thürme. Straupitz ist seit dem Jahre 1655 Sitz der gräflichen Standesherren von Houwald, deren Schloß mit angrenzendem Park dem alten wendischen Orte eine schöne Zierde verlieh. —

Gleich nach dem Verlassen der Straupitzer Buschmühle betreten wir das Gebiet der Burger Kaupen. Jeder Begriff eines Dorfes hört hier völlig auf. Viele Hunderte von Blockhäusern liegen hier regellos zwischen dem bei Burg sich entfaltenden Kanalnetze der Spree verstreut; jede Hütte eine Insel für sich, mit eigenem Hafen, einer kleinen Kahnflotille, vom Backofen, von Ställen und Scheuern umgeben, in welch' letztere das eingebrachte Heu mittelst Kahn hineingeführt wird. Uralte, breitwipflige Erlen stehen schützend um das wendische Haus, an dessen Balkenwerk sich Kürbisse und Gurken zuweilen emporwinden, während eine Reihe Bienenkörbe zwischen aufgespeicherten Holz-

stößen, Reisigbündeln und Blumenstöcken hervorschauen, Zeugniß davon ablegend, daß die alte wendische Neigung für Bienenzüchterei noch immer im Spreewalde heimisch ist.

Burg, das über 4500 Einwohner zählt und mehr, als 700 Häuser besitzt, zerfällt in drei Theile, die zusammen eine kirchliche Gemeinde bilden:

1) Burg-Dorf, auf dünenhafter Erhöhung erbaut, mit einer großen, 2000 Sitzplätze enthaltenden Kirche, worin wendisch wie deutsch gepredigt wird; Schul- und Pfarrhaus, Apotheke, Post, vielen Kaufmannsläden, wohl ein Dutzend Gasthöfen und dem für alle Theile Burgs gemeinschaftlichen Friedhofe;

2) Burg-Kolonie, einer unter Friedrich dem Großen unter allerlei ergötzlichen Bedingungen gegründeten und von deutschen Einwanderern aus dem Erzherzogthum Oesterreich besetzten Kolonie westlich des auf festem, sandigen Boden sich ausbreitenden Dorfes Burg;

3) Burg-Kauper, wohl auch kurzweg die Kaupen geheißen, von kupa d. i. Erderhöhung, Erdhaufen, entschieden der interessanteste und jedenfalls schönste Theil des weit ausgedehnten Dorfes.

Die Entstehungsgeschichte dieser Ansiedelungen ist zugleich die Geschichte der allmählich durch Sumpf und Urwald vorgedrungenen Kultur.

Außer einigen Weberfamilien in der Kolonie und dem Dorfe, ernähren sich heute die Bewohner Burgs vom Ackerbau und von Viehzucht. Das Leben und Treiben innerhalb der Kaupen und dem benachbarten Dorfe Burg ist so reich an fesselnden Einzelbildern, daß das Auge sich kaum zu trennen vermag von diesen so ungewohnten Erscheinungsformen einer menschlichen Thätigkeit, deren Grundbedingungen durch den Boden, auf dem sich dieselben durch lange Jahrhunderte immer in derselben Weise entfalteten, vorgeschrieben worden sind. Freilich, auch seine Schattenseiten schließt das Leben dieser Insulaner ein. So während der Hochfluthen

oder beim Beginn des Frühlings, wenn das Eis zu schmelzen beginnt und jede Möglichkeit eines Verkehrs aufhebt, da ein Eisgang weder die Benutzung des Schlittschuhes noch des Kahnes gestattet. Aus diesem Grunde auch ist der Konfirmationsunterricht auf den Sommer verlegt worden, so daß die Einsegnung der Kinder zu Michaelis, anstatt zu Ostern, stattfindet. Der Unterricht wird seitens des Geistlichen in deutscher Sprache geübt, nur bei schwierigeren Wörtern, wie Tugend, Sünde, Auferstehung u. s. w., wird die alte Sprache der Väter noch zur Erläuterung benutzt. Und dann geht's heim, zu Fuß oder mittelst der am Ufer harrenden Kähne; heim in die wendischen Blockhütten, in denen jedes einzelne Kind zum Apostel der deutschen Sprache wird, das schönste Erbtheil seiner Väter, sich selbst unbewußt, zerstückelnd und vernichtend. Die wendische Sprache stirbt und mit ihr gehen auch jene charakteristischen, alten Gestalten dahin, welche noch als Träger echten Wendenthums, als Wahrer und Verkünder der im Wendenvolke lebenden Sagen und Ueberlieferungen in welteinsamen Blockhütten hausten. Von einem solchen alten Wenden erzählt uns v. Schulenberg in seinen „Wendischen Volkssagen" einmal. „Es war," heißt es da, „an einem schönen Sommerabende, als ich durch Busch und Wiesen heimkehrte und vor mir ein graues Männchen über den Weg streifen sah. Ich grüßte ihn: ‚dobry wjazor!' (‚Guten Abend') und folgte durch das feuchte Gras, durch Wiesen und Weidengebüsch. Zuletzt kamen wir an ein Wasser und gingen über den schwankenden Steg. ‚Hier wohne ich,' sagte das absonderliche Männchen, und wies auf das dichte Blättergrün. Ich konnte kein Haus sehen, aber bald standen wir vor einer uralten Hütte. Durch die kleine Thür traten wir in die vor Alter geschwärzte Stube mit eben solchem Schemel und Tisch, die neben dem Bette und alterthümlichen Ofen nur wenig Raum auf dem dunklen Lehm-Estriche ließen. Noch schmückten das Tellerbrett und ein Schränkchen mit der Bibel die Wand. Das war der alte Kito oder Kitko, wie ihn die Freunde

(mit dem Zärtlichkeitsnamen) nannten, der alte Erzähler in seinem Häuschen, das theilnahmsvoll die Reisenden betrachten und die Hand fremder Maler verewigt hat. Alter Kito, wie oft habe ich deinen Worten gelauscht, wenn du, die mächtige Pfeife im Munde, Netze strickteſt, Fässer ſpundeteſt, Uhren und Menſchen heilteſt oder auf gebrechlichem Nachen zappelnde Fiſche fingeſt! Auch mit dir ſinkt ein Stück Wendenthum in das Gras!" —

Unter der Fülle von Gaſthöfen im Bannkreiſe Burg's iſt der in den Kaupen gelegene „Gaſthof zum Spreewald" von Pank entſchieden der ſtattlichſte und hübſchgelegenſte. Ein auffallend ſchöner, hochſtämmiger Roſenflor erfreut hier das Auge, während zu ſeinen Füßen ſich ein bunter, wohlgepflegter Blumenteppich ausbreitet. Unweit dieſes Gaſthofes, ebenfalls am Ufer der Mühlſpree, erhebt ſich dicht am Waſſer die ſogenannte „Königs-Erle", ein ehrwürdiger Veteran unter den Bäumen des Oberſpreewaldes, deſſen Daſein vor einigen Jahrzehnten durch die Axt arg bedroht war, hätte nicht Friedrich Wilhelm IV. noch rechtzeitig dieſe koſtbare Erinnerung an eine fernliegende Epoche des Spreewaldes gerettet. Vielleicht überdauert er noch das ſterbende Wendenthum von Burg, wenn nicht Sturm und Wetter ihn vor der Zeit fällen.

Einen für Geſchichtsforſcher und Archäologen jedenfalls ſehr intereſſanten Abſtecher bildet der nicht weit von Burg ſich erhebende Schloßberg. Nur der Umſtand, daß hier muthmaßlich eine Veſte, eine Burg zur Abwehr deutſcher Angriffe geſtanden haben mag, erklärt auch den ſonſt innerhalb der Wendei ſo befremdenden Namen des Dorfes Burg. Hier am Schloßberg, wo ein Schatz von geheimnißvollen Sagen ſich um die nebelhafte Geſtalt des letzten wendiſchen Königs ſpinnt, da hatte auch einſt der alte, vorhin erwähnte Kito ſeine ſchlichte, waſſerumſpülte Hütte zwiſchen Buſch und Schilf errichtet.

Die Fülle von Sagen und unbeſtimmten geſchichtlichen Ereigniſſen, die reiche Beute an Ausgrabungen germaniſcher wie

slawischer Vorzeit, als kurze Steinbeile, Bronzen, Gold- und Eisensachen, Spinnwirteln, Webgewichten, unzähligen Urnen, Thränennäpfchen und anderen Thongefäßen, der hier gemachte, als „Halsschmuck von Babow“ berühmt gewordene Fund, wie jener zwei seltsam konstruirten, mit Thiersymbolen verzierten Bronze-Wagen, die eigenthümliche Lage und Gestalt des Hügels: dies Alles zusammen hat dem Schloßberg bei Burg einen hohen Reiz und ein weitverzweigtes Interesse verliehen.

Die gesammte Ausdehnung des unregelmäßig geformten Schloßberges beträgt in der Länge etwa 470 Schritte, in der Breite im Norden 250, im Süden 135 Schritte. Seine einstige Höhe betrug ehemals an 50 Fuß; Kultur und Regenabwaschungen haben dieselbe längst erheblich vermindert. Wie viel Natur, wie viel Menschenhand an diesem Hügel durch Aufschüttungen in früheren Jahrhunderten erhöhen half, kann nur noch annähernd bestimmt werden. Alle Sagen und Ueberlieferungen lassen den Schloßberg gleich einer Insel aus den Fluthen aufragen, und noch heute tritt bei größeren Ueberschwemmungen das Wasser im Süden bis an den Fuß des Hügels heran. Geringe Spuren ehemaliger Umwallungen sind noch hier und dort bemerkbar, ebenso ziehen sich noch in südöstlicher Richtung am Schloßberge zwei kurze Strecken künstlicher Erhöhung durch das Wiesenland, von den Anwohnern als die letzten Reste von dem „Wege des wendischen Königs“ (serskego krala droga) bezeichnet.

Ohne Zweifel ist ehedem der Schloßberg, als noch Sumpf und Moor an Stelle üppiger Wiesenflächen sich um Burg ausdehnten, am frühesten von Menschen betreten worden. Und baute man auch keine Wohnstätten auf ihm, so war dies Eiland doch wie geschaffen für einen Begräbnißplatz, mußte diese Höhe zwischen Sumpf, Wasser und Wald außerordentlich geeignet zu einem Versammlungsorte scheinen, den alten, finsteren Wendengöttern hier Opfer zu bringen und bei ihnen Schutz gegen die immer drohender heranwälzenden Deutschen zu erflehen. Ob dann ein

Schloß, eine schutzbietende Veste hier gestanden, wird nimmermehr entschieden werden können. Mit Bestimmtheit aber ist jene überlieferte Nachricht zurückzuweisen, daß hier einst auf dem Schlosse bei Burg Markgraf Gero dreißig angesehene wendische Fürsten zu Gaste lud, um sie dann mitten im festlichen Gelage heimtückisch morden zu lassen. Ob nun Schloß, Burg oder Kultstätte: es zerfiel allmählich nach der Besitzergreifung der Lausitz durch die Deutschen; Dornen und Gestrüpp wucherten empor, und knorrige Eichen hoben ihre schattenden Wipfel immer höher und höher darüber hin. Und dann kamen Art, Hacke und Pflug und eroberten dieses Stückchen Sagenland einer segenspendenden Kultur. Aber das Geheimnißvolle und gespensterhaft Düstere dieses sagenumwobenen Hügels vermochten sie nicht zu rauben. In Sage und Lied lebt noch immer der Wendenkönig fort, denn sein getreues Volk soll nach dem Ausspruche des alten Pribislaw, der eines Nachts den hülfesuchenden Wenden auf dem Schloßberge erschien, immer den Besten unter sich als König wählen. So erzählt's die Sage, so klingt es auch im Liede eines Spreewaldsdichters fort:

„Und wenn er nach dem Rathschluß der Götter scheiden muß,
So wählet einen Andern beim nächtlichen Beschluß.
Der Beste sei der König! Und der den Göttern gleich,
Der wird auf's Neu' errichten das alte Wendenreich.

Er sprach's und war verschwunden; und jetzt, ob unbekannt,
Herrscht noch ein Wendenkönig, doch nie wird er genannt.
Das wird geheim gehalten noch bis zu dieser Stund',
Und nimmer wird's erfahren je eines Deutschen Mund."

Im Unterspreewalde.

I.

Von Halbe bis Groß-Wasserburg.

Ist es im Oberspreewalde das wendische Leben und Treiben, das uns hier noch immer in Bauart der Blockhäuser, den malerisch bunten Trachten der Frauen, all' den seltsamen Sitten und Gebräuchen, Sagen, Liedern und der noch hier und dort ertönenden schönen, biegsamen Sprache entgegentritt, was diesem Theile des Spreewaldes seinen hervorragenden Reiz verleiht, so ist es für den Unterspreewald der weitaus stolzere und ausgedehntere Waldbestand, wenn auch sonst hier das Wendenthum fast ganz erloschen ist. Ehemals betrug der Umfang des gesammten Spreewaldes über fünf Quadratmeilen, wovon ungefähr drei Meilen auf den Ober-, zwei Meilen auf den Unterspreewald — nördlich Lübben also — fielen. Heute herrscht, abgesehen von dem wenigen Acker- und Gartenland, überall die Wiesenkultur vor. Mit Wald und Strauchwerk bestanden ist jetzt im Oberspreewalde nur noch ein Drittel der ehemaligen Größe, während der Unterspreewald sich fast noch drei Viertel seines Waldes erhalten hat, ein landschaftlicher Vorzug, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Diesem Unterspreewalde soll heute

unser Besuch gelten. Bis zu diesem Tage hat derselbe gegenüber dem anderen Theile eine starke und ungerechtfertigte Vernachlässigung erfahren. Er ist nicht so lustig und übermüthig wie sein Partner; die Farbenfreudigkeit der kleidsamen Frauentrachten hat er längst eingebüßt und darum ist ihm wohl auch die Gunst der zahlreichen Berliner Sommervögel nicht erblüht. Doch in seiner weltverlassenen Stille, seiner träumerischen Einsamkeit und keuschen Schönheit liegt noch ein tiefer Zauber, unentweiht von dem lauten, friedlosen Treiben der Welt. Unter seinen rauschenden, grünen Wipfeln wohnt dafür die Poesie.

Es ist ein sonniger Sommertag. Der Morgenzug der Görlitzer Bahn hat uns von Berlin zur Station Halbe gebracht, von wo wir gedenken in das Gebiet des Unterspreewaldes einzudringen. Jenseits des Schienenstranges blickt das freundliche Dorf Halbe zwischen hohen, breit ausladenden Baumwipfeln herüber, durch welche der soeben um die Waldesecke gleitende Eisenbahnzug seine flatternden, weißen Dampfschleier kräuselnd webt. Uns aber nimmt die bald hinter dem Bahnhofe links abzweigende Landstraße auf, die uns fast immer im Waldesschatten in einer guten halben Stunde nach unserem ersten Ziele, Wendisch-Buchholz, leitet. Es ist ein einsamer, stiller Weg. Wenn nicht der Telegraphendraht uns zur Seite zuweilen halbverweht sänge oder ein ferner Pfiff vom Bahnhofe hin und wieder durch den Forst tönte, man könnte glauben, Kultur und Weltgetümmel lägen hundert Meilen weit von hier. Nicht allzu oft mag über diese Waldstraße der Schritt eines naturfrohen Wanderers hallen. Das mag auch das Reh wohl denken, das soeben ein Stück vor uns aus dem Walde getreten ist und nun den schlanken Hals verwundert nach uns wendet. Dann senkt es den Kopf wieder leise und verliert sich zwischen den Wachholderbüschen, die hie und da unter den Kiefern sich zusammengefunden haben, wie eine ernste, schweigende Wahlversammlung, die den Worten einer übermüthig ihre lichten Zweige schüttelnden Birke andächtig lauschen. Nach

einer halben Stunde entläßt uns der Wald, rothe Dächer und ein hoher Kirchthurm künden uns das nahe Städtchen, um welches sich, wie in Ermangelung einer Mauer, zwischen Ort und Wald ein saftiger, grüner Niederungsstreifen legt, von dem rasch fließenden Gewässer der Dahme durchpulst. Das Dahmefließ, schlechtweg die Dahme geheißen und nur an ihrem Unterlauf zwischen Neue-Mühle bei Königs-Wusterhausen und Köpenick, auf welcher Strecke sie zahlreiche schwermüthige Seen plötzlich bildet, „Wendische Spree" benannt, entspringt aus zwei Quellbächen auf dem Plateau von Dahme, welche sich bei Zagelsdorf unweit Dahme zu dem Flüßchen vereinen, das dann, verstärkt und gewachsen, nach einem 13 Meilen langen Laufe sich als stärkster Nebenfluß der Spree bei Köpenick mit letzterer vereint. Unweit Golßen, in dessen Nähe — $^1/_8$ Meile — die Dahme unter malerischen Erlen dahinströmt, hat man sie auf eine kurze Strecke auch Golße oder Goila getauft. Wohin sie aber auch kommt, überall leiht sie der stillen, eintönigen Landschaft Leben und Farbe. Ein frisches Wiesengrün, das sie umsäumt, zahlreiche buntblühende und üppig emporschießende Sumpf- und Kletterpflanzen, eine muntere Thierwelt, die es sich in ihren Fluthen, an ihren lieblichen Ufern wohl sein läßt — dies alles macht die Dahme zu einem Schmucke der schlichten Mark.

Ueber eine Holzbrücke fortschreitend, dann noch an einigen Kiefern vorbei, die wie müde Wachtposten auf kahlen Sanddünen verschlafen stehen, und wir halten Einzug in dem Städtchen Wendisch-Buchholz, weder durch Mauern noch Thore, die es nie besessen hat, in unserem Vordringen aufgehalten. Noch stiller, als im Walde, weht es hier über die sonnenbeschienenen Straßen und Gäßchen wie Traum und Ausruhen. Ein Lastwagen hält vor einem Gasthause. Die beiden Gäule lassen gelangweilt ihre Köpfe in die leeren Futterkrippen hängen. Kein Kutscher ist in Sicht, kein Gast am Fenster, noch hantirende Knechte und Mägde in Hof und Flur. Dieselbe Ruhe Haus für Haus. Zuweilen zieren

in Rahmen aufgespannte, weißgeblümte, aus Baumwolle gehäkelte Vorsetzer die niedrigen Fenster im Erdgeschoß, zuweilen auch nur eine Petroleumlampe. Ein Fenster aber stand geöffnet. Ein Rosenstock grünte darin, wartend der Festtage, wo die Sonne seine ersten Blüthen aufgeküßt haben würde. Dafür erscholl im Vorübergehen aus dem dämmrigen Hintergrunde des Stübchens das heitere Lachen einer frischen Mädchenstimme. Doch kein Kopf ward am Fenster sichtbar. Auch dieser helle Morgengruß kam und ging wie ein Traum. Ein stattlicher Gasthof, „Hotel de Rome", steht am Marktplatz, in dessen Garten einst, einer sehr zweifelhaften Ueberlieferung nach, Paul Gerhardt auf seinem Wege nach Lübben das herrliche Lied: „Befiehl Du Deine Wege" soll gedichtet haben. Wenn auch, dem alten deutschen Sprüchworte nach, alle Wege nach Rom führen, so ist doch kaum anzunehmen, daß jemals Rompilger über Wendisch-Buchholz südwärts gezogen sind. Um so eigenartiger aber wirkt darum gerade hier in dieser Welteinsamkeit das sonderbare Wirthshausschild. Inmitten des Marktes erhebt sich innerhalb eines Kranzes schattender Bäume die 1752—1753 erbaute, stattliche Kirche, die als ein Phönix der Asche entstieg, als 1752 ein verheerender Brand fast die ganze Stadt niederlegte.

Wendisch-Buchholz ist ein sehr alter Ort, der bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt wird. An 1200 Einwohner heute zählend, hat er erst in diesem Jahrhundert Stadtrechte empfangen. Bis dahin galt er nur als Flecken, dessen Haupterwerbszweig, abgesehen von dem Ackerbau, in einem schwunghaften, durch die schiffbare Dahme begünstigten Holzhandel bestand, der auch heute noch eine Einnahmequelle bildet. Das Stadtwappen des friedfertigen Ortes zeigt eine Buche, obwohl mir nirgends dieser deutsche Lieblingsbaum in der Nähe von Wendisch-Buchholz zu Gesicht gekommen ist. Möglich, daß ehemals der dürre Sand ringsum von Buchenwipfeln überrauscht war, vielleicht aber auch, daß die Väter der Stadt dadurch nur

ihrer Sehnsucht nach frischem Blättergrün Ausdruck geben wollten. Im 15. Jahrhundert gehörte das „Flecklein" Buchholz der Familie von Langen, während hundert Jahre später die Schenken von Teupitz als Herren genannt werden. Wenn auch Buchholz heute einen grunddeutschen Namen führt, so ist doch anzunehmen, daß dieser nur eine Uebersetzung des ehemaligen altslawischen ist. Nennen doch noch heute die Serben der Lausitz das Städtchen „Bukowina", ganz abgesehen davon, daß es ja noch immer allgemein den Zunamen „Wendisch" führt. Und was die Namen der hier seßhaften Einwohner anbelangt, so ist fast bei einem Drittel derselben der slawische Ursprung nachzuweisen. An Geschichte ist das Städtchen arm. Außer jenem schon erwähnten Brande 1752, tobte 1845 ein wüthender Orkan über diesen am rechten Ufer der Dahme sich freundlich aufbauenden Ort, der ebenso viel Schrecken als Elend für die armen Bürger brachte.

An Jahrmarktstagen — es werden deren mehrere jährlich hier abgehalten — mag es wohl lebendiger in Wendisch-Buchholz hergehen. Heute schien es, als habe man den Tag zur Nacht gemacht. Zwar eilte ein Schuljunge einmal über den Marktplatz, doch als ich mich ihm nähern wollte, verdoppelte er seine Schritte. Ich hatte es schon, unter den Bäumen an der Kirchmauer harrend, aufgegeben, das geschäftige Treiben der freundlichen Stadt sich entfalten zu sehen, als noch im letzten Augenblicke ein ausgewachsener Buchholzer aus einem Hause trat, gähnend in die Sonne hinaufblinzelte und dann gemächlich, beide Hände in die Hosentaschen versenkt, über den Markt schlurrte, gerade auf die Bäume zu, unter denen ich stand. Als wir nach einer lebhaften Unterhaltung, welche sich naturgemäß über Richtung und Weges-länge, dann über Buchholz selbst verbreitet hatte, uns unter Händedruck trennten, schien eines Jeden Antlitz Zufriedenheit zu lächeln. Ich schied in dem schönen Bewußtsein, daß ein stiller Marktplatz niemals den Maßstab für die Beredtsamkeit seiner Umwohner abgeben kann, der Buchholzer aber mit dem erheben-

den Gefühl, daß es doch etwas Eigenes und Fesselndes um seine Heimath sein muß, wenn ein Berliner Wandersmann sich bald eine halbe Stunde an dem auf- und niederfluthenden Leben der verschlafenen Dahmestadt ergötzen konnte.

Bald hinter Buchholz empfängt uns wieder die Kiefernhaide. Ein trostloser Weg! Kümmerliches Knieholz, von Spinnweben durchwoben, von dürrem Moos und magerm Haidekraut zuweilen unterbrochen, dehnt sich zur Rechten und zur Linken aus, während die glühenden Sonnenstrahlen grell auf den gelben, unter den Füßen ausweichenden Sand niederfallen, unbarmherzig das Auge mit ihrem leuchtenden Glanze quälend. Dazu ein Flimmern und Zittern in der Luft, ein Summen und Schweben, als zögen viele Tausende neckender Waldgeister und Irrwische durch den Wald. Jetzt aber kündet ein frischer, würziger Windhauch die Nähe eines Wassers an; hier und dort schießt bereits ein grüner Grashalm am Wege schüchtern auf, zwischen das Knüppelholz mischen sich Birken, Erlen grüßen zu uns herüber, und endlich schimmert zwischen den rothbraunen Stämmen malerischer, weitausladender Kiefern der blitzende Spiegel des schönen Cöthener Sees entgegen. Vor uns aber bauen sich jetzt am wellenumspülten Ufer, wie ein liebliches Bild aus dem Rahmen geschnitten, zwei traurliche, netzumhangene Fischerhütten auf, über deren rohrgedeckte Dächer der blaue Rauch des Küchenfeuers sanft emporschwebt, um sich dann zwischen den Kiefernkronen zu verlieren. Der Wind, der über den See munter bläst, spielt in einigen bunten Wäschestücken, die an dem Hofzaun flattern, dicht neben einigen Haufen hoch aufgeschichteten, dürren Leseholzes. Am Ufer ruhen sich im Sande ein paar Fischkästen in der Nähe eines Holzsteges aus, während zwei schlanke Kähne sich wie im Schlummer auf den tanzenden Wellen wiegen.

Ein Hund hat angeschlagen. Nun öffnet sich eine Thür und der Kopf eines jungen Mädchens wird sichtbar, um bald wieder, nachdem wir unsere Bitte ausgesprochen haben, zu ver-

schwinden. Dann tritt es, zwei Ruder über die Schulter gelegt, aus der Thür auf den Weg heraus, der abwärts zum Ufer führt. Ein rothes Tuch ist über den Kopf geschlungen, doch noch immer Raum genug lassend, den vollen, braunen Flechtenschmuck bewundern zu können. Ein dunkler, unten gestreifter Rock verhüllt die schlanke Gestalt, während die kurzen, weißen Hemdsärmel sich wirksam gegen das Sammetmieder abheben und zugleich die vollen, aber doch sehnigen Arme frei lassen. Wort giebt Gegenwort, Frage Antwort, und so plaudern wir wie alte gute Freunde nach langer Trennung, bis das Ufer erreicht ist. Während die schmucke Dirne die Ruder zurecht legt, haben wir den Kahn am Ufer locker gemacht, noch ein kurzer Stoß unsererseits, während wir zugleich behende in das abwärts rutschende Fahrzeug springen — und Kahn und Insassen schwimmen hinaus in das blaue, herrlich leuchtende Wassermeer. Von sanften Höhen eingefaßt, mit stillen Buchten und umflüsterten Rohreilanden, so weitet sich rings um uns die glitzernde Fluth, während sich gegenüber die zerstreuten Hütten des Dorfes Cöthen, zu dessen Landungsstelle unser Boot seinen Lauf nimmt, an dem ansteigenden Ufer aufbauen. Mit leisem Gemurmel schlagen die Wellen an die Wand des Bootes, an dessen Spitze das sonngebräunte Mädchen auf dem Eckſitz steht, mit kräftiger, kundiger Hand das Ruder führend. Elastisch und gleichmäßig folgt der schlanke Leib jeder Bewegung des Ruders nach, bald vorwärts gebeugt und dann wieder energisch nach hinten gewandt, während der Wind mit dem bunten Kopftuch tändelt und wie mit liebkosenden Händen das braune Haar bald streichelt, bald zaust. Soeben noch den Kopf schelmisch seitwärts gebogen, läßt ein muthwilliger Scherz das hübsche Fischerkind laut auflachen, dann fließt das Gespräch wieder munter fort. Zuweilen springt ein Fisch in die Höh', oder eine Wildente hebt sich schreiend aus dem Schilfe, um bald darauf eine Strecke weiter wieder in dasselbe niederzu-

fallen. So fliehen die Minuten, fast zu kurz für diese stille, schöne Fahrt. Und nun nähern wir uns dem jenseitigen Ufer. Immer deutlicher tritt der Seegrund mit seinen blanken Kieselsteinen und zum Lichte strebenden Wasserpflanzen hervor; dann fahren wir knirschend mit der Kahnspitze auf den Ufersand. Das Mädchen ist zuerst herausgesprungen. Zögernd folgen wir ihm. Es muß wohl fühlen, wie sehr wir das frühe Ende dieser Fahrt bedauern. Ohne langes Besinnen reicht sie uns die Hand, noch ein flüchtiger Aufblick, ein letzter Gruß — und zurück gleitet der Kahn über die sonnige Fluth, der drüben unter knorrigen Kiefern sich fast versteckenden Fischerhütte zu. Wir aber schauen Kahn und Fischerin noch nach. Sie wendet sich nicht mehr um. Aber das Flattern ihres rothen Kopftuches können wir noch lange schauen. — —

Von Cöthen aus, einem weltvergessenen Wasser- und Walddorfe, führt in einer guten Viertelstunde ein Sandweg zu dem Fuße der Cöthener Berge. Eine Reihe kleiner, unansehnlicher Seen schmiegt sich wie schutzsuchend an diese Höhen an. Sie sollen noch immer für Angler eine reiche Fundgrube bilden, da das wilde Durcheinander von uralten Wurzeln, Aesten und Gestrüpp, das ihre Tiefen ausfüllt, eine geregelte Ausnutzung durch Netzfang unmöglich macht. Eine Viertelstunde hinter dem Dorfe Cöthen begegnen wir zuerst dem Picher See, in dessen dunklem Wasserspiegel sich eine Hütte melancholisch beschaut, die Cöthener Pechhütte, in welcher ehemals ein Theerofen im Betrieb war. Bald grüßt uns der Mittel See, und wieder fünf Minuten weiter haben wir den Tiefen See erreicht. Dann aber hinan die mit starken, knorrigen Eichen und düsteren Kiefern bedeckte Bergwand, zu der höchsten Kuppe des Höhenzuges, dem Wehla-Berg, von dessen Gipfel, den außerdem noch ein für trigonometrische Zwecke errichtetes Holzgestell mit Leiter und schwankendem Altan krönt, sich ein ein ebenso überraschendes, als liebliches Bild in die schlichte,

märkiſche Landſchaft entrollt. Vor uns ruht Dorf Cöthen mit ſeinem ſchimmernden See und den einſamen Fiſcherhütten gegenüber. Das rothe Kopftuch flattert nicht mehr. Still liegen See und Wald und Fiſcherhaus. Nur der Rauch kräuſelt ſich noch wie vorher über Rohrdach und Kiefernhaide fort. Nach Weſten hin blickt man über den troſtloſen Höhenzug des Brand, ein gottverlaſſenes Stück Mark, das einſt ſelbſt der Feind mied, zu dem Fläming zwiſchen Dahme und Baruth; dann reihen ſich die Höhen am Teupitzer See, nach Norden hin ſteigen die Berge der Dubrow und die Müggelberge empor, und ganz am Horizonte erkennt man mit bewaffnetem Auge bei klarem Wetter die Thürme der deutſchen Reichshauptſtadt. Drüben, rechts von Cöthen, grüßt Klein-Waſſerburg herauf, noch weiter ſüdlich Dorf Krausnick. Das nicht mehr ferne Ziel unſerer Reiſe, der Unterſpreewald, verbirgt ſich theilweiſe hinter hohem Stangenholz. Der Wehla-Berg bildet mit ſeiner weiten, ſchönen Ausſicht einen Glanzpunkt dieſer Gegend. Aug' und Ohr genießen zugleich den ſtillen Zauber dieſer tiefen Einſamkeit. Kein menſchlicher Laut dringt hier herauf. Wenn nicht hier und dort eine leichte Rauchwolke über der Landſchaft hinſchwebte, wäre faſt alles ſtumm und bewegungslos. Nur hin und wieder tönt das Hämmern eines Spechtes aus dem Walde, oder ein Kuckuck ruft das Echo wach. Sonſt ſchweigt Alles. Die Gräſer nicken und zittern im warmen Sommerwinde, und kleine blaue Schmetterlinge ſpielen über Glockenblumen, Thymian und glänzenden Pechnelken luſtig im Sonnenſchein dahin.

Vom Wehla-Berge aus wenden wir uns durch den von maleriſchen Schluchten durchzogenen Hofkammerforſt, bis wir nach einer halben Stunde, aus dem Walde tretend, vor uns das erſte Spreewalddorf Groß-Waſſerburg liegen ſehen. Der Uebergang aus der Sandregion in die waſſerreiche Sumpflandſchaft, der jähe Wechſel vom Kiefernwalde zum Erlenbuſch

ist in der That hier überraschend und unvermittelt. Denn während ein trockener, gelbleuchtender Sandgürtel sich diesseits bis hart an die ersten Häuser des kleinen Dorfes schmiegt, erblicken wir schon nach einigen Schritten dorfeinwärts den ersten wendischen Kahn unter niederhangenden, dichten Erlenzweigen sich auf einem vorübermurmelnden Kanale schaukeln.

II.

Eine Kahnfahrt bis Lübben.

Groß-Wasserburg bildet für alle von Norden kommenden Reisenden eine Eingangspforte zum Unterspreewalde. Freilich keine allzu einladende. Das Dorf selbst ruft nur einen kümmerlichen Eindruck hervor; dazu kommt, daß die Vernachlässigung des Unterspreewaldes seitens naturfroher Sommervögel das Gasthofswesen fast überall noch auf einer tiefen Stufe zeitgemäßer Entwickelung beließ, daß es allerdings Manchem nicht zu verargen ist, wenn er lieber die gastfreundlicheren Stätten des Oberspreewaldes aufsucht. Und nun gar in Groß-Wasserburg!

Es ist eine unfreundliche, dunkel verräucherte Hütte, in die wir eintreten, uns zu stärken und zugleich uns einen Kahnführer für die geplante Wasserfahrt zu miethen. Tabacksqualm und Alkoholdunst erfüllen den niedrigen Raum. Lebensmüde Fliegen kleben an den schmutzigen Fensterscheiben, während ein paar Männer, den Kopf auf die Ellenbogen gestützt, an einem rohgezimmerten Tische politisiren, hin und wieder einen kräftigen Schluck Bier aus den langen Gläsern in die durstigen Kehlen stürzend. Wenn das Gespräch gar zu drohende Formen

annimmt, auch dieses oder jenes kühne Wort erzeugt, dann donnert jedesmal hinter dem Schanktisch eine scharfe Zurechtweisung hervor, zuweilen wohl auch von einer wenig schmeichelhaften Anrede begleitet. Denn das ist so Brauch in Groß-Wasserburg, und wer sich, fremd oder einheimisch, ihm nicht fügen will, läuft Gefahr, daß kein Tropfen Bier dem Hahn des Fasses entquillt. War doch der grauhaarige Ganymed ehedem Schulmeisterlein im Dorfe, das noch immer nicht vergessen kann, daß einstmals sein Rohrstock wohl auf den meisten der Rücken seiner jetzigen Dorfgäste in Gewitterstunden niedergesaust ist.

Unsere Frage nach einem Kahnfahrer hat dem politischen Zwiegespräch und somit auch dem Stirnrunzeln des bierschenkenden, Groß-Wasserburger Pestalozzi ein Ende bereitet. Der eine der Männer hat sich bereit erklärt, uns nach Schlepzig, dem Hauptorte des Unterspreewaldes, zu fahren, von dort wird ein Gevattersmann uns weiter bis Lübben geleiten. Unweit der Dorfschänke harrt bereits ein Kahn, noch ein paar Minuten Frist, dann kehrt unser Kahnführer mit einer langen Ruderstange und einer Holzbank mit Rücklehne zurück. Ein paar alte Tücher werden die Härte des Sitzes mildern. Und somit denn dem gastlichen Groß-Wasserburg: Lebewohl.

Stromaufwärts geht es jetzt die Wasserburger Spree unter den rauschenden Bäumen des königlichen Waldes dahin. In der That, ein königlicher Wald! Uralte, dicht schattende Waldriesen bilden hier im Verein mit Gebüsch aller Art ein fast undurchdringliches Dickicht. Stolze Erlen von seltener Pracht und Schönheit reihen sich wie Säulen eines Kirchenschiffes zu beiden Seiten aneinander, hoch über der Wasserstraße ihre sich liebend umfassenden Zweige zu einer lichtgrünen Kuppel wölbend, deren leise zitterndes Abbild sich lieblich in den flüsternden Wellen malt. Dazwischen recken ehrwürdige Eichen ihr knorriges Geäst zum Himmel, dessen azurne Bläue zuweilen

wie ein freundlich' Menschenauge durch die Laubkronen blickt. Hier neigt eine Silberweide sinnend ihr Haupt zum Wasser hinab, dort haben sich Hopfen und Epheu ein inniges Stelldichein an dem Stamme einer Ebereſche gegeben, deren Fruchtbüſchel bereits beginnen, ſich gelblich zu färben. Sumpfpflanzen aller Art faſſen die Ufer ein und ſchießen wohl auch mitten im Walde auf, wo eine Lache als letzter Reſt eines todten Waſſerarmes unheimlich durch die Stämme glänzt, Irrlichtern und Lichtermännchen ein Tummelplatz in nebliger Herbſtnacht. So geht es weiter und weiter, bald hier hin, bald dort hin durch das krauſe Gewirr von Kanälen. Immer nur Wald und Waſſer und Himmel, immer dieſelbe heimliche Weltabgeſchiedenheit. Mit Entzücken trinkt das Ohr die Symphonien eines vielhundertſtimmigen Waldchors, der nicht müde wird, uns die Schönheit und den Frieden dieſes Erdenwinkels dankbaren Herzens zu preiſen. Dazwiſchen plaudert unſer Kahnführer über die Freuden und Sorgen im Spreewalde, über alte Sitten und Sagen, Waldleben und Fiſcherei. Eine einſame Waſſerfahrt iſt's, aber darum doppelt ſchön. Nur einmal ſchlägt fremdes Menſchenwort an unſer Ohr. Aus den Büſchen unweit des Ufers taucht ein Kopf hervor, ein Büchſenlauf wird ſichtbar. Kahnführer und Wilderer wechſeln ein paar kurze, uns unverſtändliche Worte, während die eine Hand des im Buſch Lauernden flüchtig ſtromaufwärts zeigt. Dann ein halbverſtohlenes Lachen, die Zweige ſchlagen wieder zuſammen und unſer Kahn ſetzt ſeinen Weg durch die einſame Waſſerſtraße fort. Doch das Plaudern hat ein Ende. Unſer Kahnführer iſt ſichtlich mit etwas beſchäftigt. Wohl fördert die Ruderſtange taktmäßig das Boot vorwärts, aber die Augen des Ruderers ſcheinen den Wald vor uns durchdringen zu wollen. Ruhelos ſchweifen ſie von hüben nach drüben. Jetzt aber wendet ſich der Alte um, ein raſcher Blick ſtreift vielſagend uns, dann ſchrillt ein halblauter Pfiff nach der Richtung hinab, von wo wir eben gekommen

sind. Gleich darauf tönt's halbverweht wie ein Echo zurück. Ein Zug der Befriedigung huscht über das verwetterte Gesicht; dann schwimmen wir ruhig den Kanal weiter hinauf. Und nicht lange darauf, so schießt ein Boot um die Ecke, uns entgegen. Ein blonder Jägerbursch lenkt das Fahrzeug. Auf dem Rücksitz hat ein alter Grünrock Platz genommen, den Stutzen zum Anschlag bereit. Unser Kahnführer lüftet zum Gruße die Mütze, ein knurrender Gegengruß, von einem eigenthümlichen Blick begleitet, ist die Antwort. Weiter ziehen die Boote ihre Bahn. Sichtlich befriedigt nimmt jetzt der Alte wieder den Faden seiner Schilderungen auf, bis unser Kahn in eine kleine, von Werftweiden umstandene Bucht einbiegt und dann still liegt. —

Wir sind am Puhl, vielleicht mit der schönste Punkt im Unterspreewald. Noch höher, als bisher, streben hier die schlanken Erlen empor, noch majestätischer heben hier ehrwürdige Eichen ihre vom Alter durchfurchten, dunklen Stämme zum Sonnenlichte auf. Dazwischen aber mischen sich köstliche Rothbuchen, silberstämmige Birken, Kiefern, Eschen und ernste Tannen. Wilder Schneeball, Haselstaude und Schlehendorn bilden eine natürliche Schutzmauer für das Innere dieses herrlichen Stückchen Urwaldes, dessen Boden eine Fülle buntblühender, würziger und seltener Pflanzen aller Art dicht bedeckt. Während Kahn und Führer um die Landzunge im weiten Bogen gleiten, um jenseits uns wieder zu erwarten, schreiten wir durch Gestrüpp und Gesträuch, über Moor und Moos durch den Puhl, bis wir auf einen kleinen freien Waldplan gelangen, von schattenden Bäumen schützend umstanden. Das ist der Festplatz, wo alljährlich die Umwohner des Puhls zuweilen bei Musik, Gesang, Wurst, Bier und Tanz zum fröhlichen Thun sich zusammenfinden. Dann ziehen von allen Seiten Kähne mit festlich geschmückten Mädchen und Burschen heran, aus Wasserburg, Leibsch, Neu-Schadow, Neu-Lüb-

benau, Schlepzig, Krausnick und Hartmannsdorf, um hier im grünen Waldesschatten zu der Arbeit des Daseins auch die Freude zu gesellen. Erst wenn dann der Abend seine Schleier um die Baumkronen spinnt und die Dämmerung mehr und mehr unter den Zweigen sich lagert, gleiten die Kähne unter Gesang und Lachen wieder heim zu den stillen Wasserdörfern.

Eine Viertelstunde Fahrt von Puhl aus bringt uns in das stattlichste Dorf des Unterspreewaldes, Schlepzig, nachdem uns noch vorher links zwischen den Stämmen des Waldes das idyllische Forsthaus Buchenhein gegrüßt hat. Im Gegensatze zu Groß-Wasserburg athmet hier in Schlepzig alles Wohlstand, Sauberkeit und Zufriedenheit. Der schöne Wiesenreichthum und eine damit verbundene ergiebige Viehzucht, haben die Wohlhabenheit des ungefähr 900 Seelen zählenden Ortes begründet. Eine Lust ist's, durch diese Dorfstraßen zu fahren, deren schmucke Häuser sich in den Fluthen behäbig spiegeln.

Wenn man den Gasthöfen des Unterspreewaldes im Allgemeinen wenig Rühmenswerthes nachsagen darf, dieser verdient, nach dem Maßstab des Spreewaldes eben gemessen, immerhin seinen Stern in jedem Führer. Unweit der rastlos schaffenden Schneidemühle sind wir an's Land gegangen, um dem Dorfe selbst einen kurzen Besuch abzustatten. Schlepzig ist ein uralter Ort. 1374 wird er als Schlepzighk, 1437 als Schleppist genannt. Möglicherweise, und Vieles spricht dafür, ist es auch jener im Gau Lusici und in Gero's Grafschaft belegene Ort „Zlupisti" schon gewesen, den der deutsche Kaiser Heinrich II., als er auf Bitten des Abtes Eggihard der feierlichen Einweihung des von letzterem in Nienburg a. d. Saale erbauten Klosters am 8. August 1004 beiwohnte, zugleich mit anderen Ortschaften dem neuen Kloster schenkte, damit sein und seiner Vorfahren wie Nachkommen Name

erhalten bleibe, wie auch sein bevorstehender Feldzug gegen die Slawen mit Sieg gekrönt werde.

Während des dreißigjährigen Krieges tagten in Schlepzig von 1639 bis 1643 die Landstände der Nieder-Lausitz. Es giebt sogar eine Ueberlieferung, nach welcher dieselben auf einer kleinen Anhöhe bei Schlepzig, der Fürstenberg geheißen, ihr eigenes Ständehaus sich sollen errichtet haben, indem in Lübben die dort hausenden Schweden alles in einen Aschenhaufen verwandelt hätten. Damals fanden auch die Gottesdienste der Schwesterstädte Lübben und Lübbenau im Dickicht des Spreewaldes statt, wohin sich die ihres Lebens bedroht sehenden Einwohner mit ihrer kümmerlichen Habe geflüchtet hatten.

Da der Unterspreewald reich an Sumpfeisenerz ist, so besaß Schlepzig bereits im 14. Jahrhundert seinen Eisenhammer, der 1374 erwähnt wird, in welchem Jahre Kaiser Karl IV. ihn dem Hans Sehenbub vereignet. 1488 wird dann ein Peter Klinge mit dem Hammer belehnt, welchen derselbe für 45 Schock von den Reinhard'schen Erben erstanden hat. Im Jahre 1492 reichet dann „Niclas von Köckritz, Vogt zu Lausitz, dem Peter Klinge den Hammer zu Schlepzig mit der Mühle auf der alten Hammerstadt zu Lehen." Diese Mühle aber ist die nordwestlich vom Dorfe belegene Buschmühle; den Hammer findet man noch auf älteren Karten angegeben. Eingegangen war er bereits im 17. Jahrhundert.

Von Schlepzig aus bietet sich noch ein lohnender Ausflug stromabwärts nach Leibsch, wo die ihre Wasseradern hier wieder zusammen ziehende und nun schiffbar werdende Spree in den Prahm-See tritt, von da nach Neu-Lübbenau, einer durch Friedrich Wilhelm I. gegründeten Kolonie Lübbenauer Gurkenzüchter, die aber als solche wieder einging, zum Aerger des Monarchen, der die bald wieder nach Lübbenau zurückkehrenden Kolonisten einstmals von dort herübergelockt hatte, weil er die schmackhaften Gurken im eigenen Lande — Lüb-

benau war damals sächsisch — bedeutend wohlfeiler erzielen konnte. Von Neu-Lübbenau kehrt man dann am Czirnitz (Zirnitz) vorbei, einem ähnlichen Stückchen Urwald wie der herrliche Puhl, nach Schlepzig zurück, um nun die Fahrt weiter bis Lübben fortzusetzen.

Auch wir eilen jetzt, den letzten Theil der heutigen Wanderschaft zurückzulegen. An Stelle des alten Kahnführers ist ein junger, freundlicher Mann getreten, der in rascher Erkenntniß des lockenden Vortheils, Pfriemen und Leisten der schusterlichen Werkstatt mit der Ruderstange flugs vertauscht hat, und nun nach herzlichem Abschied von Frau und Kind, uns die Wasserstraße von Schlepzig wieder hinauslenkt, währenddessen die kleine Familie am Ufer stehen bleibt, bis unser Fahrzeug durch eine Seitenschwenkung sich ihren Blicken entzogen hat. Wir aber schwimmen wieder durch rauschende Hochwaldspracht im Scheine des sinkenden Sonnenballs den Fluß hinauf.

Von Schlepzig nach Lübben bieten sich drei Wege. Entweder zu Fuß durch den schönen königlich Börnichen'schen Forst (am rechten Spreeufer), oder auch zwischen diesem und der Spree über die Wiesen fort, an dem Vorwerk Wiesenau vorbei nach Lübben, letztere Strecke allerdings nur bei ganz trockenem Wetter und unter Begleitung eines Führers. Beide soeben genannten Wege erfordern $2^1/_2$ Stunden. Noch eine Stunde länger währt der Wasserweg. Dennoch ziehen wir ihn vor. Zum Spreewald gehört nun einmal die Kahnfahrt, besonders wenn sie wie hier durch eine Fülle lieblicher, stimmungsvoller Reize ausgezeichnet ist. Von Schlepzig aus fahren wir die Czaska hinauf, an der Wussecke vorüber, wo im dreißigjährigen Kriege der General-Superintendent Huttenus aus Lübben vor dem Landtagsausschuß gepredigt haben soll. Dann machen die hohen Erlen für eine kurze Zeit einem lieblichen Birkenwäldchen Platz, Baba genannt, dessen niederhangende Zweige sich träumerisch in der dunkelnden, breiten Fluth beschauen. Zuweilen gleitet ein Fischerboot mit Netz und Reuse vorüber.

Ein kurzer Gruß tönt durch den stillen Abend, und Kahn und Fischer nimmt die neblige Dämmerung auf. Denn die Sonne ist hinab. Auch der letzte Purpurschein auf dem Wasser ist längst verblaßt. In den Zweigen singen die Vögel nicht mehr. Die Natur rüstet sich zum Schlafen. Nur der Wiesenschnarrer lärmt noch am Ufer, und zuweilen tönt der melancholische Ruf eines Käuzchens durch die hereinbrechende Nacht. Nicht ganz zwei Stunden Fahrt und der Rand des schönen Waldes ist erreicht. Weite Wiesen dehnen sich jetzt zu beiden Seiten aus. Der Mond ist heraufgestiegen und malt sein Bild in den silberglitzernden Wellen. Deutlich erkennen wir noch aus den moorigen Ufern der Spree die dunklen Stumpfe gewaltiger Baumstämme, meistens Eichen, hervorragen, die letzten stummen Zeugen eines köstlichen Urwaldbestandes, der sich einst bis an die Häuser von Lübben hinzog.

Vom flimmernden Mondlicht zauberisch durchwebt, ziehen und tanzen phantastische Nebelgestalten über die Wiesen, bald sich fassend, dann wieder fliehend, jetzt wie ein wallendes Meer über die feuchte Niederung brauend, um bald darauf im nächtlichen Reigen höher und höher emporzuschweben. Es ist kühl geworden. Fröstelnd hüllen wir uns in die mitgenommenen Decken, während unser Kahnführer seine Anstrengungen sichtlich verdoppelt. Kein Boot schießt mehr an uns vorüber. Unendliche Ruhe und Einsamkeit rings umher. So nähern wir uns dem heutigen Endziele. Die dumpfen Schläge einer Thurmuhr hallen uns entgegen, und jetzt tauchen die ersten Lichter auf, mit jedem Ruderschlage sich mehrend. Noch ein paar Minuten, dann fahren wir zwischen Baracken und Hütten hindurch und halten bald darauf am Landungsplatze. Lübben ist erreicht, und nachdem der Führer seinen Kahn an's Land gezogen hat, wandern wir durch ein paar Seitengassen dem ruhewinkenden Gasthause zu.

III.

Lübben.

Wer zum ersten Male Lübben vom Bahnhofe aus betritt, wird überrascht sein durch ein prächtiges Luſtwäldchen, welches ſich zwiſchen Stadt und Bahnhof in grüner Waldesherrlichkeit ausbreitet. Es iſt dies der ſogenannte „Hain“, der, als ein Reſt des ehemaligen Urwaldes an der Mündung der Berſte in die Spree, einer dankbaren Nachwelt erhalten blieb. Lübben, das, im Gegenſatz zu dem proſaiſcher und nüchterner denkenden Lübbenau, ſeinen Stadtwald nicht für ein gutes Stück Geld der Axt preisgab, hat ſich ſelbſt und ſeinem geſunden Bürgerſinn dadurch ein ehrendes Denkmal geſetzt, zugleich in jedem Fremdling durch dieſe Viſitenkarte im Voraus die angenehmſten Empfindungen weckend. Dieſe wohlthuenden Empfindungen bleiben uns auch treu, wenn wir nach einem Gang durch die Stadt, einer Beſichtigung ihrer Sehenswürdigkeiten uns zur Heimkehr wieder rüſten. Pulſirt in Lübben auch nicht jenes eigenartige ſpreewälder Leben und Treiben wie in Lübbenau, das trotz ſeines weit ländlicheren Ausſehens immer die eigentliche Hauptſtadt des Spreewaldes bleiben wird, ſo beſitzt das ſchmucke Städtchen Lübben doch ſo viel ſtille Reize, daß man gern Wort und Handſchlag giebt, einmal wieder fröhlich Einſprach hier zu halten.

Daß Lübben ſtolz ſein darf auf ſeinen Hain, weiß jedes Lübbener Kind. Und mit Recht. Er iſt eine Zierde, wie ihn nicht viele Städte aufzuweiſen haben, eine Erholungsſtätte, zu welcher der Bürger mit immer neuer Freude mit Weib und Kind pilgert. Staunend ſchweift das Auge empor zu dem grünen Dome breitwipfliger, uralter Eichen, untermengt mit Eſchen, Weißbuchen, Erlen und Ulmen. Darinnen ſingt und klingt und jubilirt es im Frühling von luſtigen Sängerchören, die unentgeltlich die allerſchönſten Konzerte aufführen vom Morgen bis

zum Abend, bis zur ſtillen, milden Nacht, wo dann Frau Nachtigall der Liebe Luſt und Leid in ſchmelzenden Tönen verkündet. Der Sage nach ſoll hier einſt im Hain das Bild der wendiſchen Liebesgöttin Ljuba geſtanden haben, das man an gewiſſen Tagen feſtlich verehrte. Von Ljuba hätte Lübben ſpäterhin ſeinen Namen entnommen. Wo nach der Ueberlieferung einſt die heilige, der holden Göttin geweihte Eiche geſtanden haben ſoll, hat man vor ein paar Jahrzehnten zur Erinnerung daran am Hauptwege einen Stein errichtet, deſſen Inſchrift einfach lautet:

L. J. U. B. A.

In welcher Form einſt die Verehrung dieſer Göttin ſich kundgab, verſchweigt die Sage. Sie weiß nur, daß die Ludki, die Zwerge der Wenden, ihre Diener waren, und in den Ludkenbergen rings um Lübben wohnten. Dieſelben kamen oft zu den Menſchen, ſich allerlei Hausgeräth zu borgen, wofür dann bei der Rückgabe ſtets ein Geſchenk darin lag. Als ſpäter die Glocken aufkamen, ſind die Ludki ausgewandert, weil ſie den harten Schall derſelben nicht vertragen konnten. Manche ſagen auch, ſie ſeien in die Tiefen der Berge geſtiegen. Noch heute ſcheut ſich der Wende, ſolche Hügel durch Ausgrabungen zu entweihen. Lübben, wendiſch Lubin (d. h. Flußaue) genannt, verdankt ſeine Entſtehung einem uralten Fiſcherdorfe, das ſich mit ſeinen roh zuſammengefügten Blockhäuſern zu beiden Seiten längs der Spree, inmitten des damals undurchdringlichen Spreewaldes, hinzog.

Dieſer ſumpfige, urwaldähnliche Spreewald war in ſeiner düſteren Wildniß der Schrecken nicht nur der weiter wohnenden Volksſtämme, auch die Umwohner mieden ihn gern als den Sitz böſer Geiſter, den Schlupfwinkel reißender Thiere, und in ganz Deutſchland erzählte man ſich von dieſem wunderbaren Walde die allerſchaurigſten Mären. Dafür ließen es ſich ſeine Bewohner um ſo wohler darin ſein. Wo ſelbſt die Heerzüge deutſcher Kaiſer Halt gemacht hatten, um dann im weiten Bogen um dieſes Sumpfloch nach Polen den Marſch fortzuſetzen, da drohte von den benach-

harten Volksstämmen am allerwenigsten Gefahr für die treu an ihrem Glauben haltenden Wenden. Man dachte an die Kraft der Waffen, nicht aber an die stille Macht von Axt und Pflug, des ewig göttlichen Wortes.

Von seiner Entdeckung an fällt die Geschichte Lübbens mit der des späterhin gegründeten Lübbenaus zusammen. Der harten Kämpfe, welche Lübben drei Jahrhunderte lang mit der Schwesterstadt Lübbenau führte, haben wir schon früher gedacht. Erst der Machtspruch Kaiser Ferdinand's I. setzte der blutigen Fehde für immer ein Ende und glich die alten Grenzstreitigkeiten aus.

Seitdem ist Lübben wieder fröhlich emporgediehen, wie grimmig später auch noch einmal die Furie des dreißigjährigen Krieges ihre Geißel über das hart geprüfte Städtchen schwang. Lübben, das heute über 6000 Einwohner zählt, zerfällt in vier Theile, die alle wieder durch Spreearme getrennt sind. Da ist die Altstadt, welche noch einige Reste der ehemaligen Stadtmauer aufweist; ferner die Neustadt und die Gubener Vorstadt, endlich der sogenannte Schloß-Bezirk, auf dem sich in früheren Jahrhunderten eine Burg erhob, zur Bewachung und Vertheidigung des Passes im Spreewalde, später in ein Schloß umgewandelt, das als Residenz der vom Kaiser zur Verwaltung der Nieder-Lausitz ernannten Landvögte diente. 1845 wurde das Schloß zum Theil abgetragen. Heute ist es der Sitz verschiedener königlichen Behörden. Auch die Kommunalstände der Niederlausitz haben sich in Lübben ein stattliches Ständehaus errichtet, in welchem alljährlich ihre Zusammenkünfte stattfinden. Größere gewerbliche Anstalten besitzt Lübben nicht. Ackerbau, Viehzucht und Kleinhandel bilden die Erwerbsquellen der Einwohner. Früher gab es eine Zeit, wo das Bierbrauen stark im Schwunge war. Das Lübbener Bier genoß damals einen guten Ruf in der Mark. Dieser Ruhm ist heute verblaßt. Die Bierbrauer Lübbens zehren heute nur noch von dem Ruhme ihre Väter.

Lübben hat vier Kirchen: die Hauptkirche mit einem 200 Fuß

hohen Thurme, die Hospitalkirche, wie eine wendische und katholische Kirche. Den Hauptanziehungspunkt bildet die Hauptkirche. Von ihrem Thurme erschließt sich ein schöner Blick über die Spreeniederung mit ihren Kanälen, Wiesen und Wäldern. Noch anziehender aber ist das Innere des geräumigen Gotteshauses. Denn neben dem Altar, den eine treffliche Kopie der „Himmelfahrt" von Mengs schmückt, sargte man einst einen der innigsten deutschen Kirchenliederdichter ein, dessen Bildniß uns noch heute von der linken Altarwand ernst herniedergrüßt: Paul Gerhardt.

Lübben war es, daß einst dem schwergeprüften Manne nach langen Irrfahrten eine gastliche Stätte eröffnete, ihm, der nicht nur die protestantische Kirchenpoesie um eine Fülle köstlicher Blüthen bereicherte, sondern der überhaupt wohl unbestritten der erste deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts war, den der Magistrat zu Berlin mit vollem Rechte bezeichnen durfte „als einen in vielen Landen berühmten Mann".

Geboren zu Gräfenhainichen in Kursachsen im Jahre 1606 oder 1607 — Jahr und Tag sind, da die Kirchenbücher verbrannten, nicht mehr genau festzustellen — kam Paul Gerhardt als ein bereits alt gewordener Kandidat nach Berlin, wo er bei dem Kammergerichtsadvokaten Barthels oder Bertholdt Stellung als Hauslehrer fand, an dessen eine Tochter, Jungfrau Anna Maria, er trotz seiner vierzig Jahre bald sein Herz verlor. Die Seele des tief und treu empfindenden Mannes mochte wohl gar manchmal zurückbeben, das Geständniß seiner Herzensneigung dem Mädchen zu verrathen. Was konnte er dem blühenden Mädchen für eine goldene Zukunft malen? Die Hand des Krieges, die so schwer auf dem geprüften und verarmten Lande ruhte, sie hatte wohl auch seinem Streben längst den Lebensfaden abgeschnitten. All' den Jammer und das Wehe der zerrissenen Zeit hatte auch Paul Gerhardt tief empfunden, keiner aber hat ihn in so ergreifender und vollendeter Weise besungen, als der arme Kandidat, der längst ein trefflicher Dichter ward, ehe das Schicksal

ihm eine feste Lebensstellung schenkte. So sang er sein groß-artiges Lied über den dreißigjährigen Krieg, in dem es gegen den Schluß heißt:

„Das drückt uns Niemand besser
In unſ're Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein!
Ihr vormals schönen Felder
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Haid';
Ihr Gräber voller Leichen
Und blut'gen Helden-Schweiß,
Der Helden, derer gleichen
Auf Erden man nicht weiß."

Eines Tages aber pochte doch das Glück an das Kämmer-lein des poesiereichen aber güterarmen Kandidaten. In Mitten-walde war der Probst Göde (1651) gestorben. Auf die Bitte des dortigen Magistrats an den Berliner Rath, ihm einen tüch-tigen Geistlichen zu empfehlen, schlug dieser, ohne Paul Gerhardt davon in Kenntniß zu setzen, letzteren als Probst vor. Es mag hier eingeschaltet sein, daß diese hochklingende Stellung im Mit-telalter sowohl durch Ansehen, Einfluß als auch materielle Ein-künfte eine bedeutende und begehrte gewesen war, jetzt aber, wo man den bescheidenen Kandidaten zum Vorschlag brachte, längst diese Vorzüge bis auf den Titel eingebüßt hatte. Nun, unser Liederdichter schlug wohlgemuth in die dargebotene Hand. Als 44jähriger Bräutigam hielt er seinen Einzug in Mittenwalde. Wenige Jahre später führte er dann auch Jungfrau Anna Maria als seine Eheliebste in die Propstei heim. Da mochte ihm wohl das Herz wieder jung werden, da sang und klang es wieder in ihm wie in jungen Frühlingstagen, und anknüpfend an das Bild der Natur draußen, jubelte sein dankbares Gemüth:

„Nun ist der Regen hin!
Wohlauf mein Herz und Sinn,

Sing' nach betrübtem Leiden
Gott, Deinem Herrn, mit Freuden!" —

Mit der innigſten Frömmigkeit zu ſeinem Gotte, die ſich ſo oft in ſeinen köſtlichen Liedern zu einer ſchwärmeriſchen Sehnſucht nach dem Jenſeits ſteigert, verbindet der Dichter eine herzliche Freude an der Natur, eine gemüthvolle, ſchlichte Beobachtung all' ihrer Erſcheinungen. Wie er in ſeinem „Sommerliede" frohlockend ruft:

„Geh' aus, mein Herz, und ſuche Freud'!"

ſo beſingt er das frohe Daſein der Kreatur draußen mit behaglicher Luſt:

„Die Glucke führt ihr Küchlein aus:
Der Storch baut und bewohnt ſein Haus;
Das Schwälblein ſpeiſt die Jungen.
Der ſchnelle Hirſch, das leichte Reh
Iſt froh und kommt aus ſeiner Höh'
In's tiefe Gras geſprungen. —"

Doch nicht allzu lange lächelte dem Dichter die Sonne des Glücks in das ſtille Pfarrhaus zu Mittenwalde. Am 19. Mai 1656 ſchenkte der Himmel dem dankbaren Dichter ein Mägdlein, Maria Eliſabeth, um es ihm am 14. Januar des nächſten Jahres wieder zu rauben. Unter dem Orgelchore der Kirche zu Mittenwalde, die auch eine Kopie des in Lübben befindlichen Originalbildes von Paul Gerhardt beſitzt, hängt eine von den trauernden Eltern geſtiftete Gedenktafel. „Wenig und böſe iſt die Zeit meines Leben." Mit dieſen charakteriſtiſchen Bibelworten endet die Inſchrift der Tafel.

Im Oktober 1656 ſtarb in Berlin der Probſt Vher. Der Archidiakonus Lilius rückte in des Verſtorbenen Stelle ein, der Diakonus Reinhard ward Archidiakonus. Die jüngſte Stelle an St. Nikolai war alſo frei. Da wandte ſich der Berliner Magiſtrat an den Probſt zu Mittenwalde und bot ihm die erledigte Stelle an. Und Paul Gerhardt ſagte zu. Er ſah eben Alles als Gottes Fügung an. „Wenn ich dann

nach fleißiger anruffung des Nahmens Gottes," erwidert er dem Magistrat zu Berlin, „Unndt reiffer erwegung der so einhelligklich auf mir gefallenen votorum so viel abnehme, das der liebe Gott in diesem Werke seine sonderbahre schickung Unndt Regierung habe, alls will mier nicht anstehen, diesem Allgroßen und gewaltigen Herrn zu wiederstreben." — Paul Gerhardt sagte zu, vielleicht noch ahnungslos, zu welch' einer Quelle herber Enttäuschungen, bitterer Demüthigungen ihm diese neue Stelle werden sollte. Was nützte es ihm am Ende, daß die Gemeinde St. Nikolai treu an ihrem Seelsorger hing, daß der Berliner Magistrat seinen „in allen Landen berühmten" Diakonus durch alle Anfechtungen hindurch mannhaft und treu beschützte? Den vermeintlichen Gewissensbedrängungen war der tiefreligiöse Dichter, der bei aller Bedeutung doch scholastisch und einseitig empfindende Mann nicht gewachsen, der den Werth des Buchstaben über den freien, kühner aufstrebenden Geist stellte. Denn ein freudiger Zug wehte gerade damals durch die protestantische Welt, und besonders durch die Hauptstadt des genialen Kurfürsten, den schon die Mitwelt den „Großen" bewundernd nannte: das echte Christenthum von allen Schlacken zu säubern, es aus den starren Formen einer dogmatischen Verknöcherung in freiere Bahnen einzulenken. Ein streng' lutherischer Geist rang mit einer neuen, frischen Reformation. Hoch gingen die Wogen, ganz Berlin glich nur noch zwei feindlich sich gegenüberstehenden Heerlagern. Verordnungen auf Verordnungen erfolgten, die Kriegführenden zur Ruhe zu verweisen. Schließlich galt es, einen Revers zu unterschreiben, welcher verpflichtete, fortan in Frieden miteinander zu leben, den Gegner keiner gottlosen Behauptungen zu beschuldigen und auf Wunsch die Taufe auch ohne Exorzismus des Teufels zu vollziehen. Nun, die drei Geistlichen von St. Nikolai unterschrieben nicht. Die beiden ersten wurden sofort abgesetzt. Paul Gerhardt beließ man noch in seiner Stellung.

Der tiefreligiöse Mann und hohe Dichter flößte Allen Achtung ein. Acht Tage Bedenkzeit gab das Konsistorium dem Diakonus. Umsonst. „Ich habe mich längst bedacht," antwortete er, „ich werde meine Meinung nicht mehr ändern!" Nun nahm sich Alles des bedrängten Mannes an. Die Gewerke erschienen in corpore bei dem Rathe. Letzterer wandte sich mit einer inständigen Fürbitte an den Kurfürsten. Berlin wollte sich seinen Gerhardt erhalten. Schließlich erschienen auch noch die Stände vor dem Kurfürsten. Und Friedrich Wilhelm dachte groß. Größer sicherlich, als der engherzige, wenn auch muthige Diakonus von St. Nikolai. Am 9. Januar 1667 ward der Magistrat auf's Schloß berufen, wo ihm eröffnet wurde, daß Paul Gerhardt solle im Amte verbleiben. Noch denselben Abend empfing der schwer bedrängte Mann diese Freudenbotschaft. Sie kam zu spät. Paul Gerhardt war entschlossen, nicht auf seinem Posten länger zu verharren. Freiwillig dankte er jetzt ab. Seine Seele fand in diesen Kämpfen ihren Frieden nicht mehr. Vergebens war alles Bemühen des Magistrats, vergebens das Bitten seiner Gemeinde: der Diakonus von St. Nikolai vermochte seiner inneren Zweifel nicht mehr Herr zu werden. Die Entscheidung des Kurfürsten, der dem Eigensinn des frommen Seelsorgers lange geduldig gegenüber gestanden hatte, machte endlich der Sache ein Ende.

Am 4. Februar 1667 traf nachstehender, eigenhändig unterzeichneter, kurfürstlicher Bescheid ein:

„Wenn der Prediger Paul Gerhardt das ihm von Seiner Churfürstlichen Durchlauchtigkeit gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er dan Vor dem höchsten Gott zu VerAntworten haben wird; So wird der Magistrat in Berlin eheſtens einige andere friedliebende geschickte Leute Zu Ablegung der Probepredigt einladen, aber selbe nich eher vociren, bis daß Sie Zu vorderst Seiner Churfürstlichen

Durchlauchtigkeit Von Dero Qualitaeten Unterthänigsten Bericht abgestattet haben."

So war denn Paul Gerhardt seines Amtes enthoben. Eigenes Verschulden und Schicksalstücke hatten zusammengewirkt, immer dichtere Schatten auf seinen Lebensweg zu werfen. Ob jetzt auch seine hochherzige Gemeinde sich zusammenthat, den entlassenen Seelsorger vor materiellen Sorgen zu schützen, der Herzog Christian zu Sachsen-Merseburg-Weißenfels ihm freiwillig ein Jahrgehalt bewilligte, im Gemüth Paul Gerhardt's sah es doch trübe aus. Drei Kinder, in Berlin geboren, hatte er bereits wieder begraben; seine Frau, die ihm dann noch ein Söhnchen geschenkt hatte, begann immer ernstlicher zu kränkeln, dazu die Gewissenskämpfe des jetzt im Hause eines Verwandten seiner Frau lebenden Predigers — es war ein kummervolles Dasein. Dennoch verließ ihn nicht der Glaube an die Güte Gottes. In jenen bitteren Stunden mochte er wohl singen:

„Befiehl Du Deine Wege,
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt."

Aber die Hand Gottes sollte sich noch schwerer auf den ohnehin so tief geprüften Mann legen. Am Palmsonntage, den 15. März 1668, begrub Paul Gerhardt sein Weib hinter dem Altar der Nikolaikirche. Mit einem sechsjährigen Sohne stand der gebeugte Dichter allein an der Bahre. Es war der letzte Schicksalsschlag, welcher ihn traf. Es war ihm nicht mehr viel geblieben, um es fortan zu verlieren.

Als in Lübben die Stelle des Archidiakonus frei wurde, empfahlen treue Freunde den einsamen Mann bei dem dortigen Magistrate, welcher denn auch den bereits zweiundsechszigjährigen Prediger zu einer Probepredigt nach Lübben einlud. Am 14. Oktober 1668, den 20. Sonntag nach Trinitatis,

sollte dieselbe stattfinden. Am 9. Oktober erschien der abgesandte Wagen in Berlin, welcher Paul Gerhardt nach dem Orte seiner neuen Bestimmung führen sollte. Ein ehrenvoller Empfang, die wärmste Antheilnahme, erwartete den großen Liederdichter. Und so fand Paul Gerhardt in Lübben seinen letzten Ruhehafen, wenn es auch zuweilen selbst hier an unruhigen Gemüthswellen nicht fehlte. Denn gerade in diesen letzten Jahren war es, wo immer düsterere Anfechtungen den Strenggläubigen heimsuchten und er mehr wie einmal mit dem Teufel soll heiß gerungen haben, so daß er dann zum Altar seines Gotteshauses flüchtete, dort im inbrünstigen Gebete Hilfe und Trost zu erflehen. In einer solchen Stunde innerster Bedrängniß mag wohl sein Lied: „Wach' auf, mein Herz und singe" entstanden sein, in dem ein Vers lautet:

„Heut', als die dunklen Schatten
Mich ganz umgeben hatten,
Hat Satan mein begehret,
Gott aber hat's gewehret!"

Im Mai 1669 hatte Paul Gerhardt seine neue Stelle in Lübben angetreten, die er nur noch sieben Jahre bekleiden sollte. Am 7. Juni 1676 schloß der Tod dem müden Kämpfer für immer die Augen zu. Unter verheißungsvollen Worten seines schönen Liedes „Warum sollt' ich mich denn grämen?" auf den Lippen, schied Paul Gerhardt aus diesem Leben, das ihn mehr Enttäuschungen, als Gewinne, mehr Wolken, als Sonnenlichter, auf den Weg gegeben hatte. Sein Bildniß, das den Dichter, entsprechend der damaligen Sitte, mit Kinn- und Schnurrbart zeigt, trägt außer einem lateinischen Epigramme, das seine Tugenden und Bedeutung preist, noch folgende charakteristische, auf seine Teufelsanfechtungen Bezug nehmende Unterschrift:

„Paulus Gerhardus Theologus in Cribro Satanae tentatus et devotus postea, obiit Lubbenae anno 1676, aetato 70."

Ein schönes Vermächtniß eines edlen Gemüthes hat auch der Dichter in seinem Testament für seinen einzigen Sohn Paul Friedrich hinterlassen. Darin heißt es unter Anderem:

1) Thue nichts Böses in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts klein gesponnen: es kommt an die Sonnen.

2) Außer Deinem Amte und Berufe erzürne Dich nicht. Merkst Du dann, daß der Zorn Dich erhitzet hat, so schweige stockstille und rede kein Wort eher, bis Du erstlich die zehn Gebote und den christlichen Glauben bei Dir ausgebetet hast.

3) Der fleischlichen, sündlichen Lüste schäme Dich, und wenn Du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß Du heirathen kannst, so heirathe mit Gott und gutem Rathe frommer, getreuer und verständiger Leute.

4) Thue Leuten Gutes, ob sie Dir es gleich nicht zu vergelten haben; denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erde längst vergolten.

5) Den Geitz fleuch als die Höllen! Summa, bete fleißig, studire was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in Deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst Du einmal auch selig sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich. Amen."

An keiner seiner drei Wirkungsstätten hat dem Dichter die Nachwelt bis heute ein öffentliches Zeichen ihrer dankbaren Anerkennung errichtet. Dafür hat er in dem köstlichen, seiner Nation hinterlassenen Schatze weihevoller Lieder sich selbst das erhabenste und schönste Denkmal gesetzt. Wer, wie Paul Gerhardt in seinem Abendliede: „Nun ruhen alle Wälder", so tief ergreifende Töne anschlagen konnte, hat sich für alle Zeiten einen Platz unter den Dichterheroen des deutschen Volkes erobert.

Die irdischen Ueberreste von Paul Gerhardt sind neben dem Altar der Hauptkirche von Lübben eingesenkt worden.

Spätere Umbauten und Erneuerungen haben dann die Gruft beseitigt. Heute kennt Niemand mehr die eigentliche Begräbnißstätte. Aber kein Spreewaldfahrer, welcher für ein paar Stunden in Lübben Rast hält, versäume es, die Hauptkirche aufzusuchen, wo das schlichte Oelbild an den größten deutschen Kirchenliederdichter, der hier einst wirkte und begraben ward, erinnert.

Lübben's Bürgerschaft ist auf drei Dinge mit Recht stolz: auf den herrlichen Hain, das letzte Vermächtniß ferner Vorfahren; auf seine brandenburgischen Jäger, deren Kaserne nahe dem Bahnhofe einen stattlichen Schmuck der Stadt bildet, und von deren Heldenthaten das am 14. August 1868 auf dem Marktplatze errichtete schöne, adlergekrönte Denkmal erzählt; und endlich auf den Ruhm, daß die Mauern von Lübben einst dem Glaubensmärtyrer Paul Gerhardt einen gesicherten Schutzhafen und eine letzte Ruhestatt nach langen, bangen Kämpfen erschließen durften.

Am Sterbebette eines großen Volkes.

Das Wendenthum, der letzte Rest jenes noch heute in der Nieder- und Ober-Lausitz wohnenden, einst so gewaltigen slawischen Volksstammes, ist im Entschwinden. Das einst so tapfere, sangeslustige und betriebsame Volk liegt im Sterben. Und gleichsam wie von Todesangst erfaßt, so hat sich das letzte Häuflein Getreuer, von allen Seiten immer stürmischer zurückgedrängt, in den äußersten Winkel seines ehemaligen weiten Reiches schutzsuchend geflüchtet, um nun hier, nahe dem böhmischen Bruderstamme, seiner Auflösung entgegenzusehen. Wer ein Bild des heutigen Wendenthums malen will, der muß es in die Beleuchtung der scheidenden Abendsonne rücken. Andacht und tiefer Friede ruht auf der Landschaft, die im flüchtigen Glanze des sinkenden Tagesgestirns noch einmal aufleuchtet, bis die Schleier der Nacht Alles in tiefes Dunkel hüllen, der Nacht — welcher ein neuer Morgen, ein anderer Tag folgt. Gleich dem meerumbrandeten, kleinen Felseneiland von Helgoland, ragt auch die wendische Sprachinsel aus dem deutschen Meere herauf: Jedes Jahr ist eine Welle, welche einen Theil des mürbe gewordenen Gesteins

von ihr abbröckelt. Aber es ist heute kein heißer Kampf, kein hartes Ringen mehr, das zwischen Germanenthum und Wendenthum entbrannt ist; es ist nur noch ein letztes Ausathmen, ein sanftes Einschlafen.

Mit der durch Waffen erzwungenen Niederwerfung der slawischen Stämme war die politische Stelbstständigkeit des Wendenthums gebrochen, mit der Einführung der christlichen Lehre, der Ausbreitung der durch römische Einflüsse gesteigerten deutschen Kultur, die einst selbst erst von der slawischen fruchtbringende Anregungen empfangen hatte, war das freie Wendenthum dem Untergange geweiht. Zerstörender, als Feuer und Schwert, haben die deutschen Kulturbestrebungen diesem Ziele entgegengearbeitet. Noch immer reden ja heute ungefähr 100,000 Seelen die Sprache Jaczo's und Pribislaw's, aber vielleicht schon in ein paar Jahrzehnten, wenn das Wendenthum anderthalb Jahrtausende bei uns zu Gaste war, wird es verschwunden sein. Fieberhaft vollzieht sich jetzt sein Auflösungsprozeß. Aber gerade dieses Entschwinden, Absterben heischt es, noch einmal den Blick rückwärts zu wenden, die Geschichte eines Volkes an uns vorüberziehen zu lassen, das unsere Bewunderung in vollstem Maße verdient.

Mit Ruhm gedenkt man noch heute der Sachsen, die dreißig Jahre lang dem Frankenkönige Karl und dem Kreuze des Erlösers Widerstand leisteten. Um wie viel mehr muß aber dann die fast übermenschliche Zähigkeit eines Volkes zur Bewunderung stimmen, daß fünfhundert Jahre, 789—1289, sich gegen die Annahme der christlichen Lehre wehrte, mit den Waffen in der Hand seine Freiheit verfocht, seine Götzenaltäre vertheidigte! In diesem jahrhundertelangen, blutigen Kampfe hat sich das Wendenvolk der Mark selbst ein Riesendenkmal seiner Kraft, seiner Treue und Zähigkeit gesetzt, in diesem erbarmungslosen, fast übermenschlichen Ringen um Nationalität, Religion und Freiheit. Wenn auch vielleicht nur Wenige bei einer Wanderung durch die alte Mark Brandenburg sich bewußt werden, wie oft und tief dieser dürre

Boden von dem Blute Erschlagener geröthet worden ist, der geschichtskundige Wanderfreund fühlt um so eindringlicher die Macht der Erinnerung, welche seine Phantasie auf diese einsamen Fluß- und Waldlandschaften, diese träumerisch blickenden, dunkel eingefaßten Seen überträgt. Denn diese sind's ja eben, die unserer schlichten und bescheidenen Mark erst jenen wundersamen Zauber, jene tiefe Melancholie und stille Schönheit leihen.

An fünfhundert Jahre haben Schwert und Speer zwischen Deutschen und Wenden heiß gewüthet. Unter Karl dem Großen begann nachweisbar die Reihe der Kämpfe um Glauben und Vaterland. Dies war 789, in welchem Jahre die erste gewaltige Heerfahrt gegen das Wendenland stattfand, wobei dann auch die Hauptstadt des letzteren, Dragamiti, gestürmt und zerstört wurde. Das kleine Kreisstädtchen Teltow, unweit Berlin, ist nicht nur stolz darauf, Metropole und Wiege jener bekannten weißen Rüben zu sein, es erhebt auch den etwas fadenscheinigen Anspruch, daß an seiner Stelle sich ehemals das von den deutschen Heeresmassen zerstörte Dragamiti erhoben habe. Erst unter Albrecht dem Bären endete das jahrhundertlange, grausige Würgen, wenn es auch hier und da noch ein Jahrhundert hindurch zu kleineren Kämpfen kam. Als nach hartem Strauße Brandenburg, das alte Brennabor, am 11. Juni 1157 zum neunten Male in die Hände der Deutschen für immer fiel, als in der dreitägigen, furchtbaren Schlacht bei Groß-Glienicke (Schildhorn) — Anfang Juli 1157 — das verzweifelt sich wehrende Wendenheer überwunden und fast aufgerieben wurde, Jaczo, der so wunderbar vom Tode Gerettete, zum Christenthum übertrat und unweit Rüdersdorf das Cisterzienser-Kloster Kagel gründete, nachdem sein Oheim Pribislaw, der bis zu seinem Tode (1150) in Brennabor als Fürst geherrscht hatte, nach seiner Ueberwindung durch Albrecht den Bären ebenfalls sich mitsammt seiner Gemahlin Petrussa zur neuen Lehre bekannt hatte, wobei der Sieger selbst als Taufzeuge zugegen gewesen war, und Pribislaw darauf St. Godehard in

Brandenburg noch begründete — da war das Heidenthum anſcheinend für immer ausgerottet. Das Kreuz des Chriſtengottes leuchtete ſiegreich durch das überwundene Wendenland. Doch noch mehr, als zwei Jahrhunderte, herrſchte die alte Götterwelt in den Herzen der Wenden; zu ihren tief in den Urwäldern und Sumpfgebieten verſteckten Kultſtätten ſchlichen zu nächtlichen Stunden ſpukhafte Geſtalten, um unter Gebeten und Opfern von den Göttern Rache an den verhaßten Deutſchen zu erbitten.

Ergreifend klingt jene Stimmung wieder in einem „Gebet der Wenden", der Deutſchen Untergang herbeizuflehen.

„Helfender Suantewit,
Laß uns den eh'rnen Tritt
Deiner Allgewalt hören!
Führ' uns zum heiligen Krieg!
Gieb uns im Kampfe Sieg,
Daß wir die Chriſten verſtören.

Laß nicht im Siegeszug
Ueber den Aſchenkrug
Jagen die ſtampfenden Roſſe!
Schütze der Väter Herd!
Laß uns mit Axt und Schwert
Trotzen dem gift'gen Geſchoſſe.

In deines Tempels Gau'n,
Wo wir dein Antlitz ſchau'n,
Muß ſich das Crucifix neigen!
Herrſcher im Wendenland,
Zeig' uns dein Lichtgewand,
Gieb uns ein flammendes Zeichen!

Räche des Gaſtrechts Bruch!
Gero, dem Zwingherrn, Fluch,
Der unſ're Fürſten erſchlagen!
Suantewit, mach' uns ſtark,
Daß wir aus Luza's (Lauſitz) Mark
Siegreich den Sachſen verjagen!

An seinem Hochaltar
Mit der Gefangenen Schaar
Treten wir feierlich grimmen,
Und im geweihten Hain
Opfern wir ihr Gebein
Lodernd in heiligen Flammen!

Erst 1289 soll der letzte Wendenhäuptling seinen Tod in den Flammen gefunden haben, aus denen er die Tochter Anna seines einstigen Stammesgenossen, Ritters von Putlitz, edelmüthig rettete.

Dreihundert Jahre hatten ehedem Deutsche und Wenden, die im Anfang des 5. Jahrhunderts von Osten herübergekommen waren, im tiefsten Frieden mit einander gelebt. Man schätzte und achtete die neuen Gäste als Bringer einer für jene Zeiten immerhin hoch entwickelten Kultur, die belehrend und anregend für die deutschen Stämme sich erwies: neidlos sah man den Handel in den wendischen, längs der Ostsee gegründeten Orten immer blühender sich gestalten. Sollen doch manchmal an 300 Schiffe in der untergegangenen Hafenstadt Vineta vor Anker gelegen haben. In dieser Glanzepoche der Wendenherrschaft mögen denn wohl auch die zahllosen neugegründeten Ortschaften zwischen Elbe und Oder entstanden sein. Mit der Christianisirung, der sich späterhin die Germanisirung anschloß, war das Tischtuch für immer zwischen beiden Völkern durchschnitten. Das wendische Volk erschien jetzt mit einem Male den Sachsen nicht mehr als ein friedlicher, still seinen Beschäftigungen nachgehender Volksstamm. Angestachelt durch die aufreizenden Reden ihrer Priester, berauscht von der feurig einherbrausenden Aufforderung eines Bernhard von Clairvaux, welcher immer energischer auf einen Sonderkreuzzug gegen die heidnischen Wenden bestand, war aus dem letztern plötzlich ein verhaßtes, heimtückisches und herausforderndes Nachbarvolk geworden. Schwert und Kreuz haben dann entschieden. Aber die Abneigung, still oder laut, hat sich bis in unsere Tage doch fortgeerbt. Noch im Mittelalter war die Bezeichnung wendisch für hündisch gang und gäbe, und lange

Jahre nach der Christianisirung galten die Wenden für rechtlos. Darum auch noch heute zuweilen die brutale Redensart: „Hau zu, es ist nur ein Wende!“ Der gehässige Beigeschmack hat sich sonst freilich längst gegeben. Aber noch immer besteht doch zwischen beiden Nationalitäten ein gewisser, dem Fernerstehenden vielleicht kaum bemerkbarer Kriegszustand, der sich allerdings nur noch in gutmüthig-neckischer Weise zuweilen kundgiebt. „Aus vier Wänden (Wenden) baut man einen Stall“, spottet der Deutsche, und lakonisch und schlagfertig erwidert lächelnd der Wende: „um einen Deutschen darin einzusperren.“ — „Wendischer Dickkopf“, ist in Sachsen eine gangbare Redensart, wie man auch sonst noch zuweilen hört: „Gott verläßt einen Deutschen nicht, und wenn er ihn soll in's Wendische betteln schicken.“ Und wie der Protestant manchmal ruft: „Das ist zum katholisch werden!“ so sagt der Wende in seinem Unmuthe: „Da möchte man doch gleich deutsch singen!“ und geißelt damit zugleich die deutsche Sprache, welche, entgegen der weichen, schmiegsamen wendischen, sich lange nicht so zur Verwendung im Gesange eignet. Treffend äußert sich auch schon der Czeche Ludewit Stur darüber, indem er sagt, daß, wie bei anderen Völkern das Leben sich in Bauwerken, Statuen, Gemälden offenbare, es sich bei den Slawen in Tönen, Stimmen und Liedern kundbar mache, ja, es sei ihnen gleichsam zerflossen. —

Wie zitternde Wehmuth, weich und träumerisch, klingt es durch das schlichte Volkslied:

„Begrabt uns nun beide
Dort, unter die Linde,
Pflanzt auf uns zwei Reben,
Zwei Reben des Weinstocks.

Die Reben, sie wuchsen
Und trugen viel Trauben,
Sie liebten sich beide,
In Eines verflochten.“

Und wie schön ergreifend heißt es in einem anderen Liede:

„Nun sage mir, mein Mägdelein:
Was ist wohl schwerer als ein Stein,
Wohl als ein Mühlstein groß?“

„„Wenn von einander scheiden wir,
Das ist ja schwerer dir und mir
Als wie ein Mühlstein groß!““

Es ist als eine seltsame Fügung in der Weltgeschichte Lauf zu betrachten, daß die unscheinbare, schlichte Mark Brandenburg zweimal dazu ausersehen war, in der Entwickelung des deutschen Reiches eine so hervorragende, folgenschwere Rolle zu spielen. Wie dieselbe sich durch Jahrhunderte hindurch zu einem Brennpunkte eines gewaltigen Völkerstreites gestaltete, zu einem Kampfe um die Herrschaft zwischen Germanenthum und Slawenthum, der mit dem Siege des ersteren endete und die weiten Ländergebiete von der Elbe, der Havel und Spree bis zur Warthe und Netze dem deutschen Besitze zurückgewann, so hat auch die so oft geschmähte und bespöttelte Mark Brandenburg den Grundstein zu dem tapferen und tüchtigen Staate gebildet, aus dem endlich nach langem Hoffen und blutigen Opfern das schöne Deutsche Reich herrlich und bewundert emporblüht. In seiner interessanten „Chronik des Spreewaldes“ sagt Oskar Pank, selbst ein Kind des Spreewaldes, sehr richtig: „Wenn gerade die einstige brandenburgische Nordmark sich in ganz erstaunlicher Weise in der Geschichte als das eigentliche Mark des deutschen Nordens erwiesen hat, so ist unter den natürlichen Erklärungsfaktoren diese Thatsache nicht ein unbedeutender. Die eigenartige Mischung germanischen Blutes mit slawischem, die einflußreiche Bereicherung deutscher Gaben und Kräfte mit wendischer, deutscher Energie und deutschen Intellekts mit wendischer Zähigkeit, deutschen Ernstes mit wendischer Leichtlebigkeit — woher diese sonst unerklärliche Eigenthümlichkeit noch des gegenwärtigen Berliners? Es sind Gottes stille Wunderwege, der gerade auf dem von deutschem und wendischem Blute getränkten Fleckchen Erde so starke Pflanzen hat gedeihen lassen.“

Bevor wir zu der Betrachtung der Einwanderung und Ausbreitung der slawischen Völkerstämme übergehen, wollen wir erst für einen Augenblick bei dem Namen „Wenden" verweilen. Hier wie in noch manchen späteren Darstellungen folgen wir den überaus sorgfältig ausgeführten „Wendischen Wanderstudien" Richard Andree's. Trotzdem der eigentliche heimische Name der Slawen „Serben" ist, wurden sie doch von den Deutschen, wo immer man auch Niederlassungen von ihnen antraf, als Wenden bezeichnet, ebenso wie man die Kelten und Romanen „Wälsche" nannte. Von Skandinavien bis zu den Sachsen in Siebenbürgen heißen noch heute die Slawen „Wenden", während bei uns der Schriftausdruck Slawen allmählich Platz gegriffen hat und mit dem Ausdruck Wenden wir nur noch die in der Ober- und Nieder-Lausitz noch lebenden Serben bezeichnen, ebenso das einst zwischen Oder und Elbe angesessene Volk, dessen tragischer Untergang so tief ergreifend diesen Abschnitt unserer märkischen Geschichte ausklingen läßt. Wenden oder Winden hieß früher alles, was slawischen Ursprungs war. Jornandes, der im sechsten Jahrhundert lebende Schriftsteller der Gothen, spricht gleich im Beginne seiner Geschichte von dem volkreichen Stamme der Wenden (Winidarum natio populosa). Hundert Jahre später bezeichnet Fredegar die westslawischen Tschechen als Wenden (Sclavi cognomento Winidi); Bonifacius gebraucht nach wieder hundert Jahren denselben Ausdruck für Slawen der Umgegend von Fulda. Jener St. Gallener Mönch, der die Biographie Karl's des Großen schrieb, spricht von Winedi, Winidi, Wenedi, und alle Urkunden deutscher Größen weisen bis in's zehnte Jahrhundert dieselbe Benennung auf. Von da ab gebrauchen alle deutschen Chronisten für die im nördlichen Deutschland angesessenen Slawen den Namen Wenden.

Drei mächtige slawische Völkerschaften sind es einst gewesen, welche mit gewaltigem Ansturm von Osten herüberflutheten, um für längere oder kürzere Zeit nun deutsches Land besetzt zu halten. Es waren dies die Slowenen, Czechen und Polen. Als die Lan-

gobarden nach Italien aufgebrochen waren, waren es die Slowenen oder Winden, welche in den Jahren 592—595 die Landstriche des heutigen Oesterreichs, Steiermark, Kärnten und Krain besetzten, um nun, vielfach mit Avaren gemischt, eine slawische Grenzmark gegen die deutschen-fränkisch-bayerischen Lande zu bilden. Späterhin kehrten die Franken zurück, der ackerbautreibende Slawenstamm ward unterjocht, gerieth in Leibeigenschaft und verschwindet bereits im zwölften Jahrhundert wieder. Wie überall, wo die Slawen in den siegenden Nationen aufgegangen sind, haben sie doch noch in den Namen der Ortschaften eine letzte Erinnerung hinterlassen. So die Stadt Graz (Hradec), so Windisch-Matrei, Windischgräz und zahlreiche andere.

Die zweite Völkerschaft, die Czechen, rückte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts in das Land Böhmen ein, das seinen Namen von den Bojern, einem keltischen Volke, empfangen hat, die aber um die Zeit der Geburt Christi von Markomannen unter Marbod verdrängt wurden. Ueber das Schicksal der Markomannen schweigt die Geschichte. Die Czechen aber, im Anfang noch von den Avaren bedrückt, erhoben sich um das Jahr 620 unter dem eingewanderten Franken Samo, schüttelten das Joch ab und gründeten ein großes bis zur Ostsee reichendes Slawenreich, dessen Mittelpunkt Böhmen bildete. Doch schon nach dem Tode des tapferen Samo zerfiel das junge Reich. Böhmen aber hat sich im Wechsellauf der Jahrhunderte, wie oft es auch zum Spielball eines launischen Geschickes herabsank, erhalten, noch heute ein erbliches, selbstständiges, wenn auch an das Haus Oesterreich gefesseltes Königreich, noch immer ein starker und treuer Hort des alten Czechenthums.

Die dritte slawische Völkerschaft waren die kriegerischen Polen oder Weichselslawen (von pole = Feld), welche als ein Theil des großen Lechen- oder Polenstammes gegen Ende des vierten Jahrhunderts in die von den deutschen Völkern der Vandalen, *Sciren*, Buren, Burgunder, Gepiden, Heruler, Turcilinger und

Langobarden verlassenen Sitze zwischen Ostsee, Oder und Elbe rückten. Sie besetzten zuerst Pommern (Land der Meeranwohner) und Schlesien (nach dem deutschen Volksstamm der Silinger so benannt). Von da drangen sie bis zur Elbe und Saale vor, einzelne Vorposten bis nach Thüringen, Hessen und Braunschweig vorschiebend. Während Schlesien noch heute in der Mehrzahl seiner Städte, Flüsse und Berge den slawischen Ursprung verräth, ist das Land selbst, bis auf einzelne Theile Oberschlesiens, längst wieder grunddeutsch geworden. Die Macht und Selbstständigkeit der in Pommern angesiedelten Slawenstämme sank zu gleicher Zeit mit der brutalen Niederwerfung der tapferen Stämme längs der Elbe. Heute haben sich von all' der einstigen slawischen Machtherrlichkeit Norddeutschlands nur noch die Kaschuben (Wasserpolacken) in Hinterpommern und Westpreußen und das im Absterben begriffene Wendenvolk in der Lausitz erhalten.

Die Grenze des von den Polen, wohl auch Polaken oder Elbslawen genannt, besetzten Stückes deutschen Landes war nun folgende. Im Norden bildete von der östlichen Odermündung bis nach Kiel in Holstein, mit Einschluß der Wolin, Rügen und Femarn, die Ostsee die Grenze. Nach Osten hin schieden Oder und Bober die Elbslawen von den polnischen Brüdern, im Süden und Südwesten das Riesen- und Erzgebirge von den Czechen Böhmens; die westliche Grenze wurde von einer Scheidelinie gebildet, welche sich vom Fichtelgebirge bis zu dem Quellengebiet der Saale, diese flußabwärts bis zur Mündung in die Elbe hinzog, dann dem Laufe der Elbe folgte, bis wo die Stecknitz mit derselben zusammenfließt, um sich nun an der Stecknitz, Trawe, am Plöner- und Schweriner-See entlang bis zur oberen Eider in der Nähe von Kiel zu wenden. Der einzelnen, hier und da über diese bezeichnete Grenzlinie hinüber versprengten slawischen Niederlassungen haben wir schon weiter oben gedacht.

Die Bewohner dieses Länderraumes unterschieden sich nun wieder in drei Hauptvölker, von denen diese dann ebenfalls wie-

der in eine Reihe kleinere Stämme zerfielen. Die drei Hauptstämme waren aber die Lutizer, Botrizer und Sorben. Die beiden ersten sprachen polnisch, während die Sorben eine mehr dem Czechischen verwandte Sprache führten. Dieser früher nicht hervorgehobene Unterschied läßt es auch in vielen Dingen so erklärlich erscheinen, daß der Rest des untergehenden Wendenthums sich nahe des böhmischen Bruderlandes seine letzte Zufluchtsstätte erkor, oder auch — wie man eben will — sich hier noch am längsten gegen das Heranfluthen des deutschen Meeres tapfer wehrte. Die Lutizer, auch Wilzen oder Weleter genannt, saßen nördlich der Sorben, zwischen Elbe, Ostsee und Oder; die Botrizer oder Obotriten in Mecklenburg und Holstein; die Sorben in der Lausitz und in Sachsen östlich der Saale. Die einzelnen Stämme dieser drei Hauptgruppen wieder nach ihren Wohnsitzen, ihren Eigenthümlichkeiten, ihrer Sprache und Geschichte zu charakterisiren, würde hier zu weit führen. Ein besonderes poetisches Interesse besitzen noch heute die auf der Insel Wolin einst angesessenen Woliner, deren Hauptstadt Vineta ein unerschöpflicher Stoff der deutschen Sagenpoesie geworden ist, ebenso wie Arkona und die Heiligthümer auf Rügen, die in ihrer tiefpoetischen Kulturbedeutung eines untergegangenen Volkes sich wie Lichtpunkte von dem dunklen Hintergrunde jener fernen Zeit abheben.

Innerhalb dieses in der Hauptsache durch Ostsee, Oder und Elbe abgegrenzten deutschen Landstrichs saßen die zahlreichen slawischen Stämme, mit unermüdlichem Fleiße das noch nicht urbare Land einer einträglichen Kultur zu erwerben, während in den Städten längst des Ostseestrandes ein schwunghafter Handel emporblühte, der bis hoch hinauf nach Norden seine schwerbefrachteten Schiffe zum Tauschgeschäft entsandte. In welcher geradezu staunenswerthen Weise das von den Slawen besetzte Norddeutschland für die Kultur gewonnen wurde, erhellt am besten aus den Namen der noch heute bestehenden zahllosen Tau-

senden von Dörfern und Städten, die damals aus Sumpf und Sand, an den Flußufern und auf den gerodeten Stellen der meilenweiten, undurchdringlichen Urwälder emporwuchsen. Wie kühn und segenspendend auch das spätere Auftreten der tapferen Cisterzienser in der Mark erscheinen muß, deren opferbereites Vorgehen gegen das mißtrauisch zurückweichende Wendenthum immer als eine That in der Entwickelungsgeschichte unserer Mark bestehen wird, die zur Achtung und Bewunderung stimmt, muß dennoch den Wenden der Vorantritt als Kulturbringer für diese wüsten Einöden zuerkannt werden. Nicht das Kreuz des Erlösers allein hat dann die bezwingende Wirkung auf die haßerfüllten Wendenherzen ausgeübt: vor der höheren Kultur der betriebsamen und geschickten, frommen Brüder beugten sich allmählich die einst so stolzen, freien und glücklichen Slawenstämme.

Wollte man alle von den Wenden zwischen Elbe und Oder gegründeten Orte von der Landkarte streichen, es blieben doch nur sehr wenige übrig; denn so verstümmelt auch ein gut Theil derselben später durch die Deutschen ist, der wendische Ursprung läßt sich überall ohne besondere Schwierigkeit nachweisen. Wie allen Völkerstämmen, so gab auch den Wenden die Beschaffenheit des Bodens, des Wassers, der Charakter der Landschaft, des Pflanzenwuchses, die Art der Niederlassung, das Auftreten der Thierwelt, die Anregungen und Anhaltspunkte für die Namensbezeichnung, wozu dann auch hier und da noch die Uebertragung von Personennamen stattfand. Es wird nicht ohne Interesse sein, einige Proben hiervon mitzutheilen.

Was ist nicht alles aus den Grundwörtern hora (Berg), werch (Hügel), chlum (Berg) und dol (Thal) entstanden! Aus hora und gora — beides dieselbe Bedeutung — wurde Gornau, Göhren, Göhrsdorf, Görlitz, Görschen, Görkau, Guhrau u. s. w.

Dann kamen die Zusammensetzungen: bila hora (weißer Berg) = Byhelgure, Dorf im Spreewalde; lisa hora (Fuchs-

berg) = Liſſahora bei Neſchwitz. Von werch leitet Werchow, Dorf bei Kalau, ſeinen Urſprung ab; von chlum haben die zahlreichen Golm- und Kulmberge ihren Namen, ebenſo Orte wie Kulm, Chlum, Kolmitz. Ebenſo entſtand aus dol eine Fülle von Namen. Da haben wir Döhlen, Dahlem, etwas umgeſtaltet Delitzſch, und von dem Diminutiv dolk, dolik, dolck abgeleitet: Döltſchen, Dölzig, Dolzen. Buk (Buche) wandelte ſich in Bukau, Bukow, Buchholz um; dub (Eiche) ſchuf Deuben; briza (Birke) Brösen, Brößnitz, Brieſnitz, Prießnitz; lipa (Linde) Leipzig; werba (Weide) Werben; grab oder hrab (Weißdorn) Grabow, Grabitz, Grabowo, Grabowitz, Gröblitz, Gröbſchütz; jawor (Ahorn) Jauer, Jauernik; wosa (Espe) Oſchatz; jasen (Eſche) Jeßnitz; olsa (Erle) Oelsnitz; khojna, bor oder smrek (Kiefer) Kaina, Bora, Schmeritz; jablonka (Apfelbaum) Gablenz, Jablonz, Jablonowo; kal (Weißkraut) Kalau; moch (Moos) Mochau.

Dobry bezeichnet eine gute Beſchaffenheit des Bodens. Damit zuſammenhängend iſt Dobra, Dobrilugk. Im Gegenſatz dazu ſteht hluchi (unfruchtbar) — Glauchau. Kamen (Stein) hat ebenfalls einer Reihe von Orten den Namen gegeben, vielleicht von allen Stammwurzeln die meiſten. Das iſt Kamenz, Chemnitz, Kammen, Kamin, Kammenau, Kamminchen u. ſ. w. Aehnlich verhält es ſich mit glina oder hlina (Lehm). Ihm gehören an: Gleina, Glin, Glindow, Glienecke. Ruda (Eiſenſtein) gab Reudnitz; mokro (ſumpfig) Möckern; bloto (Moraſt) Blatten, Blotno; stolp (Säule) hat ſich in unzähligen einfachen und zuſammengeſetzten Namen erhalten. Aus reka (Fluß) ward Regnitz, Regen, Rietſchke; aus prerow (Waſſergraben) Prerau; bystry (reißendes Waſſer) Biſtritz, Weißwitz; teply (warmes Waſſer) Teplitz; jelen (Hirſch) Jelmau; swerina (Wildpret) Schwerin; welk (Wolf) Welkau; koza (Ziege), kozel (Ziegenbock) gaben Koſel, Koslau; ryba (Fiſch) Ribnitz, Rybnick; wes (Dorf) Weske, No-

wawes; kolna (Pfahlbau) Kölln bei Berlin, bei Meißen; cirkej und kotsel (Kirche) Zerkwitz und Koſtelitz; grod, grad, hrad, hradek (Schloß) Groditz, Gratz.

Von Perſonennamen ſtammen ab: jan (Johann) Janowitz; Jäniſch, Jänkendorf; domasch (Thomas) Domsdorf; petr (Peter) Pietzſch, Pritz, Pietzke; kub (Jakob) Kubitz; wratislaw-Breslau; boleslaw-Bunzlau. Nowy (neu) und stary (alt) dienten ebenfalls zur Bereicherung der Ortsnamen: Nowgorod und Stargard, Alt- und Neuburg. Maly (klein) gab Malkwitz; njemski (deutſch) und serbski (ſerbiſch) ſchufen Nimſchen und Zerbſt. Auch eine Reihe Flüſſe könnten wir anführen, welche noch heute ihre Abſtammung von ſlawiſchen Thiernamen bezeugen. Mit zito (Korn, beſonders Roggen) ſteht Zittau in Verbindung; trava (Gras) der Fluß Trave und eine Reihe Ortſchaften; endlich ſei noch lug oder luh (Waldwieſe, Moorgrund) erwähnt, das die zwiſchen Havel und Spree ſo charakteriſtiſche und weitverbreitete Bezeichnung „Luch" ſchuf und außer der „Lauſitz" noch über hundert Ortsnamen, wie Lauſche, Lugau, Lützen, Liegau, Liegnitz, Lauſa, Lauſchitz, Loſchwitz, erzeugte, während von dem Adjektivum lucny Luckau, Luckenwalde, Lucra und Lukau abſtammen. Dieſe verhältnißmäßig nur wenigen Beiſpiele mögen genügen, um die außerordentliche Kulturarbeit der Slawen darzuthun. Gerade die Ortsnamen ſind es, welche es uns noch heute ermöglichen, die Grenzen der ſlawiſchen Niederlaſſungen feſt zu beſtimmen, die Größe ihres Beſitzes, der erſt mit der Rückkehr der Deutſchen zerriſſen und vernichtet, dem „deutſchen Moloch" hingeopfert wurde.

Als ſich Karl der Große entſchloß, die ſlawiſchen Völkerſchaften im Norden Deutſchlands zu unterjochen, war für die Slawenſtämme für immer der Frieden dahin; ein Vertilgungskrieg war angebrochen, wie ihn grauſamer und blutiger die Weltgeſchichte nirgends wieder aufzuweiſen hat. Der Strom

deutscher Stämme war einst hinüber nach Westen, hinab nach Süden, kriegslustig, beutedurstig gefluthet, aber das Glück war nicht mit ihm gewesen. Nun ebbete der Strom wieder heim, in das alte Vaterland, das inzwischen von den betriebsamen, werktüchtigen Slawen so treulich verwaltet und in seiner ertragsfähigen Kultur gesteigert worden war, um unter dem Deckmantel der Ausbreitung des Christenthums das freiwillig aufgegebene Land wieder an sich zu reißen. Doch man irrte sich, wenn man glaubte, daß die Rückgewinnung just ebenso glatt und leicht von Statten gehen würde, als es einst das Verlassen gewesen war. Das Schwert der Wenden sollte Wunderthaten jetzt vollziehen. Aber endlich kam doch die Unterjochung, wie oft auch die Flamme des fanatischen Aufruhrs wieder jäh emporzüngelte. Konnten auch die deutschen Kaiser das ersehnte Land nicht gleich mit Beschlag belegen und völlig sich zu Eigen machen, so setzte man doch steinerne Burgen und Grenzvesten in das Wendenland, zum Schimpf und Spott der tapferen Heiden; Vögte wurden ernannt, und die nur schwer niederzuhaltenden Stämme zur Tributabgabe gezwungen. Ihre Götter freilich ließen sich die Wenden noch lange nicht aus dem Herzen reißen, selbst dann nicht, als längst das Kreuz des Erlösers durch ihre nun für immer unterjochten Lande leuchtete.

Aber das Glück war gewichen. Die alten Götter hatten den Schutz versagt. Und nun ging es unaufhaltsam bergab. Klöster wuchsen überall empor, deren wackere Insassen Wunder der Arbeit und des opferfreudigen Muthes verrichteten; Bischofssitze erstanden im Lande, und dann, von den Machthabern herbeigerufen, ergoß sich ein Strom von flämischen, holsteinischen und westfälischen Ansiedlern über die Marken, welche dem Wendenthum den Todesstoß gaben.

Denn die ehemals so starke wendische Bevölkerung zwischen Elbe und Oder war durch das fünfhundertjährige schonungslose Blutgemetzel bedeutend herabgegangen. So schreibt der

Chroniſt Helmold, welcher im 12. Jahrhundert Pfarrer zu Boſow in Holſtein war, über dieſe Anſiedelungsperiode: „Weil aber das Land menſchenleer war, ſo ſandte der Herzog Adolf von Holſtein Boten aus in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Weſtfalen und Friesland, und ließ alle die, welche um Land verlegen wären, auffordern, mit ihren Familien hinzukommen: ſie würden ſehr gutes, geräumiges, fruchtbares, Fiſch und Fleiſch im Ueberfluß darbietendes Land und vortheilhafte Weide erhalten.“ Den Holzaten und Sturmaren ließ er ſagen: „Habt ihr nicht das Land der Slawen unterworfen und mit dem Blute eurer Brüder und Väter erkauft? Warum kommt ihr denn zuletzt, es in Beſitz zu nehmen? Seid die Erſten, in das erwünſchte Land hinüber zu wandern, und bewohnt es, und nehmet Theil an den Genüſſen deſſelben, da euch das Beſte davon gehört, weil ihr es aus Feindes Hand geriſſen habt.“ Dieſem Aufrufe folgend, erhob ſich eine unzählige Menge aus verſchiedenen Völkern, und ſie kamen mit ihren Familien und ihrer Habe in's Land der Wagiren zum Grafen Adolf, um das Land, das er ihnen verſprochen, in Beſitz zu nehmen. Zuerſt erhielten die Holzaten Wohnſitze an ſehr ſichern Orten im Weſten bei Sigeberg am Travenafluß; auch die Gefilde von Zwentineveld und Alles, was ſich vom Sualenbache bis nach Agrimesau und bis zum Plunerſee erſtreckt. Das Darguner Land bezogen die Weſtfalen, das Utiner Land die Holländer, Susle (Süſſel) die Frieſen. Das Plunerland war noch unbewohnt. Aldenburg und Lutilenburg und die andern Küſtengegenden gab er den Slawen zu beziehen, und dieſe wurden ihm zinspflichtig.“ Die Germaniſirung der übrigen Landestheile, Mecklenburg und die Mark Brandenburg, trefflich ſchildernd, fährt dann unſer wackerer Chroniſt im Verlaufe ſeiner Geſchichte fort: „Denn er (Albrecht der Bär) unterjochte das ganze Land der Brizanen, der Stoderanen und vieler Völker, welche an der Havel

und Elbe wohnten, und zügelte die Aufsässigen unter ihnen. Zuletzt, da die Slaven allmählich verschwanden, schickte er nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Oceane wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden haben, nämlich an die Holländer, Seeländer und Flamingen, und zog von dort gar viele Ansiedler herbei, die er in den Städten und Flecken wohnen ließ. Aber auch das südliche Elbufer begannen zu derselben Zeit die Holländer zu bewohnen; sie besaßen von der Stadt Soltwedel an alles Sumpf- und Ackerland, nämlich das Balsemer und Marsciner Land mit vielen Städten und Flecken bis zum Böhmer Walde hin. Jetzt aber sind, weil der Herr unserem Herzoge und anderen Fürsten Heil und Sieg in reichem Maße spendet, die Slawen aller Orten vernichtet und verjagt; von den Grenzen des Oceans sind unzählige starke Männer gekommen und haben das Gebiet der Slawen bezogen und Städte und Kirchen gebaut, und haben zugenommen an Reichthum über alle Berechnung hinaus." — So der zeitgenössische Chronist. Wenn von allen Slawenstämmen, die bereits im Laufe der nächsten Jahrhunderte völlig verschwinden, besser gesagt, in dem deutschen Elemente sich auflösen, allein nur die Sorben sich noch bis heute in Sprache, Kleidung, Sitten, Gebräuche und hie und da auch noch in Bauart der Hütten (Spreewald) treu erhalten haben, über fünfhundert Jahre länger, als ihre einstigen Stammesbrüder, so ist der Grund — abgesehen von dem abseits der großen Verkehrsstraßen liegenden Landstriche — nur darin zu suchen, daß die Sorben es waren, welche, das unvermeidliche Schicksal vorausahnend, sich fast ohne Widerstand der neuen Lehre ergaben und dadurch noch für Jahrhunderte ihre Nationalität retteten. Indem sie Glauben und politische Selbstständigkeit opferten, entzogen sie sich dem Zwange, dem die anderen Stämme unterlagen. Die Deutschen, zufrieden mit der Anerkennung der Hoheitsrechte ihres Kaisers und der Anbetung des Kreuzes,

überließen es nun der deutschen Kultur, das Wendenthum der Lausitz nach und nach zu verdrängen.

Außer den Sorben der Lausitz sind es dann auch noch die Drewaner (Holzbewohner) gewesen, welche noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die alte Wendensprache übten. Diese hannoverschen Wenden, in dem Gebiete des Flüßchen Jeezel, links der Elbe, ansässig, unterscheiden sich noch heute durch Charakter, Sitten, Dialekt, Kleidung und Lebensweise von den rings um ihnen sitzenden Deutschen, welche jene Gegend den „wendischen Distrikt" heißen, der, pietätvoller, als seine Grenznachbaren, ernst bemüht ist, die Reste überkommener wendischer Eigenthümlichkeiten zu wahren.

Was den Untergang des Wendenthums in dem 13. Jahrhunderte so beschleunigte, war vor Allem auch der Umstand, daß die Güter der wendischen Edelen, sobald sich letztere nicht fügen wollten — und die wenigsten thaten dies — einfach deutschen Kriegsleuten zu Lehen gegeben wurden, welche nun die slawischen Namen ihrer Besitzungen sich beilegten oder, sofern sie schon Güter in Deutschland besaßen, den letzteren Namen jetzt auch auf die Besitzungen im Wendenlande übertrugen. Daher kommt es einerseits, daß ein Theil unserer Adelsgeschlechter wendische Namen führt (z. B. v. Puttlitz = der am Wasser), für's andere, die gleichen Namen links wie rechts der Elbe wiederkehren.

Politisch niedergetreten, der Freiheit beraubt, die Güter ihrer Edelen eingezogen — so bildete das letzte Band, das die armen Slawenstämme noch kümmerlich zusammenhielt, ihre schöne, biegsame, melodieenreiche Sprache. Doch auch dieses letzten nationalen Ueberrestes sollten sie sich nicht lange mehr erfreuen. Im 13. Jahrhundert bereits erging hier und da das Verbot der wendischen Sprache bei Todesstrafe. Zu gleicher Zeit wurde in verschiedenen Provinzen die deutsche Sprache als Amtssprache eingeführt. Aber die immerhin doch nur dünn

gesäete deutsche Bevölkerung ermöglichte es, daß selbst in den Landestheilen, wo für das Ausüben der wendischen Sprache der Verlust des Lebens drohte, solche sich doch noch ein Jahrhundert vielleicht bis zum gänzlichen Erlöschen erhielt. In Anhalt, Altenburg, einem Theil Sachsens (Leipzig-Zwickau), Vor- und Hinterpommern vollzog sich dieses Aufgehen im Deutschthum am raschesten. Bereits im Jahre 1404 starb auf Rügen die letzte Frau, welche wendisch noch zu sprechen vermochte. Ihr Name war Frau Gülzin. Doch noch heute unterscheidet in all' den Provinzen, welche seit Jahrhunderten gut deutsch sind, ein geübtes Ohr eine Reihe Anklänge und Worte in der deutschen Sprache, welche allein als ein dem Betreffenden selbst unbewußter Rest des ehemaligen Slawenthums unzweifelhaft anzusehen sind.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir an wendischen Ueberresten, außer den oben bereits angeführten hannoverschen Wenden, Drewaner, nur noch die Sorben in der Lausitz. Die Städte waren freilich bereits auch hier alle dem Deutschthum gewonnen, aber bis hart an die Mauern derselben saß das betriebsame Wendenvolk. Denn wenn auch die Gerichtssprache deutsch geworden war, in Kirche und Schule herrschte noch die slawische Zunge. Beides aber waren die Grundpfeiler des Wendenthums. Erst wenn diese sanken, dann war das Wendenthum verloren. Die letzten hundert Jahre haben uns dies bewiesen. Mit der Einführung des deutschen Schulunterrichts, der deutschen Predigt, hat das so lange ängstlich und treu behütete Wendenthum seinen Todesstoß empfangen. Der junge Nachwuchs hat das Erbe seiner Väter wie überflüssiges Gerümpel aus dem Hause hinaus geworfen.

Als 1530 ein Mönch aus Pirna die Stadt Luckau besuchte, schrieb er nicht ohne Unmuth: „Luckau hat um sich viel windisch volk!" Und zwanzig Jahre später erläßt der Landvogt von Schlick, als die Wenden sich über die ungerechte und wenig

nachbarfreundliche Bedrückung beschwert hatten, folgende Verordnung: „Da viel Haß und Verachtung zwischen den deutschen und wendischen Bürgern und Handwerksleuten in Luckau vorgefallen und mannigfache Klagen vor mir gekommen darüber, daß den Wendischen ihre bürgerliche Nahrung mit Handwerken, Bierbrauen u. s. w. nicht vergönnt worden ist, während sie alle Bürgerpflicht mit Geschoß, Steuern u. s. w. zu tragen gleich den Deutschen, habe ich schon vor drei Jahren in Betreff der Schuster einen Ausspruch gethan und verstärke diesen nun für alle Handwerker, daß nämlich die wendischen Handwerksleute, wenn sie genügsam Kundschaft ihrer ehelichen Geburt haben von Vater und Mutter, auch sonst die verachteten Leute nicht sind, so man in redlichen Handwerken pflegt zu tadeln, welche ausdrücklich ausgeschlossen werden, gleich den Deutschen ihr Handwerk und Gewerbe, auch mit Bierbrauen u. dgl. ein jeder nach seinem besten Vermögen treiben möge, vom Rath und den Deutschen ungehindert; die Vorstädter aber, Deutsche und Wenden, sollen sich keines Bierbrauens und Schenkens anmaßen." Fünfzig Jahre später war in Luckau bereits der Stein des Anstoßes beseitigt: das Wendenthum war erloschen.

Das wendische Sprachgebiet hielt um die Mitte des 16. Jahrhunderts ungefähr folgende Grenzen inne. Den nördlich am weitesten vorgeschobenen Punkt bildete Storkow. Von da ab, nach Osten hin beginnend, reihten sich folgende Städte oder auch, wo solche fehlen, äußere Grenzortschaften an: Beeskow, Fürstenberg, Schildlow a. d. Oder, Mückenberg, Saude, Pförten, Triebel, Priebus, Leipa, Teicha, See, Ober-Bischdorf, Löbau, Worbis, Schmölln, Häßlich, Zietsch, Ortrand, Finsterwalde, Sonnenwalde, Luckau, Wend.-Buchholz und Storkow. Diese Deutschland gegenüber verhältnißmäßig kleine wendische Sprachinsel zeigt sich zweihundert Jahre bereits wieder um ein gut Theil verringert. Während die an Böhmen gren-

zende, südlich belegene sächsische Oberlausitz fast noch den alten Landbesitz aufweist, haben die Wogen deutscher Kultur von Westen und Osten, besonders aber von Norden her, bedeutende Strecken wendischen Bodens fortgespült.

1750 breitet sich das wendische Sprachgebiet nur noch zwischen diesen Grenzposten aus: Behlow bei Lieberose, ostwärts dann weiter Schönhöhe, Jaenschwalde, Forst, Beinsdorf, Teicha, Thräna, Löbau, Weigsdorf, Wolkau, Kamenz, Petershayn, Straßgräbchen, Sella, Biehlen, Ruhland, Dollenchen, Kalau, Treppendorf, Gr.-Lubholz, Hartmannsdorf (bei Lübben), Kaminchen bis in die Gegend nördlich von Lieberose. Nicht der staatliche Zwang der Amtssprache hat diese schnelle Germanisirung erzeugt, wohl aber der Mangel wendischer Prediger. Mit Leichtigkeit läßt sich nachweisen, daß, wo ein solcher durch einen deutschen in Ermangelung eines anderen ersetzt wurde, der betreffende Ort bereits in seiner nächsten Generation in dem Deutschthum aufgegangen war. Vor allem aber trägt der um die Wende des 17. Jahrhunderts an vielen Orten eingeführte deutsche Schulunterricht zu dem jähen Entschwinden des Wendenthums bei, des Dahinsterbens einer Nationalität, das sich allerdings erst in unserem Jahrhundert in fast fieberhafter Weise vollzogen hat und noch vollzieht.

Im Jahre 1719 wurde in Lehde, dem „Venedig des Spreewaldes", der erste Katechet, Martin Müller, angestellt. Derselbe bezeugt in einer Rechtfertigung auf eine Anklage der störrigen Gemeinde, daß die Kinder bereits gut deutsch sprächen. Heute ist in Lehde keine Spur mehr von wendischer Sprache zu vernehmen. Trotzdem wurde noch bis vor zwanzig Jahren in Lübbenau für die Wenden der umliegenden Dörfer wendisch gepredigt, ebenso wie dies noch heute in Vetschau, Kottbus, Muskau und manchen anderen Städten für die wendische Landbevölkerung geschieht. Noch eine lange Reihe lausitzer Städte besitzen ihre wendischen Kirchen, wie Kalau, Lieberose, Senftenberg, Drebkau ꝛc.; der

Gottesdienst selbst freilich ist seit dem Abgange der letzten wendischen Prediger ebenfalls eingeschlafen. Und so vollzieht sich der Auflösungsprozeß immer schneller.

Als 1761 der Oberpfarrer Hauptmann zu Lübbenau, ein Meister in zehn Sprachen, sich der Mühe unterzog, die erste wendische Grammatik zu schreiben, dem bald ein wendisches Gesangbuch folgte, war es bereits zu spät. Der Stein war längst in's Rollen kommen — und die Wenden regten sich nicht, ihn aufzuhalten. Sie mochten, von praktischen Grundsätzen aus folgernd, wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Wohl ihrer Kinder durch Annahme der deutschen Sprache nur gefördert werden könnte, und daß es angezeigt erscheine, nicht länger sich dem Einflusse deutscher Kultur zu verschließen. Neue wendische Pfarrer melden sich immer weniger, die Schwierigkeiten der Sprache und die verdoppelte Arbeit, in zwei Sprachen das Amt zu verwalten, mögen die angehenden Theologen von dem Studium der serbischen Sprache abschrecken; die Wenigen aber, welche sich dieser Mühe unterziehen, thun es im Hinblick auf einige fette Stellen in der Wendei. Sie sind Handwerker in ihrem Fache oder radebrechen die wendische Sprache, daß das feine Formgefühl der Wenden nur verletzt oder zum Spott verleitet wird und sie es vorziehen, lieber einer guten deutschen Predigt, als einer schlechten wendischen zu lauschen. Es ist sogar oft vorgekommen und hat zu mancherlei Beschwerden und Aergernissen geführt, daß staatlich eingesetzte wendische Prediger, müde dieser Qual, eine ihnen stockfremde Sprache zu handhaben, in ihren Gottesdiensten erst wendisch begannen, um dann plötzlich abzubrechen und in das geliebte Deutsch nun überzugehen, bis die wendischen Gemeinden, überdrüssig dieser Faschingsscherze, schließlich ganz auf das Wendische Verzicht leisteten, zur stillen Freude des würdigen Seelenhirten.

1814 verlor Alt-Döbern seinen letzten wendischen Geistlichen; 1867 Senftenberg; Lübbenau 1864; Drebkau 1798;

Kalau und Umgebung ebenfalls Ende des vorigen Jahrhunderts; die Ortschaften an der Neiße besaßen im ersten Viertel dieses Jahrhunderts noch wendische Geistliche. Wo die wendischen Kanzeln verwaisten, ist seitdem auch das Wendenthum untergegangen. 1843 zählte der Kreis Kalau noch 12,563 Wenden, im Jahre 1861 nur noch 6987; gegenwärtig sind sie fast ganz verschwunden. Der Kreis Lübben besaß 1843 noch 1048 Wenden, 1861 nur noch 17; heute ist alles deutsch. Der Kreis Luckau hatte 1843 noch 41 Wenden, 1861 war nicht ein Wende mehr daselbst. Die Gesammtzahl der preußischen Wenden betrug noch 1843 überhaupt 135,700, im Jahre 1861, also 18 Jahre später, nur noch 83,441. Das giebt einen Verlust von 52,209 Seelen, wobei im Durchschnitt 3000 auf ein Jahr fallen. 1882, also nach 21 Jahren, zählte die preußische Lausitz nur noch ungefähr 57,000, was einen neuen Verlust von mehr denn 26,000 Seelen ergiebt. So beweisen Zahlen am schlagendsten, in welch' einem jähen Niedergange sich das Wendenthum der Lausitz befindet. Selbst stockwendische Dörfer, wie Raddusch im Spreewalde, verrathen bereits heute, wie still, aber sicher, die deutsche Kultur die wendische Nationalität untergräbt. Noch vor einem Jahrzehnt herrschte hier allein das slawische Idiom. Wenn jetzt die Dorfbuben ihre Osterlieder anstimmen, so singen nur noch die älteren Genossen in der Sprache ihrer Väter, der jüngere Nachwuchs läßt in frischen, deutschen Tönen seine hellen Stimmen erklingen. Aber auch in der viel zäher am Althergebrachten haltenden Oberlausitz beginnt der deutsche Moloch seine Opfer zu fordern. Dort, wo vor einem Vierteljahrhundert noch an achtzig wendische Volksschulen blühten, ist heute die Zahl bereits auf 51 herabgegangen. Die Volkszählung in der sächsischen wie preußischen Wendei ergab im Jahre 1871 noch eine Gesammtzahl von ungefähr 128,000 Seelen, die aber heute sicherlich bereits auf 100,000 wendisch sprechende Bewohner gesunken sein wird.

Wenn wir im Nachfolgenden, auch hier den trefflichen

„Wanderstudien" Andree's folgend, noch einmal die geographische Sprachgrenze ziehen, wie solche 1872 sich für das lausitzer Wendenthum ergab, so sei im Voraus bemerkt, daß innerhalb dieses Gebietes nicht nur die deutsch redenden Städte, sondern auch bereits breite Landstriche auszuschließen sind, wo das Wendenthum mit dem Deutschthum stark vermischt sich heute zeigt. Diese Sprachgrenze beginnt bei dem halbwendischen Maltitz am Löbauer Wasser, südöstlich des deutschen Städtchens Weißenburg an der sächsisch-preußischen Landesgrenze, geht südlich auf Nostitz, Trauschwitz, Krappe, Kittlitz, Lauche, Nechen und Oelsa. Von Oelsa nimmt die Grenze eine westliche Richtung an und geht auf Großdehsa, läuft über das Lausitzer Mittelgebirge, über den Hochstein, Mittelberg, Tschernebog, Bielitzer Berg bis zum Dorfe Kosel. Diese 1000 Fuß hohen Berge bilden eine dauerhafte, natürliche Veste gegen den deutschen Ansturm. Alles nördlich von ihnen gelegene ist noch heute wendisch, alles südlich gelegene deutsch. Von Kosel geht's auf Eulowitz, Halbendorf, Bederwitz, Rodewitz, Kl.-Postwitz, Wilthen (alle bereits stark deutsch gemischt), Irgersdorf, Arnsdorf, Dretschen, Diehmen, Gaußig, Demitz. Von hier geht's 11 Meilen nordwärts hinauf. Es folgen: Wölkau, Stacha, Taschendorf, Ujest, Bocko, Ostro, Jauer, Miltitz, Nebelschütz, Deutsch-Baselitz (östlich Kamenz), Tschorna, Schiedel, Weißig, Lieska. Mit dem nun folgenden Zeißholz betreten wir preußischen Boden. Es folgen: Schwarz-Kolmen, Laute, Gr.-Koschen, Buchwalde, Senftenberg. Von hier bis Drebkau herrscht wieder ein starkes Gemisch beider Sprachelemente. Anschließend an Senftenberg folgen: Rauno, Gr.-Räschen, Woschko, Kunnersdorf, Buchholz, Greiffenhayn, Radensdorf, Gollscho westlich Drebkau; dann Illmersdorf, Kockrow, Krischow, Eichow, Weißag, Suscho und an Betschau vorüber Radduscb. Nun läuft die Sprachgrenze über die Spree auf das große Spreewalddorf Burg und setzt sich fort: Schmogrow, Sakasne, Jehrow, Drachhausen, Schönhöhe, Wüste-Drewitz. Süd-

wärts reihen sich an: Jänschwalde, Radewiese, Horno, Heinersbrück, Gretsch, Klinge, Kathlow, Sergen, Gablentz, Gahry, Trebendorf, Harno, Bohsdorf, Reuthen, Horlitz, Wolfshain, Tschernitz, Zschorne und Berg bei Muskau. Nun geht die Sprachgrenze am linken Neiße-Ufer nach Osten auf Sagar und Skarbersdorf, verläßt dann den Fluß und wendet sich auf Brand, Heide, Zweibrück, Mochholz, Viereichen, Alt-Liebel, Nappatsch, Zschernske, Creba, Neudorf, Mücka, Petershayn, Horscha, Stein-Oelsa, Gr.-Radisch, Thräna, Jerchwitz, Krischa, um an der sächsischen Landesgrenze bei Maltitz zu enden.

Seit jenen Tagen, wo diese ausführlich hier wiedergegebene Sprachgrenze das noch immer seine Nationalität in Charakter, Sprache und Sitten bewahrende Wendenthum der Lausitz umzeichnete, sind nun fünfzehn Jahre wieder verflossen, eine nur kurze Spanne Zeit, die aber sicherlich über 30,000 Seelen dem Wendenthum raubte. Und kaum noch ein weiteres halbes Jahrhundert, und der letzte Rest eines einst so großen Volkes ist vom Erdboden verschwunden. Vielleicht daß dann hier und dort noch ein wendisches Großmütterchen die schöne Sprache redet, mit der einst in ihrer Jugendzeit ein kecker, braunäugiger Bursch sie um den ersten Tanz im Dorfkruge bat. Das ist lange her. Nun versteht sie Niemand mehr; mit scheuer Verwunderung betrachtet die neue Jugend die sonderbare, greise Alte. Und wenn dann eines Tages auch diese letzten noch lebenden Ueberlieferungen eines dahingegangenen Volkes gestorben sind, dann wird nichts mehr, als alte Chroniken und die zahllosen Namen der Städte und Dörfer dem Geschichts- und Sprachkundigen von den Wenden erzählen, und aus der Fülle ihrer Sagen und Lieder wird es wehmüthig herüberklingen, wie sanfte Töne, die in der Luft verschwimmen.

Wir stehen am Sterbebette eines großen Volkes. Wie energisch, thatkräftig und beachtenswerth auch die Anstrengungen und redlichen Bemühungen hochverdienter Männer erscheinen müssen,

dem Verfalle des Wendenthums Einhalt zu gebieten, sie Alle werden das Schicksal dieses Volksstammes nicht mehr aufhalten. Seine Tage sind gezählt. Kein Bach fließt rückwärts. Alle darauf hin neu gegründeten Vereine, das Sammeln von Liedern und Sagen, die Herausgabe wendischer Bücher und vor allem Zeitungen, ändern nichts mehr an der geschichtlich vorbestimmten Thatsache, ja, erschweren nur noch das sanfte Einschlafen, die Todesstunde des Wendenvolkes. Denn der gebildete Wende, der allein im Stande ist, diese litterarischen Bestrebungen zu verstehen und zu würdigen, bildet nicht nur den kleinsten Bruchtheil der wendischen Bevölkerung, er beherrscht auch beide Sprachen und hat längst aufgehört, im Verkehr mit der Außenwelt seine Muttersprache zu gebrauchen. Die breiten Schichten der Landbevölkerung aber, an welche sich eigentlich diese Wiederbelebungsversuche wenden, stehen kühl und blöde ihrer nationalen Neugeburt gegenüber. Denn selbst der noch wendisch redende Landbewohner steuert, ohne es zu wissen, meist schon in deutschem Fahrwasser. Es sind wendische Laute, die an unser Ohr schlagen, aber deutscher Sinn, der daraus spricht, wendische Worte, aber stark mit Germanismen versetzt, und vor allem ein durch und durch deutscher Satzbau, deutscher Sprachgeist, der es am besten beweist, auf welch' thönernen Füßen bereits das Wendenthum heute steht.

Und ein Aehnliches gilt auch von den meisten der in serbischer Sprache in Bautzen und Kottbus erscheinenden Zeitungen. Scharf charakterisirend, urtheilt Dr. Leskien, Professor der slawischen Sprachen, darüber: „Zuweilen machen diese Schriften den Eindruck, als seien sie so zu sagen Silbe für Silbe aus dem Deutschen übersetzt. Da hier auf die Aufführung slawischer Beispiele verzichtet werden muß, mag eine allgemeine Bemerkung genügen. Es ist eine gewöhnliche Ansicht, daß Sprachen durch die immer zunehmende Anzahl von Fremdwörtern zu Grunde gehen und ihren Charakter verlieren. Das ist aber ein Irrthum;

wie weit aber die Aufnahme fremder Elemente gehen kann ohne Schaden für die Sprache, zeigt das Englische; trotz der ungeheuren Anzahl romanischer Worte in dieser Sprache ist und bleibt sie eine germanische. Eine Sprache geht erst dann zu Grunde, wenn die Sprechenden ihre eigenthümliche Phraseologie aufgeben, d. h. im Geiste einer fremden Sprache denken. Mögen die alten Worte auch noch im Gebrauche bleiben, sie sind dann todte Zeichen, konventionelle Mittel zur Bezeichnung der Dinge geworden; das Volk, wenn man sich so ausdrücken darf, versteht seine eigene Sprache nicht mehr, und mit dem stumpfwerdenden Sprachgefühl hört die Möglichkeit einer lebendigen Entwickelung auf. So steht es mit dem Wendischen, das heut' zu Tage gesprochen und geschrieben wird. Damit ist die Berechtigung des Volkes, seine Sprache zu erhalten und das Verlangen, darin Predigt und Unterricht zu hören, nicht angetastet." — Daß durch solch' ein Urtheil das Verdienst idealer und bedeutender Männer der neuwendischen Bestrebungen nicht geschmälert werden soll, ist selbstverständlich.

Aber verlorene Liebesmüh' bleibt es doch, die Erhaltung der sich bereits zersetzenden Wendensprache durchzuführen. So klein das Sprachgebiet auch heute nur noch ist, welche Spaltungen innerhalb desselben drängen nicht allein schon zum Schlußakt hin! Politisch getheilt, in katholische und protestantische Gläubigen zerfallend und dann noch durch eine Reihe Dialekte geschieden! Kein Oberlausitzer vermag einen Unterlausitzer recht zu verstehen, nur die um Muskau herum zwischen beiden Landstrichen sitzenden Wenden vermögen einigermaßen Dolmetscherdienste zu verrichten. Und dann die Reihe Unterdialekte! Hat doch die Oberlausitz deren allein schon fünf verschiedene aufzuweisen. Das aber gerade jetzt, und nicht allein nur in der Wendei, das Bestreben sich laut kundgiebt, das, was noch an Volksthümlichkeit zu retten ist, zu retten, gerade dieses ängstliche Hervorheben und Betonen der Nationalität

beweist am besten die gesteigerte Besorgniß unserer Tage vor der unausbleiblichen Nivellirung aller Kulturstaaten. In Handel und Wandel wird allmählich alles in Einer Münze seine Prägung empfangen.

Zu den germanisirenden Einflüssen auf das Wendenthum zählen aber nicht nur die Amtssprache, die deutsche Predigt, das deutsche Schulhaus, nicht die sich still vollziehende Verwässerung der wendischen Sprache, es gehören hierher auch die häufige Erziehung der reicheren Kinder in den Städten, die Annahme von Stellungen in den letzteren, die Errichtung großartiger Fabriken, deren Arbeiterbataillone sich aus herangezogenen wendischen Landbewohnern zusammensetzen, vor allem aber der Militärdienst. Ein Bursche, der drei Jahre lang beim Militär gestanden hat, reitet gewöhnlich dann daheim — man kann zehn gegen eins wetten — als Paradepferd die deutsche Sprache im Elternhause und dem Kretscham (Dorfkrug) vor. Oft aber auch zu seinem Nachtheil. Eine reizende Anekdote ist uns davon überkommen. Als die Mutter eines wieder von den Soldaten heimgekehrten Sohnes, unglücklich darüber, daß sie sich mit ihrem eigenen Kinde nicht mehr verständigen kann, zum Pfarrer weinend läuft, dem ihr Leid zu klagen und seinen Rath einzuholen, bedeutet sie dieser, dem Sohne nichts eher zu essen zu geben, als bis er wieder wendisch reden könne. Gesagt, gethan. Die Zeit des Mittags kommt, aber das Mütterchen macht keine Anstalten, den Tisch zu decken, sondern fährt ruhig am Waschfaß emsig zu waschen fort, während der junge Recke mit knurrendem Magen dem ersehnten Augenblick des „Dreinhauens" entgegensieht.

„Mutter, essen wir bald?" Keine Antwort. Das wiederholt sich mehrmals, bis endlich der Bursche auf einmal ausruft: „Mama, nebzomy ga zinssa jesez?"

Da jubelte das alte Mutterherz:

„To, jo, moj ssynaschk, by ty me jano to dawno

pojezel. az sy tak zlowiny! (Ja, ja, mein Söhnchen, hätten Du nur das schon längst gesagt, daß Du so hungrig bist!) Seitdem konnte der junge Vaterlandsvertheidiger wieder wendisch mit seiner Mutter reden.

Daß durch den Militärdienst aber nicht nur die wendische Sprache — denn nicht jeder wendische Soldat läßt sich durch ein Mittagsbrod bekehren — sondern auch die altehrwürdigen Sitten und Gebräuche mehr und mehr in den Hintergrund treten und aufgegeben werden, ist selbstverständlich. Schon der Seiner der neuwendischen Bewegung, Schmaler in Bautzen, klagt einmal darüber: „Preußischerseits mag die Militärverfassung, welche jeden wehrhaften Jüngling aus der slawischen Umgebung in die Reihen deutscher Kameraden und die Kreise deutscher Mädchen und Städtchen führt, das Ihrige dazu beigetragen haben. Dem zurückgekehrten Burschen gefällt die vaterländische Tracht, der einheimische Tanz, der schnarrende Dudelsack, die schreiende Tarakawa (eine Art Flöte) nicht mehr; er bringt fremde Art und Sitte mit, will seinen Walzer und Galopp nach einer modernen Musik tanzen und spottet Manches hinweg, was er sonst verehrte. Bei den Mädchen bleibt das Urtheil des schmucken Soldaten nicht ohne Einfluß, und so wird nach und nach manches Althergebrachte und Eigenthümliche abgelegt, bei Seite gethan und vergessen.“ — Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fand auf dem Marktplatze des damals noch völlig wendischen Ackerstädtchens Vetschau in jedem Frühling ein großer öffentlicher Tanz der benachbarten Landbewohner statt, wobei einmal gegen tausend schmucke Dirnen in ihren rothen Röcken erschienen sein sollen. Der herrschaftliche Förster hatte den Vortanz, konnte aber, sofern ihn Unlust oder wohl auch das Zipperlein davon abhielt, sein Vorrecht verkaufen. Wer denkt heute noch in Vetschau daran?

Und nun horche man einmal hinein in solch' einen von

ſcheinbar wendiſch redenden, ihren palenz (Branntwein) ſchlürfenden Bauern gefüllten Kretſcham! Für wie viele Begriffe hat der Wende nicht bereits ſein gutes wendiſches Wort verloren, vergeſſen, das er nun durch ein dem deutſchen Ohr faſt wie wendiſch klingendes deutſches erſetzt. Wie geſchickt iſt alles dem wendiſchen Idiom angepaßt! Da heißen die Bäume jetzt bomy; fersta iſt Fürſt, torm Thurm, howzy Hoſen, toler Thaler, moler Maler, stunda Stunde, strympy Strümpfe, tyser Tiſchler, glask Glas, fryco Fritz, sular der Schullehrer. Und bedarf es noch eines Dolmetſchers, wenn der radebrechende Kaufmannsjüngling den zufrieden lächelnden wendiſchen Bauern, die, vom Markte heimkehrend, ihre Einkäufe noch beſorgen, etwa anpreiſt: zokor, liquery, cigarry, rayß, apfelſiny, khofey und die friſcheſten matjesjerji?

Nur dort, wo von der Kanzel herab das Wort Gottes in wendiſcher Sprache verkündet wird, da ertönt noch das unentweihte, altehrwürdige Idiom der Urväter, die einſt in der Lauſitz ihre Wohnſitze vor einem Jahrtauſend aufſchlugen. Da klingt das „Vaterunſer" von den Lippen des betenden Seelſorgers:

„Woschz nass, kenz ssy na nebju,
Hussweschony buzi twojo me,
Pschizi k'nam s'twojim Kralejstwom,
Twoja wola sse stani ako na nebju, tak tez na semi,
Nasch schedny kleb daj nam zinssa,
A wodaj nam nasche winy, ako my wodawamy naschym winikam,
A neivez nas do spytowana,
Ale wimoz nas wot togo slego.
Pscheto twojo jo to hralejstwo a ta moz a ta sescz wot nimernosczi az do nimernosczi.
Amen."

Noch ein gewichtiger Umstand aber ist es, der das Schicksal des Wendenthums noch unerbittlicher beschleunigt: die Eisenbahn, der durch sie jetzt neu erschlossene und erleichterte Verkehr mit der großen Welt, nachdem bis vor zwanzig Jahren die Wenden — die Städte natürlich ausgeschlossen — ein einsames, weltabgelegenes, fast unbekanntes Dasein führten. Der Pfiff der Lokomotive hat auch hier, wie in allen bisher von den Wogen der Kultur nur leicht berührten Landes- und Welttheilen, den alten Zauber gebrochen und das Nahen einer neuen, gewaltigen Zeit verkündet, welche die Fühlfäden ihrer schöpferischen Kraft bis in die fernsten Winkel des Erdballs heute schon erstreckt.

Die Natur hat die wendische Lausitz nicht mit einem Gebirgswall umgeben, welche die Wendei auch jetzt noch — Böhmen bietet dafür das schlagendste Beispiel — vor dem Anprall deutscher Wogen auf lange hinaus schützen könnte. Denn daß eine solche natürliche Schutzmauer die dauerndste Sprachgrenze bildet, haben wir bereits bei Anführung der letzteren in ihrem südlichen Theile gesehen. Ehemals war die sumpfige und waldreiche, im Spreewaldsgebiete von hundert sich verästelnden Kanälen durchzogene Lausitz nur durch die Spree und einige wenige Landstraßen mit der Außenwelt verbunden. Dem Landmann war alles Land jenseits seiner Sprachgrenze ein unentdecktes Gebiet, wie der Spreewald auch damals noch dem Berliner mehr oder weniger als ein wunderbares, von einer fast urweltlichen Thierwelt bevölkertes Sumpfland erschien. Erst Stroußberg schuf Wandel in diesen Dingen, diesen Anschauungen. Seine von ihm erbaute Berlin-Görlitzer Bahn, welche die Niederlausitz in ihrer ganzen Länge durchschneidet, zog mit einem Schlage dieses stille, wendische Land in den Kreis des modernen Weltverkehrs. Eine Fülle von Berührungspunkten war geschaffen, welche nicht ohne rückwirkende Kraft auf die bisher noch so treulich gehütete Nationalität bleiben konnte.

So sind denn auch alle jenen längs des Schienenstranges liegenden Ortschaften, in denen noch vor zwanzig Jahren das strengste Wendenthum herrschte, heute schon germanisirt, zum Mindesten doch stark mit deutschen Elementen vermischt worden. Der Bann war gehoben. Mit der Görlitzer Bahn ist seitdem noch eine Reihe anderer Bahnen angelegt worden — in Kottbus münden deren allein fünf — und sie alle haben die gleiche, das Wendenthum vernichtende Wirkung ausgeübt. So bildet denn auch die Wendei kein geschlossenes Ganze mehr, sondern nur noch ein zerstückeltes Ueberbleibsel des einst hier angesessenen Wendenthums, dessen Anhänger in den von den Eisenbahnen geschaffenen, kleinen Sprachinseln immer schneller, sich selbst vielleicht unbewußt, dem Deutschthum entgegensteuern.

Wenn Tissot und auch einige czechische Phantasten behaupten, daß das Wendenthum der Lausitz die Stunde ersehne, wo es wieder auferstehen und sein altes Königreich — das es übrigens nie gegeben hat — erneuern könne, so lügen sie eben einfach oder aber beweisen, wie wenig sie den Charakter und die Sinnesweise der Lausitzer Wenden studirt haben. Denn panslawistische Ideen bleiben hier durchaus unverstanden. Es giebt kaum einen größeren Patrioten, als den Wenden. Sein Vertrauen auf die Huld und Weisheit des Landesvaters ist unerschütterlich, und erkennt er auch noch nicht recht einen pschuski kral, König von Preußen, an, so doch einen bramborski kral, König von Brandenburg. Das Wort kral, dies sei hier noch eingeschaltet, entstand unter den Wenden im 8. Jahrhundert und ist eine Verstümmelung des Namens Karl. Obgleich die Wenden keine Königswürde kannten, noch besaßen, so war der Eindruck der Thaten des fränkischen großen Kaisers doch so überwältigend auf die Slawenstämme, daß sie seinen Namen fortan als den Ausdruck höchster irdischer Majestät ihrer schmiegsamen Sprache einverleibten.

Auch die weit verbreitete Annahme, daß noch heute ein heimlicher König unter den Wenden herrsche, ist einfach in das Märchenland zu verweisen. Pfarrer Jentsch, welcher im Anfang dieses Jahrhunderts der wendischen Parochie Zibelle als Diakonus vorstand, schreibt 1850 darüber: „Bis in die neueste Zeit hat sich sowohl unter dem Volke, als auch bei den wendischen Schriftstellern das Märchen erhalten, daß die Wenden, wiewohl unterdrückt und um ihre alte Freiheit und ihr nationales Recht gebracht, sowie zum Deutschen Reiche zugezogen, doch bis auf den heutigen Tag ihre eigenen Könige aus ihrer alten Königsfamilie behalten haben. Ja, hie und da erzählt man, daß die Niederlausitzer Wenden um Lübbenau herum im Spreewalde bis zu dieser Stunde ihrem Könige aus der alten Herrscherfamilie treu anhängen. Weiter erzählt man, daß die Wenden jener Gegend wohl in allen äußerlichen staatlichen Angelegenheiten dem deutschen Landesfürsten gehorchen, ihre Steuern treu und richtig zahlen und ihre Pflicht erfüllen, daß sie aber in ihren besonderen wendischen Angelegenheiten sich den Befehlen ihres besonderen wendischen Königs unterwerfen.

Dieser König müsse, wie man sagt, ein Nachkomme der alten Königsfamilie sein, die einst ihr Königsschloß auf dem Burgberge hatte. Wirklich finden sich, wie man sagt, noch heutigen Tages Nachkommen jener Königsfamilie in weiblicher Linie in dem kleinen, jetzt fast gänzlich germanisirten Dörfchen Kaminchen (Kamjenki), das in der Nähe des Spreewaldes liegt. Was aber ferner unsern wendischen König betrifft, so ist derselbe jetzt wohl auch in seiner äußeren Erscheinung ein Bauer wie jeder andere, er erhält aber, so fabeln deutsche Schriftsteller, von seinen Wenden königliche Ehren und zu seinem Unterhalte alljährlich etwas Geld von seinen Unterthanen, die eben deshalb außer ihren Landessteuern noch eine besondere wendische Kopfsteuer für ihren König alljährlich

abzugeben haben. Krone und Scepter der alten Wendenkönige werden von ihm aufbewahrt, und seinen Anordnungen gehorchen alle Wenden in ihren nationalen Angelegenheiten. Doch wird die ganze Sache so heimlich gehalten, daß Niemand, der nicht mit dieselbe verflochten ist, mit Gewißheit erfahren kann, wie es um dieselbe in Wahrheit steht, und konnte ich den betreffenden König weder ausfindig machen, noch ihn zu sehen bekommen." Also der thatkräftig diesem Ammenmärchen zu Leibe ziehende Pfarrersmann. In der Wendei freilich fand er den mythischen König nicht, wohl aber bereits in der Reichshistorie des Gladovius und in den Epistolae itinerariae des Jakob Tollius.

Nach einer anderen Sage soll sich jedoch einst der letzte Wendenkönig der Lausitz auf einem aus Weidenruthen geflochtenen Floß auf den Schloßberg bei Burg im Oberspreewalde vor den Deutschen geflüchtet und von dort aus noch lange geherrscht haben, bis dann eines Tages ein furchtbares Gewitter über den Berg zog, den König erschlug und das Schloß, die Königin mitsammt dem Hofstaate in die Tiefe versenkte. „Das kann man noch heute sehen," heißt es, „denn in der Mitte ist der Schloßberg tief, und stößt man mit einer Stange auf, so klingt es hohl."

Geheuer ist es jedenfalls dort noch immer nicht. Die Pferde werden scheu, denn das Thier sieht mehr, wie der Mensch. Auch reitet zuweilen der alte König über den Berg, doch ohne Kopf. Die Königin aber sitzt tief innen in der Erde am Spinnrade und spinnt; sie soll zwölf Hemden machen, doch jedes Jahr nur einen Stich, dann ist sie erlöst. Dann steigt Alles wieder aus dem Schooße des Berges herauf, das Schloß leuchtet wieder in alter Herrlichkeit durch das Spreeland, und König und Königin werden auf dem Thron sitzen und über ihr treu gebliebenes Wendenvolk weise und milde herrschen.

Ehe dies aber einſt geſchehen ſein wird, iſt das Wendenthum mit ſeiner ſchönen Sprache, ſeinen bunten Trachten, den altehrwürdigen Sitten und Gebräuchen längſt vom Erdboden verſchwunden, nichts zurücklaſſend, als die wehmüthige Erinnerung an ein untergegangenes, einſt ſo tapferes, treues und hochbegabtes Volk.

Zwischen Spree und Havel.

Das Orangeriehaus im Königlichen Stadtschlosse zu Charlottenburg.

Wie alles wahrhaft Schöne sich nur abseits von dem verwirrenden Tagesgetriebe harmonisch entfalten kann, so hat sich auch in dem Wintergarten des Orangeriehauses zu Charlottenburg geräuschlos und unbemerkt vor zwei Jahren ein duftiges Frühlingsmärchen erschlossen. Charlottenburg ist seitdem um einen lieblichen Schmuck und eine Sehenswürdigkeit reicher geworden. Ein Wallfahrtsort ist ja unsere Nachbarstadt immer gewesen, längst schon, ehe Bockbier und Wettrennen ihre Festtage jenseits Charlottenburg feierten.

Schildert doch schon der wackere Nicolai vor hundert Jahren die Pracht und die Anziehungskraft des herrlichen Schlosses und bemerkt dabei nicht ohne Genugthuung über die trefflichen Verkehrsmittel seiner Zeit, daß man, um Charlottenburg sich anzusehen, die Post sehr wohl brauchen könne, welche von Berlin aus jeden Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag Morgens 7 Uhr „fahrend ginge". Seitdem hat

sich allerdings so Manches in unserem Berliner Verkehrsleben geändert, und ich weiß nicht, was Nicolai heute dazu sagen würde. Aber seine Freude würde er sicherlich daran haben.

Millionen Schaulustiger sind seit jenen Tagen nach Charlottenburg hinaus gepilgert, die Pracht der weiten, historischen Räume des Schlosses zu bewundern, andächtig die geweihte Stätte zu betreten, wo Preußens edelste Königin an der Seite ihres Gemahls in verklärter Gestalt ruht, den prächtigen Park mit seinen Statuen und Karpfenlegenden zu durchschweifen, zu dessen Ufer einst Sophie Charlotte mit ihrem Freunde Leibniz in vergoldeter Barke von Berlin die Spree herabgeschwommen kam, um hier unter den Wipfeln schlankragender Bäume philosophirend auf und nieder zu schreiten. Ueber diese schöne Schloßterrasse mit ihren sommerlang üppig blühenden Hortensienbüschen und der Reihe römischer Kaiser und Kaiserfrauen sind alle Könige Preußens gewandelt. Friedrich der Große, dessen Genius der Erde den Olymp wiedergeben wollte, der hier die Freuden seines unvergeßlichen Rheinsberg auf's Neue zurückzurufen suchte, erweiterte durch seine Anbauten die festlichen Räume, diese mit seinem Geiste beseelend. Im Charlottenburger Schlosse feierte Friedrich Wilhelm III. mit seiner Luise Stunden reinen Glückes. In dem Belvedere am nordöstlichen Ende des Parks war es, wo in dem oberen Raum Friedrich Wilhelm II. geisterhaft mahnend die Gestalten der alten Helden erschienen. Und sechzig Jahre später saß hier oben auf dem nach Westen hinausspringenden Balkon gar oft Friedrich Wilhelm IV. an schönen Sommerabenden und blickte sinnend über die Spreeniederung nach Spandau hinüber und in das dämmernde Havelland, wenn die Segel im Abendroth langsam an den dunklen Kieferwänden vorüberzogen und das Geläute von St. Nikolai in Spandau durch den Abend klang. Die schlichte Anmuth der Landschaft that seinem Herzen wohl. Seit jenen Tagen ist es stiller im Schloß zu Charlottenburg

geworden. Die Gunst der Hohenzollern hat sich Potsdam zugewandt; aber die Pietät für diese Stätte ist geblieben. Was die Zeit im Laufe von fast zwei Jahrhunderten hier und da auch zerbröckelte, vernichtete, was Muthwillen fremder Söldner, Unverstand und Mangel historischen Empfindens verwischte und beseitigte, der Reichthum der Erscheinungen, die glanzvolle Geschichte dieses Hohenzollernsitzes, sind zu groß, als daß dies Alles im Stande wäre, der Bedeutung dieses Schlosses ernsthaft Einbuße zu thun.

Wie schon Friedrich der Große es sich zur Aufgabe machte, die mannigfachen Schäden und Verwüstungen, welche die hier hausenden Sachsen in Schloß und Park angerichtet hatten, nach Möglichkeit wieder auszubessern, so ist man auch jetzt wieder seit einigen Jahren im Stillen bestrebt, schrittweise die Räume des Charlottenburger Schlosses in altem Glanze neu erstehen zu lassen, störende Zuthaten auszumerzen, dem verlöschenden Deckengemälde frische Farben zu leihen, Alles, was Alter, Sonne und Staub vernichteten, im Anschmiegen an die Formen und den Geschmack der betreffenden, fernen Epochen zu ergänzen, und somit dem Auge des Beschauers ein harmonisch abgetöntes, charakteristisch wirkendes, historisches Bild zu bieten. Berufenen Händen ist es zu danken, daß die Flucht der köstlichen Zimmer in dem nach dem Parke gelegenen Erdgeschosse, welche ehemals Preußens erster König bewohnte, jetzt nach und nach in verjüngter, farbenprächtiger Gestalt erstanden sind; daß das schier vergessene, originelle und kostbare Marmorbad Friedrich's I., welches an das gelbe, das Prunkbett des Königs enthaltende Damastzimmer grenzt, wieder gleichsam entdeckt und trefflich hergestellt wurde. Vor Allem verdanken wir diesem stillen Wirken die Neuschöpfung des ehemaligen Wintergartens inmitten des langgestreckten Orangeriehauses. Architektur und Malerei, als Schwesterkünste

Hand in Hand, haben in Gemeinschaft mit der Gartenkunst diese lauschige, duftige Stätte zum Weilen und Genießen geschaffen.

In der Mitte des von Eosander 1709—1712 erbauten Orangeriehauses gelegen, welches das eigentliche Schloß mit dem am äußersten linken Flügel befindlichen Theater verbindet, diente dieser Wintergarten zur Zeit Friedrich's des Großen und seines Nachfolgers bei großen Festlichkeiten zum Speise- und Tanzsaal. Bei trübem, regnerischem Wetter, an kalten Wintertagen, boten diese langen, künstlich erwärmten Hallen, im Schmucke ihrer Orangen-, Myrthen- und Lorbeerbäume hinreichend Raum zum angenehmen Lustwandeln und wurden als bedeckter Gang zum Theater benutzt. Nach Friedrich Wilhelm II. gerieth dieser Theil des Schlosses mehr und mehr in Verfall. Geschmack und Zeit wandelten andere Wege. Die Götter und Genien an den Decken wurden mit jedem Jahre blasser, der Glanz der vergoldeten Balustraden verblich, und bald lag der weite Raum, der einst so üppige Pracht und so rauschende Feste gesehen, einsam, in einförmiges Grau gehüllt, da. Nur die Orangen und Lorbeerbäume, die schon unter dem großen Kurfürsten die viel bewunderte Zierde des Lustgartens zu Berlin gebildet hatten, hielten mit jedem Herbst frostschauernd Einzug in die durchwärmten, nüchternen Mauern, bis die Maisonne sie wieder hervorlockte. Wenn der letzte der drei strengen Kalenderherren seine kurze Regierung niedergelegt hatte, sprangen die Pforten weit auf, und statt verblaßter Huldgöttinnen schaute der blaue Maihimmel auf die längs der Schloßterrasse aufgestellten Kinder des Südens lächelnd herab.

Das Orangeriehaus bietet im Winter einen überraschenden Anblick für den Eintretenden. Ein dichter Wald nimmt uns auf, welcher von Süden her sein Licht durch hohe Bogenfenster erhält. In zwei Doppelreihen wachsen aus mächtigen Kübeln mehr als dreihundertjährige Orangen-, Myrthen-,

Pommeranzen- und Lorbeerbäume, kurzstämmig und mit voller Blätterkrone, empor, die noch heute ein jugendlich frisches Ansehen gewähren. Ueber ihnen hat sichtbar ein günstigerer Stern gestanden, als über der einst so gepriesenen Orangerie Friedrich's des Großen auf den Terrassen zu Sanssouci, die trotz der sorgsamsten Pflege zum größten Theile eingegangen ist. Während des Winteraufenthaltes im Orangeriegebäude zu Charlottenburg schlingt sich, den Eindruck des Natürlichen noch zu erhöhen, allerlei Rankenwerk und Epheugewinde von Baum zu Baum; blühender Flieder sproßt dazwischen duftend empor und anmuthige Blumenetagèren mildern den dunklen, ernsten Grundton dieses Haines. Sobald man den ersten Theil der Orangerie durchschritten hat und die schwere Portiere zurückschlägt, breitet sich wie ein liebliches Märchen der Wintergarten aus, an dessen gegenüberliegender Seite ein zweiter, gleich langer Orangerieflügel, durch einen Vorhang getrennt, sich anschließt. Wer noch vor einigen Jahren diesen gänzlich verfallenen Mittelraum sah, wird ihn heute kaum wieder erkennen.

In diesen ehemaligen Speise- und Tanzsalon Friedrich's II., der höher, als die anschließenden Flügel der Orangerie, ist, lassen von Nord und Süd je drei hohe Fenster im Unterraum, wie sechs entsprechend darüber angebrachte yeux de boeuf unter der Kuppel das Tageslicht hereindringen. Auf 24 braunrothen Säulen und 28 Pilastern mit bronzenen Kapitälen, welche Adler und Königskronen zeigen, erhebt sich die den Mittelbau umgebende Gallerie. Ein kunstvoll gearbeitetes, reich vergoldetes Eisengitter schließt sie ab. Auf den Eckpfeilern und Risaliten stehen goldene Jardinièren, aus denen frisch grüner Blätterschmuck hervorquillt, während Epheugerank sich malerisch durch das Gitterwerk flicht und anmuthig über die Gallerie hinweghängt.

Darüber erhebt sich die reich gemalte Decke, in ihrer Ein-

theilung sich an die von der Architektur vorgezeichneten Linien schließend. Ueber den Thür- und Fensternischen prangen jugendlich schöne Frauengestalten, Blumengewinde mit heiterem Lächeln emporhebend; Amoretten und von Adlern getragene Genien schweben lustig dazwischen, während Blumenvasen und ein reicher, ornamentaler Schmuck den lichten und vornehmen Eindruck noch erhöhen. Die Mitte der gewölbten Decke nimmt der sonnige, von zarten Wolken umsäumte Olympos ein, durch dessen Gefilde Mars und Neptun, umgeben von einer leuchtenden Götterwelt, dahinziehen. Doch von all' diesen künstlerisch wohlthuenden Erscheinungen kehrt das Auge gern wieder zu dem zurück, was rings umher wie ein von Duft und Blüthenflor gewebter Frühlingstraum sich erschlossen hat. Blumen üben einen geheimnißvollen Zauber aus, und der sinnige Gartenkünstler konnte sich keine bessere Fürsprecherinnen wählen.

Welch' reizvolles Gebilde haben Natur und Menschenhand hier erstehen lassen! Schwere, vergoldete, hohe Eisengitter umfrieden die vier Eckseitenbreiten, wie das ovale Mittelbeet. In den Ecken, von schelmischen Frühlingskindern und langsam emporsteigendem Gebüsch umsäumt, erheben Palmen aller Art ihre gespreizten Fächer, nickenden Wedel und stolz aufragenden, elastischen Kronen, und dahinter glänzen aus grüner Marmorwand bronzene Reliefs mit mythologischen Darstellungen. In dem ovalen Mittelbeet aber, aus dem eine prächtige Zwergpalme, von schönen Dattelpalmen umstanden, ihr Haupt emporreckt, drängen sich in bunter, herzerquickender Fülle und Frische Primeln, Crocus, Maiglöckchen durcheinander mit Kamelien und Rosen, die Luft mit ihrem süßen Hauch erfüllend. Sanftgetönte, weiche Teppiche bedecken die Wege, von goldgelbem Kies zu beiden Seiten eingefaßt. Vier geschmackvoll geschnitzte Polsterbänke laden zum Weilen ein. Wenn eins diesem kostbaren Raume noch mangelt, so ist es, was den Puls-

ſchlag der Natur ausmacht, das ſprudelnde, Leben erzeugende Waſſer. Das leiſe, melodiſche Plätſchern einer Fontaine würde den Reiz dieſer Stätte noch erheblich vermehren.

Wenn die klare Winterſonne durch die Bogenfenſter bricht, über die heiteren Göttergeſtalten am Deckenhimmel, über Gold und Marmor hinfluthet, die Blumen küßt und leiſe Schatten über den Kiesweg huſchen läßt, wenn Alles rund herum ſchweigt und nur ein verſtohlenes Flüſtern durch die Palmenkronen geht: dann träumt man wohl die alte Zeit wieder herauf und meint, das Rauſchen ſchleppender Gewänder, Kniſtern von Seide, Fächerſchlag und Wortſpiele wieder zu hören. Dann iſt's, als müſſe jeden Augenblick der ſchwere Vorhang zurückwallen und der Hof Friedrich Wilhelm's II. vorüber zum franzöſiſchen Schauſpiele drüben mit kokettem Geflüſter ſchreiten.

Eine Rundfahrt um die Insel Potsdam.

Zu den fesselndsten und wechselreichsten landschaftlichen Genüssen, welche unsere Mark nahe der Reichshauptstadt bietet, gehört unstreitig mit eine Dampferfahrt um die Insel Potsdam, wie sie allwöchentlich einmal, vom Frühling bis in den Herbst hinein, von der Langen Brücke in Potsdam aus unternommen wird. Die Fülle malerischer Bilder, welche längs dieser prächtigen Wasserstraße sich aneinander reihen, ist so groß und überraschend, ganz abgesehen von dem Reiz des historischen Zaubers, welcher so viele dieser Ortschaftsnamen umweht, daß man mit Erstaunen sich immer wieder fragen muß, wie es möglich sein konnte, unsere bescheidene Mark bis vor nicht allzu fernen Tagen nur als die Zielscheibe offenen Spottes oder einer fadenscheinigen Achtung bestimmt zu sehen.

Diese Rundfahrt um die Insel Potsdam, trotzdem geographisch diese Bezeichnung nicht zutreffend erscheint, indem das Dampfschiff, statt aus dem Marquardter Schiffsgraben in die Wublitz einzubiegen, auch noch den Töplitzer Werder umkreist, um dann hinter Phöben die Insel Potsdam erst wieder westlich zu erreichen, — diese Rundfahrt mag zu allen Zeiten dem Auge Bilder königlicher Pracht, ländlichen Friedens entrollen, am

schönsten jedoch sind die Tage des Juni, wenn die Akazien die letzten Blüthen niederwehen, wenn jedes Haus, jede Bauernhütte sich gleichsam einen Strauß leuchtender Rosen an die Brust gesteckt hat, wenn zwischen den vom warmen Sommerwinde leise geschaukelten Aehrenfeldern Korn- und Mohnblumen lachend herübernicken und der süße Duft frisch gemähten Heues über die weiten Wiesen und die blitzende Wasserfläche zieht. Und solch' ein Tag war es, als ich die längst geplante, vierstündige Wasserfahrt antrat.

Potsdam lag in Rosen eingebettet. Ein unvergleichliches Bild, das immer wieder den alten, frischen Zauber übt. Als schaue uns der Frühling beim Abschiednehmen noch einmal voll und warm in's Auge! In allen Gärten, in allen Fenstern glüht und duftet es, rankt sich über Gitter und Mauern, klettert zu den Giebeln niedriger Hütten empor, leiht auch dem ärmsten, stillen Winkel für kurze Frist Anmuth und einen Schimmer sanften Glückes. Kein holdes Potsdamer Kind, das nicht einen Büschel thaufrischer Rosen am Busen trüge, siegesgewiß die eigene Schönheit zum Wettkampf herausfordernd. Die Zeit der Rosen in ihrer heiteren Pracht ist das schönste Festkleid, welches die Stadt Friedrich's des Großen anzulegen besitzt. Selbst die subalternste Nüchternheit weicht dann einer behutsamen Begeisterung und athmet in bedächtigen Zügen Freiheit und Schönheit, wie sie hier die Natur, im Zeichen der Rose, freigebig und lächelnd offenbart.

Es ist drei Uhr Nachmittags. Von der Langen Brücke, nahe der „Bittschrifts-Linde", aus klimmen wir die Steintreppe hinab, um nun durch das schwimmende Haus der Dampfschiffskasse wie über das Verdeck eines nach der Pfaueninsel bestimmten Schiffes zu schreiten, und dann das dahinter liegende schmucke, neue Fahrzeug zu betreten, welches uns im angenehmen Wechsel die stillen Schönheiten des Havellandes rund um Potsdam auf seiner Fahrt erschließen soll. Ueber Vorder- und Hinterdeck ist in menschenfreundlicher, jedem Berliner deshalb doppelt wohl-

thuend berühender Gesinnung, ein graues Zeltdach weitausladend gespannt; der Transport von verschlossenen Körben, Biertonnen, wie das Auftauchen von blendend weißen Mützen einiger Konditorenjünglinge aus der Schiffsluke, bekunden auf das Sicherste, daß in jeder Weise den Wünschen und Gewohnheiten einer für Stunden auf eng begrenztem Raume versammelten, schaulustigen Gesellschaft moderner Europäer entsprochen ward.

Das Vorderdeck, auf dem wir nahe der Schiffsglocke auf Feldsesseln Platz genommen haben, ist rasch gefüllt, allmählich beginnt sich auch der Raum hinter dem Schornstein mit frohen Menschenkindern, denen fast allen die Erwartung heiterer Genüsse auf dem Antlitz geschrieben steht, zu füllen. Ein buntes Völkchen! Ganze Schaaren rosengeschmückter Mädchen sitzen lachend und kichernd zusammen, während Väter und Mütter noch die letzten Begrüßungsformeln und Wetterberichte austauschen. Lehrer, Beamte, einige Offiziere, Musterritter mit Krimstecher und Rose im Knopfloch, Oekonomen und Gärtner bilden den Haupttheil. Auf dem von Feldsesseln bedeckten, kleinen Raum des Vorderdeck, zwischen den Bankreihen und der Schiffsglocke, hat außer uns noch ein vergnügt und durstig in die Welt blickender, rundlicher Bayer Platz genommen, sowie mehrere Herren, denen die Mitgliedskarte irgend eines lokalen Geschichtsvereines wie ein Kainsstempel auf die Stirne gedrückt ist. Jeder von ihnen trägt ein paar abgegriffene Münzen als Amulett an der Uhrkette. Während der Eine immer starr in das verübergluckernde Wasser blickt, als suche er Urnen und slawische Armspangen, hat sein linker Nachbar dem Dritten im Bunde die Bedeutung Friedrich's des Großen versucht klar zu machen, bis dieser endlich, eine rothe Düte mit Brustkaramellen in die Rocktasche schiebend, das Pincenez sich auf die Nase klemmt und dann, auf das im Sonnenschein träumende Stadtschloß schauend, mit scheuer Ehrfurcht und fetter Stimme sagt:

„Großartig, wirklich großartig! Es ist doch 'n Segen um

unſern Verein, daß ſolch' ein Mann immer weiter bekannt wird. Keine Ahnung früher davon gehabt, Lotichius." Der Angeredete ſchmunzelte nicht ohne Selbſtgefühl.

„Ja, 's iſt etwas Schönes um die Geſchichte. Wiſſen Sie noch voriges Jahr, Schulz? Joachimsthal, Grimnitz? He? War auch ſehr bildend."

„Wenn ich an mein Kotelette denke, Lotichius — —"

„Zu fett?" Er ſchnalzte mit der Zunge.

„Zu klein, viel zu klein für ſolches Neſt."

„Aber Sie müſſen auch nicht vergeſſen," hub jetzt der bisher in's Waſſer Blickende an, „daß jeder durch Sage und Geſchichte geweihte Ort, wie es die Reſidenz des ſangesluſtigen Otto mit dem Pfeile war, jener lichten Heldengeſtalt, die mit ſtarken Armen und weichem Herzen —"

„Und ewig leerem Portemonnaie," ſchaltete Schulz mit aufrichtiger Theilnahme ein.

Der begeiſterte Biograph Otto's mit dem Pfeile zuckte die Achſeln und wandte ſich dann ſchweigend wieder der Unterſuchung des Havelwaſſers zu. In dieſem Augenblicke begann die Schiffsglocke noch einmal energiſch zu läuten, dann ein Schaufeln, Aechzen und Stoßen, noch ein Paar kräftige Athemzüge, und der Dampfer löſte ſich vom Ufer und ſchwamm leicht und gefällig die Waſſerſtraße aufwärts der Heiligen Geiſtkirche zu, um hier in die breite Bahn einzulenken, hinaus in die köſtliche, grünumſäumte, ſonnenbeglänzte Landſchaft. Die letzten Roſen der lauſchigen, kleinen Gärten längs der Häuſerzeile nickten uns noch einen Abſchiedsgruß zu, dann flogen wir an einer Reihe Schwimmanſtalten vorüber, deren Beſucher uns in Koſtüm und Kriegsgeſchrei die ganze Poeſie unſerer neuafrikaniſchen Provinzen offenbarten, bis auch dieſe freundlichen Stätten hinter uns lagen, und nur noch Waſſer und Wald, hier und dort von dem Giebel oder Thurm eines Schloſſes überragt, ſich vor uns maleriſch ausbreiteten. Zur Rechten, leiſe anſteigend, der kaiſerliche Sommerſitz Babels-

berg, über dessen smaragdgrüne Rasenhügel uralte Eichen ihre Wipfel schirmend breiten, in dessen Uferbuchten, halb vom Gezweig niederhängender Weiden und Rüstern verdeckt, schlanke, schmucke Gondeln sich auf den murmelnden Wellen schaukeln, während hoch oben der Flatower Thurm sein Haupt kühn über die Waldung reckt, und für Sekunden die Gerichtslaube, das Schloß, Kavalier- und Maschinenhäuser zwischen der grünen Umrahmung auftauchen. Jetzt schauen die reizenden Schweizerhäuser von Klein-Glienicke herüber, Babelsberg entschwindet unseren Blicken, der Park von Klein-Glienicke bleibt hinter uns zurück, doch die prächtige, stolze Glienicker Brücke, durch welche wir jetzt rauschen, entzieht uns auch diese Bilder, und nun liegt eine Landschaft vor uns, so überraschend schön, so zauberisch in Formen und Farben und Beleuchtung, daß für Augenblicke ein Jeder wie gebannt diesem Eindrucke huldigt. Wenig Punkte Norddeutschlands mag es geben, die diesem Bilde auch nur annähernd an tiefer Schönheit gleichkommen.

Links über den schattigen Waldungen des Neuen Gartens ragen die herrlichen Doppelthürme des Pfingstberges in die blaue, klare Luft, rechts begleitet uns der schattige, auf- und niedersteigende große Glienicker Park mit seinen leuchtenden Schlössern, Theehäuschen, Tempeln und hochgeschwungenen Brückchen, während vor uns die säulenumschlossene Sakrower Kirche mit dem freistehenden, schlanken Glockenthurme aus dem Wasser gleichsam heraufzusteigen scheint, von einer in allen Farben schillernden Waldung umrauscht, und umfluthet von den Wellen des Havelstromes, der hier gabelförmig sich theilt, rechts nach der Pfaueninsel, links den Jungfernsee bildend, an dessen Ufer die Meierei jetzt sichtbar wird. Schwäne rudern im stillen Zuge an uns vorüber, eine Fregatte wiegt sich auf den blinkenden Fluthen, und am Horizonte ziehen weiße, leicht geschwellte Segel an der grünen Wand der Ufer langsam vorbei. Alle Blicke sind in freudiger Bewunderung hinaus auf das unendlich liebliche Bild gerichtet,

und erſt, als das Schiff mit leiſer Seitenwendung rauſchend ſich den Weg durch die ſchäumenden Wogen zum Jungfernſee bahnt, vertieft ſich die Mehrzahl der männlichen Paſſagiere auf's Neue in ihre über die Knie ausgebreiteten Spezialkarten dieſes Waſſergebietes. Ein Konditorenjüngling hat ſich mit Törtchen, Eis und Limonade durch die plaudernden Gruppen gedrängt, doch als er ſich geſchmeidig dem rundlichen Bayer genähert, hat ihn dieſer nur mit einem Blick unbegrenzter Geringſchätzung angeblickt und dann „a Moaß Bier!" dringend gefordert, dem bald, trotz des Verziehens der Mundwinkel beim Koſten, ein zweites raſch nachfolgte. Die drei Herren des Geſchichtsvereins haben ſich wieder ausgeſöhnt. Herr Schulz, nachdem er einige Bruſtkaramellen zu ſich genommen, hat zugegeben, daß man auch ohne disponible Geldmittel ein tüchtiger Fürſt ſein könne, und daß er verſuchen wolle, ein Autograph des ſangesluſtigen Markgrafen aufzutreiben, da er nicht ohne Verbindung mit Joachimsthal ſei. Das hochherzige Anerbieten ſchlichtete auch das letzte Bedenken des Bewunderers Otto's mit dem Pfeile. Er verſprach als Gegenſatz eine Urne oder eine Lanzenſpitze aus der Jaczoſchlacht, während Herr Lotichius etwas von Topfſcherben und unhiſtoriſchem Kehricht murmelte, ſonſt aber zu einer neuen Verſtimmung keinen Anlaß gab. So ging die Fahrt weiter. Die letzte Villa zur Linken war bereits hinter uns geblieben, durch träumende Wälder ſchwamm unſer Schiff über die leicht gekräuſelte Fläche des blauen Jungfernſees, an deſſen Ende der hohe Kirchberg mit dunkler Fichtenkrönung ernſt aufragte, rechts am Fuße der ſagenumklungenen Römerſchanze der Spiegel des Krampnitzſees aufleuchtete, während gegenüber jetzt eine hohe Brücke mit mittelalterlichen Thoren kühn hervortrat: die ehemalige Nedlitzer Fähre, über welche der Weg von Spandau nach Potsdam heute führt, nachdem Friedrich Wilhelm IV. die einſtige durch Jahrhunderte hier geübte Fährgerechtigkeit abgelöſt hatte. An Stelle des Fährhauſes erhebt ſich jetzt ein ſtattliches Schlößchen, auf deſſen dicht

umbuschtem Hofe ein buntes, bewegliches Treiben zahlloser Hühner, Enten, Tauben und anderer Federvölkchen sich entfaltet.

Das Läuten der Schiffsglocke hat dem droben auf der Mauerbrüstung der Brücke verschlafen hockenden Wächter aufgerüttelt. Gähnend erhebt er sich, nickt einen apathischen Gruß unserem Kapitän zu, dann hebt sich knarrend die Brücke in die Luft und in gemäßigter Bewegung fährt unser Schiff hindurch in eine Schmalung, von Wald und Wiesen eingefaßt, über welchen sich zur Rechten anmuthige Höhenzüge zum Kirchberg hin ausbreiten. Kaum ist dieser schmale Wasserarm zurügelegt, so blitzt eine weite, fast viereckige Wasserfläche uns entgegen: Der Fahrland-See. Niedrig nur sind seine Ufer, Wiesen, Korn und Elsbüsche umrahmen ihn, aber ganz oben am nordwestlichen Winkel des hellen Sees schaut unter Kastanien und Linden ein Kirchthurm freundlich herüber, rothe Dörfer schaaren sich, wie Schutz suchend, um das Kirchlein des Dorfes, zu dessen Straße einige hoch mit Heu beladene Wagen soeben langsam durch die Wiesen rollen. Landleute, hemdsärmlig, die Sensen über den Schultern, schreiten hinterher. Fahrland ist's, die Wiege unseres märkischen Dichters, des späteren Pfarrers Schmidt von Werneuchen, dessen schlichte, dem Gemüth aber warm entquellende Lieder einst Goethe in seinen „Musen und Grazien in der Mark" lieblos und herb verspottete, und das den begeisterten Mann doch nicht abhielt, seinen Buben und Mädchen die herrlichen Schöpfungen des Weimarischen Jupiters zu lehren und einzuprägen. Dort unter den dichten Wipfeln der Bäume stand einst das Pfarrhaus seines Vaters; das war sein Fahrland, seine Heimath, sein liebliches, stilles Idyll, von dem der treue Sohn später wehmüthig-froh in der Erinnerung sang:

„Ach, ich kenn' dich noch, als hätt' ich dich gestern verlassen,
Kenne das hangende Pfarrhaus noch mit verwittertem Rohrdach,
Kenne die Balken des Giebels, wo längst der Regen den Kalk schon
Losgewaschen, die Thür mit großen Nägeln beschlagen,
Kenne das Gärtchen vorn mit dem spitzen Stacket, und die Laube

Schräg mit Latten benagelt, und rings vom Samen der dicken
Ulme des Nachbars umstreut, den gierig die Hühner sich pickten."

Und weiter singt der Dichter:

„O, wie warst Du so schön, wenn die Fliegen der Stub' im September
Starben, und roth die Ebreschen am Hause des Jägers sich färbten;
Wenn die Reiher zur Flucht, im einsam schwirrenden See-Rohr,
Ahnend den Sturm, sich versammelten — wenn er am Gitter der Pfarre
Heulend die braunen Kastanien aus platzenden Schalen zur Erde
Warf und die schüchternen Krammtsvögel vom Felde zu Busch trieb.
Froher alsdann, als der Sperling im Dach, dem von hinten die Federn
Ueber's Köpfchen der Sturmwind blies, unterhielt ich so gerne
In dem rothen Kamine die Gluth mit knisternden Spähnen."

Ohne den Fahrland-See zu durchkreuzen, halten wir uns immer am Südufer desselben, bis sich zwischen das letztere und den See eine schmale, langhingestreckte Mole schiebt, durch diese Abtrennung von dem schönen Wasserbecken einen Kanal bildend, welcher denn auch wirklich, sobald wir an dem Fahrland-See vorbei sind, in einen Graben, der Marquardter Schiffsgraben genannt, übergeht. Und bald ist Fahrland unseren Blicken entschwunden. Neue Bilder, neues Leben umgiebt uns. Saftige Wiesen, von Sauerampfer, Hahnenfuß und Zittergräsern bunt überblüht, dehnen sich zu beiden Seiten, von zahlreichen Wasseradern durchkreuzt, aus. Hier eine weidende Heerde, deren Hirte unter einem Elsbusch sitzt und in die grüne Gotteswelt hinausstarrt, dort eine Gruppe Torfarbeiter, die braunen, feuchten Kuchen zu wohlgeordneten Haufen schichtend. Heugeruch und der starke Duft von Pfeffermünze durchzieht die Luft, und in das verhaltene Aechzen des Dampfers und das Rauschen der weißen Schaumwellen, welche am Ufer lachend sich haschen, in der Sonne spielen, klingt zuweilen der Schrei eines Kiebitz oder Rohrsperlings, oder eine Krähe streift mit heiserem Gekrächz über die einsame Landschaft hin. Einige kaum flügge gewordenen Wildenten tummeln

sich sorglos um den Schiffsschnabel, um dann plötzlich im Rohre ängstlich zu verschwinden, als ein paar braune Jungen vom Torfstich herüber zum Ufer eilen und unser Fahrzeug mit großen, neugierigen Augen verwundert betrachten.

Die jungen Eingeborenen haben die volle Aufmerksamkeit unseres Trios auf dem Schiffe erregt. Während der eine im Geiste Schädelvermessungen vorzunehmen scheint, hat der andere ihnen die inzwischen geleerte Bonbondüte, aufgeblasen und geschlossen, zugeworfen und ergötzt sich nun mit dem historisch empfindenden Freunde an den verdutzten Gesichtern der betrogenen, braunen Burschen. Unser Bayer aber hat bereits soeben das erste halbe Dutzend Maß Bier vollendet und dreht nun auf dem unheimlich schwankenden Feldstuhl der Wasserseite sich zu, um auch seinerseits der origenellen Havellandschaft seine freundliche Aufmerksamkeit nicht länger vorzuenthalten.

Fast eine halbe Stunde so durch Luch und Wiesen streichend, erreichen wir endlich das stattliche, schön gelegene Dorf Marquardt, welches zur Rechten zwischen Pappeln, Linden und Ulmen am Fuße eines lieblichen Höhenzuges auftaucht, mit Schloß, Park, Kirche und malerisch gruppirten, rothgedeckten Häusern. Auch dieses Dorf hat seine Geschichte, seine Sagen und Geheimnisse. Dort drüben im Schlosse saß einst General von Bischofswerder, der Günstling Friedrich Wilhelm's II.; in jenem lauschigen Parke, in einem Dickicht von Akazien, erhob sich die blaue, mysteriöse Grotte, in derem zauberisch blinkenden Innenraum, aus blauen Lasursteinen hergestellt, leiser Gesang ertönte und geheimnißvolle Stimmen den hier versammelten Rosenkreuzern Vergangenheit und Zukunft kündeten. Hierher kam gar oft der allem Aberglauben und übernatürlicher Schwärmerei zugethane König zur Abendzeit von seinem Marmorpalais in Potsdam hergefahren, um nun, geleitet von den befreundeten Geheimbündlern, die Grotte zu betreten und jedesmal tief ergriffen nach Potsdam zurückzukehren. Jene

Tage sind längst dahin. Mit dem Tode des schwachen, genußsüchtigen Monarchen war auch die Macht und der Einfluß seiner Kreaturen und Günstlinge gebrochen. Minister v. Woellner, Gräfin v. Lichtenau (Frau Rietz) und General v. Bischofswerder traten bald von dem einst beherrschten Schauplatze ab. Der General, bisher gewohnt, zu gebieten, kehrte für immer nach Marquardt zurück. Park und Felder mußten ihm fortan sein Leben füllen, und einer traurigen Periode politischer Macht, folgte jetzt eine Aera stillen Segens und heiterer Genügsamkeit. Der General war für den Nachfolger auf dem preußischen Throne ein Todter. Wie oft auch Friedrich Wilhelm III. nach Paretz durch Marquardt rollte, an dem Schlosse des einstigen Günstlings seines Vaters hat sein Wagen nie wieder gehalten. Auch seine Grotte ist seitdem zerfallen, aber das Herrenhaus steht noch mit seinen Ahnenbildern und seinen Spukgestalten, und über die ehrwürdigen Bäume sind inzwischen 100 Jahre gerauscht. Gedankenvoll und träumerisch beschauen sie sich in den blauen Fluthen der Wublitz, welche murmelnd den einsamen Park umspült.

Durch eine hochgeschwungene Brücke, über welche die Chaussee von Potsdam nach Nauen führt, gleitet unser Dampfer, um nun jenseits der Wublitz, welche, von rechts kommend, unsere Bahn durchschneidet, links hinab längs des Potsdamer Werders zu fließen, den Schlänitz-See endlich zu bilden und dann, nicht weit von der Stadt Werder, mit dem Havelstrom sich wieder zu vereinen. Wir aber fahren jenseits der Wublitz in einen neuen Kanal hinein, dem Uetzer Schiffsgraben, benannt nach dem an der Wublitz oberhalb und gegenüber von Marquardt idyllisch gelegenen Dörfchen Uetz, dessen liebliche Landschaft unseren bereits citirten märkischen Dichter zu den schlichten, gemüthvollen Versen einst begeisterte:

„Wie reizend sind, du schönes Dörfchen Uetz,
Heut' deiner Gärten Aepfelblüthenreifer,
Dein gothisch Kirchlein, deiner Fischer Kietz,
Dein Pfarrgehöfte, deine Bauernhäuser!" —

Und noch einmal ziehen jetzt längs dieses schmalen Wasserarms dieselben Wasserbilder an uns vorüber, wie wir sie bereits vorhin geschildert haben. Beladene Heuwagen, Torfhaufen, hier ein Ziehbrunnen, dort ein Elsbusch mit einer grasenden Rinderheerde. Zuweilen gleitet eine Flotille mit Oel, Petroleum oder Ziegelsteinen beladener Kähne, voran den mühsam ächzenden Schleppdampfer, an uns vorüber, den Schiffsgraben entlang, welcher durch die Vermeidung des weiten Bogens über Werder, Potsdam einen nennenswerthen Vortheil für die von der Unterhavel kommenden, nach der Spree und dem Finowkanal bestimmten Lastkähne bietet. Und wie am Ausgang des vorigen Kanals das Dorf Marquardt uns begrüßte, so jetzt Paretz, bei dessen Klange unwillkürlich Alles sich erhebt und mit Theilnahme und mit stillem Sinnen das lauschige, halb unter Bäumen versteckte Dörfchen betrachtet. Denn welch' ein Preußenherz gäbe es wohl, dem nicht bei diesem Namen die Erinnerungen jener unvergleichlichen Königin Luise, die als „gnädige Frau von Paretz" hier an der Seite ihres hohen Gemahls Stunden ungetrübtesten Glückes genoß, wieder heraufstiegen? Jener Tage, rein und sonnenhell, bis mit dem Hereinbrechen des korsischen Fuchses immer dichtere Wolkenschatten sich auf das preußische Land, das edle Gemüth der königlichen Dulderin legten? Dort drüben in dem schlichten Schlößchen wohnte das junge Paar, Gutsherr und Gutsherrin nur, in jener Dorfgasse fand alljährlich das Erndtefest statt, in dessen Reigen sich der gesammte Hof fröhlich, in sorgloser Unbefangenheit mit drehte, und dort an jener dunklen Stelle des Parks, wo sich jetzt zur Erinnerung eine gußeiserne, gothische Pforte aus dem Dickicht hervorhebt, ein L. und die Inschrift „den 20. Mai 1810" tragend, da war es, wo die unglückliche Königin zum letzten Male den Boden von Paretz berührte. Ueber jenen traurigen Tag berichtet ein Zeitgenosse: „Am 20. Mai fuhr sie allein mit ihrem Gemahl dorthin —

es sollte nach Gottes Rathschluß das letzte Mal sein! Erinnerungsvoll begrüßte sie die alten, traulichen Stätten, die sie so oft in glücklichen Tagen mit Freud' und Wonne gesehen; nicht trennen konnte und wollte sie sich von jener Anhöhe im Park, die das Rohrhaus trägt, und die an jenem Tage eine weite Fernsicht über den mit schwellenden Segeln und zahllosen Schwänen belebten Havelstrom mit seinen Buchten und Seen, sowie auch die im schönsten Maiengrün prangenden Wiesen und Aecker bot. Zu ihren Füßen lag das friedsame Paretz, im Grün der Bäume halb versteckt die Kirche. Die Sonne neigte sich, tiefer und länger dehnten sich die Schatten über die Landschaft und mahnten zum Aufbruch. Aber die Königin wollte so lange, als möglich, an diesem ihrem Lieblingsorte verbleiben; sie wartete bis zum Niedergang der Sonne und sprach dann vor sich hin:

„Die Sonne eines Tages geht dahin;
Wer weiß,
Wie bald die Sonne unsres Lebens scheidet."

Auf den Wunsch der Königin, den Wagen nicht an dem entfernter liegenden Schlosse, sondern hier an der Landstraße besteigen zu dürfen, wodurch der Aufenthalt verlängert wurde, war das Gefährt beim Rohrhause angelangt. Die Königin schritt am Arme ihres Gemahls den kurzen Gang zu Füßen der Anhöhe hinab und durch die Parkthür nach der Landstraße." — Zwei Monate später hauchte sie ihre Seele aus. Noch oft ist dann der trauernde König hierher gekommen, ohne Begleitung, einsam und still, das Andenken an jene letzte Stunde, an seine unvergeßliche Luise zu erneuern. — —

Mit einer Schwenkung nach links ist unser Schiff aus dem Uetzer Schiffsgraben in den Göttin, einer seeartigen Erweiterung der Havel, eingelenkt. Doch diese kühne Wendung erfolgte zu kurz. Ein unterirdisches Stampfen und Wühlen, dann ein Ruck — und das mit Europäern dicht besetzte Fahrzeug ist auf den

Sand gefahren — gestrandet. Und ehe sich die verdutzte Menge noch über diese humoristische Thatsache völlig im Klaren ist, ertönt ein Krach, ein halb unterdrückter Fluch — und unser Bayer ist mit dem Feldsessel, als Opfer der Verhältnisse, durchgebrochen und rafft sich soeben, mit der Rechten die untere Rückenpartie abstaubend, gemüthlich lachend vom Boden auf, dem bestürzt zueilenden, weißbemützten Jüngling „a frisches Moaß!" bestellend. Nach mancherlei Operationen seitens der Schiffsbemannung, währenddem das Thema „Cimbria" hier und dort lebhaft diskutirt wird, beginnt der Dampfer wieder langsam sich durch den Sand Bahn zu brechen, um endlich unter Hurrahrufen einiger herbeigelaufenen Eingeborenen in das freie, breite Fahrwasser der Havel einzulenken und nun, links den Töplitzer Werder, rechts das langhingestreckte Uferdorf Phöben, nach halbstündiger Fahrt an jene Breite zu gelangen, wo von links die Wublitz beim großen Zern-See einmündet, und im Vordergrunde jenseits der Eisenbahnbrücke Insel und Stadt Werder aus den blauen Fluthen in malerischer Schönheit emportauchen. Nicht mehr Wiesenteppiche und Torfmoore begleiten unseren Weg; anmuthige Höhenzüge mit Weingeländen, Obstgärten und darüber hingestreuten, grüngebetteten Haveldörfern sind an die Stelle getreten. Fast unabsehbar, in launisch gewundenen Linien, mit zahllosen Buchten, Eilanden und Halbinseln breitet sich ein tieffunkelndes Wasserpanorama ringsum aus, von dunklen Kiefernhaiden am Horizonte stimmungsvoll abgetönt.

Schwere, dichte Wolken haben sich jenseits am Ufer über der Klosterhaide von Lehnin dräuend aufgethürmt. Doch noch steht die Luft still. Nichts regt sich über uns. Nur die schillernden Schaumwellen spielen rauschend wie Delphine um den Bug des Schiffes. Die langgestreckte, mächtige Eisenbahnbrücke ist erreicht, zum dritten Male hat die Schiffsglocke das Zeichen hellklingend zum Oeffnen gegeben, doch gelassen steht der Bahnwärter oben neben seinem luftigen Häuschen und schaut gespannt den Schienen-

lauf hinab nach der Potsdamer Richtung, ob noch keine Rauchsäule die Annäherung des signalisirten Zuges kündet. In der Ferne tönt zuweilen ein leises, dumpfes Grollen. Ueber uns lacht die Sonne voll und golden hernieder und badet sich wonnig in den wogenden Fluthen. Wir sind bis hart an die Brücke angefahren. Unter ihren, für die Schifffahrt nicht bestimmten, kleineren Brückenbögen kreuzt ein Fischerboot hin und her, und während wir zuschauen, wie der Fischerjunge das Fahrzeug auf und nieder rudert, während der stämmige Knecht das Netz wirft, um dann die zappelnde Beute auf den Boden des Kahnes auszuschütten, saust plötzlich dicht vor uns der Eisenbahnzug pfeifend in der Richtung nach Magdeburg vorbei. Und nun beginnt die Brücke sich knarrend zu drehen, und wir fahren hindurch, um jenseits das entzückende Bild der fruchtreichen Inselstadt Werder zu genießen, die mit ihrem rothen, schlank aufsteigenden Kirchthurme, den eng aneinander gedrängten, sauberen Häuschen mit Vorgärten, Lauben, Pavillons, Landungsstegen und Badehütten einen unvergleichlichen Anblick gewährt, inmitten der blauen Wasserfläche, den anschließenden, reich mit Obstbäumen bedeckten Höhen, während weiter hinaus Wälder, Kirchthürme und Windmühlen die Ferne begrenzen. Ein leiser Wind hat sich erhoben, und was bisher droben nur von Weitem drohend am Himmel stand, zieht jetzt näher und näher, um dann pfeilschnell das gesammte Firmament in ein stahlgraues, unheimlich flatterndes Gewand zu hüllen. Wie von Nebelschleiern umsponnen, beginnt die Stadt Werder mehr und mehr in den Wellen zu versinken. Vor uns aber bahnt sich der Schleppdampfer „Wilhelm I." seinen Weg durch die jetzt schwarz gefärbte Wasserfluth und hinter ihm schwimmen zwei Lastkähne mit tausenden von mit Kirschen und Erdbeeren gefüllten Tienen bedeckt, deren süßer Duft würzig und schmeichlerisch herüberquillt. Die wackeren Frauen sitzen, wie Sperlinge auf dem Zaun, dicht aneinander gedrängt auf dem Dampfer, Mund und Stricknadeln gleich emsig in Bewegung haltend, während die mit

Kaffee reichlich versorgten braunen, bauchigen Sorgenbrecher sich rings um die Maschine des Dampfschornsteins schaaren. Während wir vorüberfahren, beginnt eine Frau nach der anderen von der Bank langsam zu gleiten, die Blicke richten sich besorgt empor, dann öffnet sich eine Luke und prozessionsweise tauchen die Obsthüterinnen hinab in die Tiefe des schwarzen Ungethüms. Alt-Geltow, dieses prächtige Idyll, haben wir passirt, noch einmal grüßt uns oberhab Baumgartenbrück der Karlsthurm zwischen schwankenden Birken herab, und nun fahren wir durch die Holzbrücke und rechts, vom Sturm bereits aufgewühlt, rollt in majestätischer Gewalt der mächtige Schwielow-See seine Wogen heran. Petzow mit seinem Park und Kirchthurm verschwindet hinter der Wolkenwand, flüchtig blitzt drüben bei Ferch ein Segel noch einmal auf, um dann schutzsuchend an das Ufer zu flüchten. Da zuckt es los. Links und rechts der düster emporstarrenden Windmühle oberhalb Petzow fahren im jähen Zickzack die Blitze nieder, krachend brüllt der Donner in die noch eben Frieden athmende Landschaft. Durch die Schmalung bei Kaput sind wir hindurch, aber der Sturm verschlingt jedes Geräusch, niederstürzende Wassermassen rauben uns selbst den Anblick des nahe liegenden Stranddorfes. Himmel, Erde und Wasser scheinen sich zu empören. Die Frauen voran, hat sich unser Verdeck fast ganz geleert, nur Wenige, unter ihnen der Bayer, halten oben unerschrocken Wacht, den Kampf der Elemente, die entfesselte Macht der Naturkräfte mit Staunen zu betrachten. Die Ufer sind längst entschwunden, nicht Wasser, noch Himmel ist mehr zu schauen; ein undurchdringliches Grau umgiebt uns gespenstisch, von niederfahrenden Blitzen sekundenlang erhellt, während der Sturm immer neue Bäche rasend niederschüttet und der Donner diesen Reigen mit mächtiger Stimme begleitet. Aechzend durchfurcht unser Schiff die bis in's Innerste aufgewühlte, empörte Wasserfluth und treibt wie ein Spielball der Elemente dahin. Doch wie zornig auch Sturm und Wassergüsse an dem Schornstein rütteln, die Schiffs-

planken peitschen, über das Verdeck fluthen und wüthen, unentwegt hält das Fahrzeug seinen Kurs inne, bis sich die Elemente endlich besänftigen, der Regen nachläßt und durch die sich lösende Wolkenwand Potsdam mit seinen Thürmen allmählich heraufsteigt. Die Wogen glätten sich, ein blaues Stück Himmel wird jetzt sichtbar und nun bricht der erste Sonnenstrahl durch die fliehenden, sich theilenden Wolkenmassen und vergoldet zitternd die tropfenden Bäume und glänzenden Dächer der königlichen Sommerresidenz. An dem Tornow vorüber, nähern wir uns der Stadt Friedrich's des Großen wieder. In den Uferbuchten, zwischen gelbblühenden Seerosen, haben sich ängstlich die Schwäne vor dem Sturme geflüchtet und rudern nun langsam wieder hinaus in die friedlich lachende Fluth. Der Thurm der Sonnenwarte blitzt herüber, Soldaten marschiren mit klingendem Spiele über die Lange-Brücke, und während von der Garnisonkirche das Glockenspiel jetzt anhebt, fahren wir unter den Klängen seines Liedes: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit," wieder in Potsdam an der Abfahrtsstelle vor und verlassen nun das Schiff, das uns durch Sonnenschein und Sturm an einer Fülle von Bildern vorüberführte, uns einen Erinnerungsstrauß lieblicher und erhabener Eindrücke mit auf den Heimweg gebend. — Die Rundfahrt war beendet. Die drei Geschichtsforscher tauchten aus der Kajüte kopfschüttelnd langsam auf und schritten dann, nachdem Herr Schulz noch einmal das Stadtschloß durch sein Pincenez einer tiefen Betrachtung unterzogen, wie auch nochmals versichert hatte, daß er Friedrich II. entschieden für einen bedeutenden Mann halte, über die Lange-Brücke dem Bahnhofe zu, um noch zur rechten Zeit an den Stammtisch daheim zu gelangen. Der Bayer aber wankte schmunzelnd in das angrenzende Bierlokal hinein.

Babelsberg.

Wenige Städte mag es geben, in denen Kunst und Natur so im edelsten Wettstreit um den Vorrang der Schönheit eifern, in deren Palast- und Parkschöpfungen sich der Geschmack der wechselnden Jahrhunderte, die Geschichte eines aufsteigenden Königshauses, so charakteristisch und fesselnd wiederspiegeln, wie es in Potsdam geschieht. Jeder Schritt in der Sommerresidenz der preußischen Herrscher hallt wieder von Erinnerungen und weckt Gestalten auf vor unseren Sinnen, die ihren Namen für immer in die Tafeln der Geschichte gruben.

Freilich, den Stempel ihrer Individualität haben Potsdam allein nur zwei Männer aufgeprägt: Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm IV. Friedrich II. gab der Stadt erst ihr heutiges Ansehen und einen weit über Europa gehenden Ruf, während der kunstsinnige Sohn Friedrich Wilhelm's III., der Romantiker auf dem preußischen Throne, durch eben so anmuthige als poetische Schöpfungen längs des Havelstromes der Umgebung Potsdams jenen unvergleichlichen Zauber lieh, mit dem Glanze und der Pracht unserer Zeit zugleich die klassische Schönheit Italiens auf märkischem Boden verbindend. Aber auch die übrigen Herrscher Preußens

haben in Potsdam noch Spuren ihrer Regierungszeit hinterlassen.

Potsdam, das alte Potsdupimi oder Potzubini — auf deutsch „Unter den Eichen" — war wie Berlin einst nur ein Fischerdorf, und wie jenes mit Kölln verbunden war, so war es dieses ebenfalls mit einem Nachbardorfe, das auf dem heutigen Kietz sich ausbreitete, während Potsdupimi an Stelle der heutigen Burgstraße lag. Wo heute sich die Heiligengeistkirche erhebt, stand damals die Burg Potsdam, die erste jener steinernen Befestigungen, welche zur Abwehr wendischer Einfälle von der Havel aus — die bis Spandau eine natürliche Schutzmauer bildete — bis zur Wendei des Spreewaldes längs der Nuthe und Notte errichtet worden waren, wo dann an Stelle des heutigen Königs-Wusterhausen sich die letzte deutsche Grenzveste erhob. Schon im Jahre 1393 zählte Potsdam zu den Städten, die in Berlin einen Bund zur Aufrechthaltung ihres Handels, zum Schutze gegen die immer frecher sich geberdenden adeligen Raubritter schlossen und sich dafür zur Stellung eines Gewappneten und eines Schützen verpflichteten. Mit Kurfürst Friedrich I. brach auch für Potsdam eine andere Zeit herein. Er genehmigte 1416, daß die Stadt zum Teltow hinüber eine Brücke „über dy Habele" baue, die heutige Lange- oder Teltowerbrücke, auch für jedes Pferd einen Pfennig Zoll erheben könne, „ußgenommen Hofelüte und Priester dy wir des freye haben wollen". Diese erste Havelbrücke gab dann willkommene Gelegenheit, daß sich die Bürger Potsdams nun auch jenseits des Flusses anzubauen begannen. 1450 begegnen wir schon der Potsdamer Schützengilde. Kurfürst Joachim I. ließ in Potsdam ein Schloß bauen, sein Nachfolger Joachim II. erweiterte dasselbe. Dieses Schloß hat sicherlich auf der Stelle des Hauptgebäudes des heutigen Schlosses gestanden. Letzteres ward unter dem Großen Kurfürsten 1660 durch de Chiese begonnen und nach dem Tode

dieſes Baumeiſters 1673 durch Memmhard fortgeführt und vollendet, ebenſo der daranſtoßende Luſtgarten angelegt. Unter des erſten Königs Regierung, des ebenſo kunſtſinnigen, wie verſchwenderiſchen Friedrich's I., empfing das Schloß durch Eoſander von Goethe weitere Ausſchmückungen; de Bodt errichtete dann das Schloßportal und ſetzte die Kuppel darauf, als eine Verſinnbildlichung der Krönung ſeines Monarchen, worauf Friedrich I. 1701 durch eine Ehrenpforte ſeinen Einzug in Potsdam hielt.

Mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's I. ſollte Potsdam den Beginn ſeiner fortan immer mehr aufblühenden Glanzperiode erleben. Dem ſo geſtrengen Soldatenkönige behagte es hier in der freundlichen Havelſtadt außerordentlich, ſo daß er über dieſe Vorliebe gern auch einmal ſeine Sparſamkeit vergaß. Durch Gründung zahlreicher Manufakturen und Ueberſiedelung verſchiedener Regimenter hob er Potsdam außerordentlich. So entſtanden Kaſernen, Waiſenhäuſer, Gewehrfabriken, ja, für die eingewanderten vlämiſchen Handwerker ein ganz neuer Stadtheil, das originelle holländiſche Viertel. Die Nikolaikirche wuchs empor, das neue Rathhaus ward erbaut, der Waidmannsluſt des Königs verdankte unweit Potsdams das Jagdſchloß Stern ſeine Erbauung. Vom Heiligen See aus war ein Kanal zu einem neugeſchaffenen Platze Potsdams angelegt, der nun in der Mitte ein Baſſin empfing, woraus ſich eine kleine Inſel mit dem ſogenannten Tabakshäuschen erhob, in dem der König ſeine wunderſamen Tabakskollegien fortan abhielt, wobei Gundling, Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, den Hofnarren lächerlichſter Art ſpielen mußte.

Friedrich II. lieh der jetzt ſtändig zur Sommerreſidenz der preußiſchen Könige erhobenen Stadt einen ungeahnten Glanz. Wie er im Innern der Stadt Reihen von Paläſten erſtehen ließ, ſo zauberte er auch jenſeits Potsdams aus Sumpf,

Sand und öder Kiefernheide eine ganz neue Welt hoher Schönheit, königlicher Pracht. Sanssouci und das Neue Palais, das gesammte bewunderungswürdige Revier des Gartens von Sanssouci, erstanden jetzt aus dürrer Wüstenei. Das königliche Stadtschloß ward auf's Kostbarste im Innern eingerichtet, die Nikolaikirche empfing das schöne Portal, drei neue Vorstädte wurden angelegt. Friedrich Wilhelm II. schuf am Heiligen See das Marmorpalais, während auf der Pfaueninsel nach dem Entwurfe seiner Lieblingsmaitresse, der Gräfin Lichtenau (Frau Rietz), die künstliche Schloßruine entstand, welche Friedrich Wilhelm III. und seiner Luise später Jahre hindurch zum Lieblingsaufenthalte dienen sollte, während die romantische Insel selbst den köstlichsten Tummelplatz für die Kinder des hohen Paares abgab.

Friedrich Wilhelm IV. war es dann, der einen reichen Kranz von Perlen und Edelsteinen um Potsdam legte und durch Schöpfungen einer vollendeten Bau- und Gartenkunst einen Schimmer idealer Schönheit und zauberischer Anmuth über die Stadt und ihre Umgebung goß, die sie seitdem zu einem gefeierten Wallfahrtsort von Bewunderern aller Erdtheile gemacht hat. Er war der Erste, der es verstanden hat, die stillen, intimen Reize dieser Flußlandschaft durch das Einreihen und Anschmiegen kunstsinniger Schöpfungen noch zu steigern und dieser Scholle Land einen Adel in Farbe, Form und Stimmung zu verleihen, wie er fast einzig genannt werden darf. Es ist das Füllhorn eines königlichen Künstlers, das seine funkelnden Gaben über diesen Ort und seinen weiten, blauen Havelstrom streute. Charlottenhof, das Orangeriehaus und eine Fülle kleinerer Bauten entstanden; der Pfingstberg, Potsdams Juwel, empfing seinen herrlichen, doppelthürmigen Bau; die Friedenskirche mit dem schwermüthigen See, der Marly- und Sicilianische Garten, die historische Windmühle und ihre malerischen Anbauten, die Meierei, die Nedlitzer-

Brücke gegenüber der Römer-Schanze, die Kirchen von Nikolskoe, Sakrow, Kaput, Werder, wie zahlreicher anderer auf und ab der Havel, dies Alles verdankt diesem Könige seine Entstehung. Auch die von seinen Vorgängern geschaffenen Bauten wurden noch vervollkommnet und verschönt. Selbst für die eigentliche Innenstadt war an Stelle eines polizeilichen Baugesetzes ein Kunstgesetz getreten; kein Schornstein, kein neuer Giebel durfte damals kühnlich sein Haupt erheben, ohne vorher die künstlerische Prüfung bestanden zu haben. Diesem Zwange ist es allein zu verdanken, daß das Gesammtbild Potsdams sich so harmonisch entwickeln konnte, daß selbst industriellen Zwecken dienende Bauten alles das Auge Störende und Verletzende einbüßten und sich gefällig in den Rahmen dieses Landschaftsgemäldes einreihten. Die Neuzeit hat diesen Bann längst aufgehoben. Wer heute von der Höhe des Brauhausberges die altberühmte Aussicht genießen will, wird nicht ohne Groll und Wehmuth auf das längst zerstörte Landschaftsbild niederschauen. Die Freude am reinen Schönen ist einer Jagd nach Gewinn und Erwerb gewichen.

Aber nicht allein König Friedrich Wilhelm IV. gab Potsdam diesen Reichthum an Stätten künstlerischen Wohlbehagens, sonniger Heiterkeit und stimmungsvoller Andacht. Dem königlichen Vorbilde folgten auch bald die Prinzen, und, ihren Sommersitz nach Potsdam verlegend, schufen sie sich an den Havelufern herrliche, weit hinausleuchtende Schlösser, von schattigen Parks, Theehäuschen, Pavillons, Tempeln und malerischen Ruhesitzen umgeben. So entstand Glienicke, so wuchs auch Babelsberg aus Sand und Haide empor. Unter dem Schutze und der Anleitung des königlichen Künstlers entstand dies neue Potsdam, an dessen Schöpfungen sich vor Allem zwei Namen knüpfen: Schinkel und Lenné. Wenn der Eine es baute, so hat der Andere aus Wüsten ein ganzes Thal voller Armidengärten geschaffen. Aber auch Baumeister, wie

Persius, den man oft auch den Schinkel Potsdams genannt hat, Stüler und Strack haben ein geschüttelt Maß an Kunst und Können mit dazu beigetragen, Potsdams Umgebungen zu Glanzpunkten ersten Ranges zu machen.

Die Perle aber, welche heute Potsdams nähere Umgebung mit Stolz sein eigen nennt, das ist der kaiserliche Sommersitz Wilhelm's I., Schloß Babelsberg. Zu seinen Füßen rauscht der breite Havelstrom vorüber mit dem königlichen Schmucke von Tausenden stolz einherziehender Schwäne, ein blauleuchtendes Ordensband, an das sich Schlösser, Villen und Tempel wie schimmernde Perlen an einer Schnur reihen. Noch im Anfang der dreißiger Jahre bildete der Babelsberg oder Babertsberg, wie er damals hieß, eine schroff abfallende, tiefsandige Höhe, von einer öden, hier und dort von alten Eichen durchsprengten Kiefernhaide bedeckt, welche sich an dem Dorfe Klein-Glienicke vorüber bis zur historischen Kohlhasenbrücke hinzog. Und heute? Ein unvergleichlich schöner Garten, ein Lustschloß, das aller Phantasie der Romantik den weitesten Spielraum läßt.

Es war am 3. August 1828. König Friedrich Wilhelm III., der um diese Zeit stets zur Kur in Teplitz weilte, hatte für diesen Tag, seinen Geburtstag, einen Ausflug nach Schandau unternommen, um in seinem schlichten Sinne allem Ceremoniell zu entfliehen. Die königliche Familie aber war zur Festfeier im trauten Kreise beim Prinzen Karl in Glienicke versammelt. Es war ein stiller, schöner Sommertag. Unten rauschte die blaue Havel vorüber, in ihren blitzenden Wellen die thurmreiche Stadt, die buchtenreichen, bewaldeten Ufer freundlich wiederspiegelnd. Schiffe mit vollgeschwellten, weißen Segeln kamen und gingen, und zuweilen klang das holländische Glockenspiel von der Garnisonkirche über das Wasser herüber. Da war es Prinz Wilhelm, der unter dem Eindruck dieser Stunde und im Hinblick auf seine in Aussicht genommene Vermählung

mit der ebenso schönen, als geistreichen Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach, Schwester der Gemahlin Maria seines jüngeren Bruders Karl, den Wunsch äußerte, auch eine so schöne Besitzung am Havelstrome sein nennen zu dürfen. Nur, meinte der Prinz, würde es schwer halten, einen solchen Platz jetzt noch ausfindig zu machen. Lenné, der sich schon längst in der Stille mit einem solchen Plan beschäftigt hatte, erwiderte: „Der Platz, königliche Hoheit, wäre wohl gefunden." Und er deutete auf den von einer Windmühle gekrönten sandigen Höhenzug des Babelsberges. „Würde jener Abhang gewählt," fuhr der Gartenkünstler fort, „so würden auch an der Havel zwei Bruderschlösser, wie sie die Sage an den Rhein verlegt, traulich nahe beisammen liegen." Der Prinz schüttelte ungläubig den Kopf, daß diese Sandhöhen zu einem Garten, wie er ihn wünschte, zu gestalten wären. Einige Tage später aber umritt er mit Lenné den Platz, und von der schönen Aussicht, die sich von vielen Punkten aus seinen freudigen Blicken darbot, überrascht, rief er aus: Hier oder nirgends!" Doch es sollte noch lange Zeit währen, zwei Jahrzehnte, ehe Schloß Babelsberg das ward, was es heute in seiner Gesammtanlage uns zeigt.

Friedrich Wilhelm III., den man nach seiner Rückkehr aus dem Bade den Plan mittheilte, schien durchaus nicht dafür eingenommen zu sein. Er hegte eine Reihe schwerwiegender Bedenken. Theils mochte ihn die zur Pflicht gemachte weise Sparsamkeit von einer Einwilligung abhalten, theils auch der Gedanke, daß die von Lenné und seinem Sohne gewählte Stelle niemals kulturfähig werden könnte. Jedenfalls begann die Hoffnung auf eine Verwirklichung des mit so vieler Begeisterung entworfenen Planes immer mehr zu schwinden. Indeß nach erfolgter Vermählung des Prinzen Wilhelm, 11. Juni 1829, kam die Angelegenheit doch wieder in Fluß. Der Prinz ließ auf den Wunsch seiner jungen Gemahlin eine Zeichnung

zum Bau eines Schlosses im englischen Kastellstil, wie Schloß Windsor davon in großartigster Weise ein Vorbild lieferte, anfertigen, die er nun dem Könige vorlegte. Doch auch jetzt noch zauderte der Monarch. Einen Mittelweg einschlagend, bot er seinem Sohne das von Friedrich Wilhelm II. erbaute Marmorpalais zum Sommersitze an. Vielleicht, daß der Prinz sich, trotz seiner Abneigung gegen den von dem ebenso unsittlichen, als phantastisch-spukhaften Treiben des königlichen Wollüstlings übelbeleumundeten Ort, in den Willen des Vaters gefügt hätte, wäre es nicht die Prinzessin gewesen, welche in lebhaftester Weise den Wunsch nach einem eigenen Besitz immer wieder betonte. Um zu beweisen, wie sehr ihr diese ganze Angelegenheit Herzenssache geworden sei, entwarf sie jetzt selbst eine Zeichnung zu einer sogenannten „Cottage", welche auf einer der hervorspringenden Höhen des Babelsberges Platz finden sollte. Dieser Entwurf gefiel dem Könige so außerordentlich, daß er nun auch nicht länger zögerte, den ausgedehnteren ersten Plänen seine Zustimmung zu geben. Einen bedeutenden Schritt war man so dem Ziele näher gerückt. Nun galt es vor Allem, den ausersehenen Grund und Boden allmählich durch Kauf an sich zu bringen. So lange derselbe nicht vollständig als Eigenthum erworben war, vermochte man auch nur langsam den Bau zu fördern. Unter Schinkel's Oberaufsicht begann derselbe 1834 unter der Leitung von Persius und Gerhardt. Dieser erste Bau, auf dessen so viele kunstsinnige Anlagen und Einrichtungen die Prinzessin den bestimmendsten Einfluß übte, ward in verständiger Weise so geplant, daß späteren Anbauten und Erweiterungen immer noch freies Feld genug blieb, ohne die Harmonie der Gesammtanlage zu stören.

1833 gab Friedrich Wilhelm III. seinem Sohn den an das damals noch kleine Stückchen Bauterrain anstoßenden Forstgrund in Erbpacht. Friedrich Wilhelm IV. schenkte bald nach seinem Regierungsantritte seinem Bruder ein weiteres Stück

Haideland. Alles Uebrige mußte sich der Prinz langsam, wie es seine nur knapp zubemessenen Einnahmen vorschrieben, und je nach Gelegenheiten von Privatbesitzern erwerben. So ist denn auch Babelsberg nicht aus Einem Guſſe entstanden; noch bis in die letzten Jahre ist Kaiser Wilhelm bestrebt gewesen, den das Schloß umschließenden Park, seine Lieblingsschöpfung, durch immer neue Landeserwerbungen zu vergrößern, die Garten- und Obstkultur zu reicherer Blüthe zu entfalten. Wie aus dem ehemaligen schlichten Landsitze allmählich ein glänzender Fürsten-, stolzer Kaisersitz mit prunkvollen Empfangs- und Festräumen ward, so ist auch der einst nur kleine Garten im Laufe der Jahrzehnte zu einem weltberühmten Parke emporgediehen.

Erst im Jahre 1849 war der umfangreiche Schloßbau von Babelsberg vollendet. Schinkel und Persius waren der bildenden Kunst durch den Tod inzwischen entrissen worden. Auch die sturmbewegte Zeit war dem Fortgang dieser Schloßanlage nicht günstig gewesen. An Stelle von Persius trat nun Strack, der feinsinnige Künstler, welcher bereits in der Villa Borsig zu Moabit das glänzendste Zeugniß seiner von hellenischer Schönheit durchwehten Schöpferkraft bewiesen hatte. Er führte den originellen Schloßbau in Babelsberg zu Ende, ebenso sind jene reizenden, den schmucken Sommersitz umgebenden Anlagen sein Werk.

Durch die Schenkung Friedrich Wilhelm's IV. war endlich Platz gewonnen, die lange ersehnten Fontainen und Bewässerungsanlagen herzustellen. Zu diesem Zwecke ward unten an der Havel ein Maschinenhaus erbaut und von Eggels mit einer Dampfmaschine von 40 Pferdekraft versehen, welche nun das Wasser in zwei große Wasserbehälter über dem Schlosse trieb, 128 und 153 Fuß hoch, von wo dasselbe die in der Nähe des Schlosses zwischen Gebüsch murmelnden wie auf freien Gartenplätzen plätschernden Springbrunnen, wie die große Hauptfon-

taine am Havelufer speiste. Letztere, die Fontaine vor dem Schlosse Sanssouci noch übertreffend, steigt bis zu einer Höhe von 130 Fuß empor. Am 25. Mai 1840 fand die Eröffnung der gesammten Wasserwerke statt.

Noch eines Mannes sei hier gedacht, der nicht nur als Rathgeber, sondern auch als Mitarbeiter an der Schöpfung von Babelsberg wirkte. Das war der Autor von „Semilasso's letztem Weltgang", der Fürst Pückler-Muskau, der ein gut Theil seines Wissens und Könnens beisteuerte, den Hügelpark von Babelsberg zu einem Triumph deutscher Landschaftsgärtnerei zu machen. Aber auch bei dem Ausbau des Schlosses hat er so manchen poetischen wie geistreichen Wink gegeben. So ist der Name dieses ersten deutschen Gartenkünstlers unzertrennlich mit diesem schönen kaiserlichen Sommersitze verbunden.

Das äußere Bild des Schlosses mit Worten zu zeichnen, würde ein nutzloses Mühen sei. Schon der erste Anblick verräth, daß der Bau nicht mit einem Male empor gedieh. Es ist ein Gewirr von Erscheinungsformen aller Art, malerisch im Einzelnen wie im Gesammtbilde, und bei aller scheinbaren Regellosigkeit dennoch voll Harmonie, voll Anmuth und Würde. Wohl ist das Schloß dem englischen Tudorstil nachgeahmt, aber das Düstere und Finstere, was diesem Namen anhaftet, ist dem Schlosse an der Havel nicht eigen. Schon die nächste Umgebung, ein farbenreiches Durcheinander von freien, sammetgrünen Rasenflächen, Blumenbeeten, Springbrunnen, umgitterten Volieren, von Gold- und Silberfasanen wie anderen ausländischen Vögeln belebt, lauschigen Ruhesitzen und überrankten Terrassen, leiht dem ausgedehnten Schloßbau ein heiteres, überaus anheimelndes Gepräge, wozu der Wechsel von starken, achteckigen Thürmen, luftigen Altanen, Erkern, Freitreppen, schön gegliederten Fronten, Rund- und Spitzthürmchen, vor- und zurückspringenden Winkeln, Plattformen und Zickzackmauern den Reiz des Malerischen noch erhöht. So gleicht denn auch Schloß Babelsberg, das noch ganz die Ro-

mantik des Mittelalters, gepaart mit der Eleganz der Neuzeit, athmet, einer zu Stein gewordenen Schöpfung Walter Scott's.

Was aber diesem Tusculum noch erhöhten Werth und eine Fülle kaum geahnter, stiller Schönheiten leiht, das ist und bleibt doch immer wieder der weite, auf- und niedersteigende Park, welcher seit jener Entstehungszeit mit jedem Jahr an Ausdehnung, künstlerischer Vollendung, an Reichthum sinniger Erinnerungen, malerischer Fernsichten, historischer Denkmäler in fast unvergleichlicher Weise gewann. Nirgends verschnittene Taxushecken und verschnörkelte Blumenbeete; keine schlanken, marmornen Götterbilder schauen verwundernd aus dem Gebüsch, noch hemmen Urnenpostamente oder zerbrochene Säulenstümpfe mit elegischen Strophen den Schritt des Wanderers: was uns hier entgegenschlägt, das ist der Puls unverfälschter Natur, das ist deutscher Wald, der uns geheimnißvoll umrauscht, ist so warm und treu und echt empfunden, wie es dem deutschen Gemüth nun einmal eigen ist.

Verschwiegene, stille Laubgänge führen auf und ab durch den ausgedehnten Park, in dem alle Baumarten in prächtigsten Exemplaren ihre säuselnden Wipfel über weite sammetglänzende Rasenteppiche breiten. Tief unten zieht die blaue Havel vorüber, und ihre Wellen plätschern und plaudern geschäftig mit den kaiserlichen Lustgondeln in der kleinen Hafenbucht, von der ein grünumwobener Gang zu der Schloßhöhe emporleitet. Wer wollte den Reichthum schildern, welchen diese Parkanlagen in ihrem Bannkreis umfassen?

Sobald man von der Chaussee nach Klein-Glienicke aus an einem mittelalterlichen Thorwarthäuschen den Park von Babelsberg betreten hat — jenseits dieser Chaussee ist in dem letzten Jahrzehnt noch ein neuer, dem Kaiser gehöriger Park entstanden, — wendet sich nach rechts ein sanft abfallender, schließlich in Steinstufen übergehender Weg zur Havel hinab, wo an einer Bucht derselben das von Persius erbaute, mit Zinnen, Thürm-

chen und Statuen geschmückte Dampfmaschinenhaus sich in dem blauen Wasserspiegel beschaut. Nicht weit davon finden wir auf einer halbrunden, dem Wasser zugekehrten Lichtung ein verwettertes, altersgraues Bildstöckl, wie man solchen in dem katholischen Süden so oft begegnet. Dies unscheinbare Heiligenbild hat auch seine Geschichte. Ursprünglich stand es auf dem Felde zwischen den badischen Dörfern Bischweiher und Muggensturm. Es war im Jahre 1849, am 29. Juni. Vor dem Bildstöckl hielt Prinz Wilhelm mit seinem Adjutanten, dem Grafen Pückler, während die Kugeln der Insurgenten dasselbe scharf bestrichen. Aber das heftige Gewehrfeuer hinderte den Prinzen doch nicht, das schlichte Stöckl eingehender zu betrachten, worauf er, zu seinem Begleiter gewandt, äußerte, er habe bei seiner Abreise von Berlin etwas Aehnliches für seinen Park von Babelsberg bestellt. Der Großherzog von Baden, davon benachrichtigt, ließ in der Krone des Bildstöckls, vor welchem der muthige Prinz der Schlacht beigewohnt hatte, Inschrift und Jahreszahl des betreffenden denkwürdigen Tages wie das Eiserne Kreuz anbringen und dasselbe dann dem Prinzen als Geschenk anbieten. Seit jener Zeit hat das katholische Heiligenbild eine neue Heimath am Havelstrom gefunden, und oftmals hat der Kaiser in früheren Jahren auf seinen abendlichen Spaziergängen hier für ein paar Minuten sinnend Halt gemacht. Noch weiter am Haveluser abwärts finden wir unweit desselben ein unter Wipfeln halb verborgenes, ebenfalls im englischen Schloßstil erbautes Landhaus, dessen Bauplan die jetzige Kaiserin einst selbst entwarf, und das ursprünglich als ein Haus für ihre Hofdamen bestimmt war. Statt der letzteren aber hielt im Anfang der vierziger Jahre ein hochaufgeschossener, blonder, lebenslustiger Knabe mit seinem Gouverneur Einzug, mit gleichaltrigen Spielgenossen hier eine fröhliche Jugend genießend: unser Kronprinz Friedrich Wilhelm, dessen freies, offenes Wesen schon damals alle Herzen im Sturm gewann.

Wir aber wenden uns wieder zurück und schlagen dann

links einen breiten Weg ein, der langsam zu dem Höhenzuge führt, welcher den kaiserlichen Sommersitz nach Süden hin begrenzt. Dichter und schattiger umfängt uns bald das Laubgewirr, und dann blickt uns ein tief melancholischer See mit Insel- und Uferröhricht wie ein stilles Waldgeheimniß an. Wie träumend neigen bemooste Uferbäume ihre hängenden Zweige zu dem Wasserspiegel nieder; das Schilf rauscht leise und im Gebüsch ruft ein Pirol. Lange Jahre hat es gedauert, ehe dieser künstlich geschaffene See, eine Lieblingsidee des Kaisers, vollendet werden konnte. Wunsch und Mittel gingen nicht immer Hand in Hand.

Aber schon steigt der Weg wieder; lichter wird es um uns, schmetternder klingt der Jubelchor der gefiederten Sänger; eine Bank ladet noch einmal zum Weilen, und drüben springt ein umgitterter Altan hinaus über das flüsternde Blättermeer des Parks, mit einem Male ein Landschaftsgemälde bezaubernd'ster Art entrollend.

Wie trunken schweift das Auge über den schimmernden, buchtenreichen Havelstrom, der seine Wogen unter dem Joch der Bogen der über diese mächtige Breite kühn sich schwingenden Glienicker Brücke, ein Werk Schinkel's, dahin strömen läßt. Weit, weit dehnt sich die herrliche Wasserfläche bis zu den sie begrenzenden, bläulich verdämmernden Waldhügeln aus. Immer neue Bilder, frische Farben drängen sich aneinander: Seen und lauschige Uferbuchten, Schlösser, Villen und malerische Gotteshäuser längs der prächtig bewaldeten Stromgelände, von den Doppelthürmen des Pfingstberges hoch überragt, zu dessen Füßen sich die Dächer Potsdams, im Sonnenschein funkelnd, anschmiegen, beherrscht von der herrlichen Kuppel der Nikolaikirche, während der Ruinenberg, Sanssouci und die historische Windmühle schon in leisen Duft gehüllt erscheinen. Hier oben ist's gut weilen. Am schönsten wohl am Abend, wenn die scheidende Sonne Wald und Wasser in Purpurgluthen taucht.

Doch unsere Wanderung ist noch nicht zu Ende. Während wir jetzt weiter vorwärts schreiten, eröffnen sich immer wieder neue Bilder, überraschende Fernsichten, und so mancher Schmuck des Gartens hemmt für einige Minuten der Betrachtung unsere Schritte. Rosenumsponnene Gartenidyllen lauschen aus dem Grün hervor; an stattlichen Kavalierhäusern führt unser Weg vorüber. Hier grüßen uns die wohlgelungenen Büsten preußischer Feldherren, die mit Blut und Muth ihre Namen in die Kriegsgeschichte Preußens eintrugen, dort hebt sich aus grünem Blättermeer eine schlanke, granitene Siegessäule in die Luft. Und nun ebnet sich der Weg zu einem freien Platze, und charakteristisch und ernst baut sich vor uns die einstige Berliner Gerichtslaube auf, welche der Kaiser, nachdem ihre Entfernung vom Rathhausplatze der Reichshauptstadt beschlossen war, durch Professor Adler sorgfältig abbrechen ließ, um ihr dann hier oben auf der Höhe seines Lieblingssitzes eine gesicherte Zufluchtsstätte zu eröffnen. Was predigen diese ehrwürdigen Steine nicht Alles! Unter ihnen saßen einst die biderben Rathsmannen Berlins, Recht zu berathen, Recht zu sprechen, und mit klirrenden Hand- und Fußschellen an den Pranger daselbst geschmiedet, hat so mancher arme Delinquent unter den Spottreden und dem Hagel fauler Eier und verdorbenen Obstes dem Stündlein entgegengeseufzt, wo ihn die Schergen einer hochnothpeinlichen Rechtspflege dem ewigen Richter unter fürchterlichen Qualen überantworteten.

Aber es waren doch stolze, Achtung einflößende Kernnaturen, diese seßhaften Altvordern der freien Hansastadt Berlin, die wohl wußten, warum sie so starr die ungefügigen Nacken emporhielten, anstatt vor den Abgesandten der kaiserlichen Majestät sich unterwürfig zu beugen. Darum kostete es auch manchen harten Kampf und manches heiße Blutvergießen, ehe sie dem ersten Hohenzoller die Thore öffneten, als er mit seinem Häuflein Gewappneter und seinem verbrieften kaiserlichen Recht draußen stand und immer

dringender mit seinem Eisenhandschuh anklopfte, Einlaß zu fordern. Jene Zeit liegt weit zurück, und seltsam haben sich seitdem Menschen und Dinge geändert. Gegen Trotz und Abneigung kämpfend, mußten die ersten Hohenzollern mit dem Schwert in der Faust sich erst Achtung und Ansehen bei den stolzen Patriciern Berlins erwerben, deren Berathungs- und Rechtsstätte heute, als die denkwürdigste Erinnerung jener sturmbewegten Zeit, eine Heimath auf dem Sommersitze des ersten deutschen Kaisers aus dem ritterlichen Hause der Hohenzollern gefunden hat.

Immer weiter den Höhenzug von Babelsberg verfolgend, gelangen wir endlich an seinen südwestlichsten Ausläufer, an jene Kuppe, auf welcher bis 1848 die schon früher erwähnte Windmühle thronte. Nachdem sie abgebrannt war, ließ der Besitzer des Parkes nach dem Vorbilde des Eschenheimer Thorthurmes in der alten Krönungsstadt Frankfurt jenen runden, an seiner Spitze von vier zierlichen Eckthürmchen flankirten, sogenannten Flatower Thurm auf der Brandstelle errichten, als eine Erinnerung an die Zeiten, welche den königlichen Prinzen zu wiederholten Malen in der Mainstadt sahen, wohl schwerlich ahnend, daß hier noch einmal sollte mit dem so stolzen und nun niedergeworfenen Frankreich ein für Deutschland so ruhmesglänzender Friede abgeschlossen werden. Von der Plattform des Flatower Thurmes eröffnen sich nach allen vier Seiten die entzückendsten Landschaftsbilder.

Doch tiefer sinkt der Abend bereits nieder; in seinem purpurglühenden Wiederschein des Stromes unten baden sich die sanft einherschwimmenden Schwäne. Wir wenden uns rückwärts. Dichter wölbt sich jetzt das Laub der Bäume vor uns, aber in die Landschaft mischt sich bereits die Architektur. Gothische Thürme und Giebel, von der Abendsonne tiefroth beleuchtete Zinnen und keck hervorspringende Söller treten hervor. Jetzt schiebt sich ein mittelalterliches Spitzbogenfenster dazwischen und nun zeigt sich ein massiver, achteckiger Thurm. Wir sind angelangt. Schloß Ba-

belsberg liegt vor uns, heiter und friedlich. Das Murmeln und Plätschern der Fontainen klingt durch die Stille. Ein süßer Blüthenduft umweht uns schmeichelnd. Kein Laut der Außenwelt dringt herein. Das Laub flüstert heimlich über uns, und aus der Ferne tönt das Abendlied der ersten Nachtigall.

Ein dämmeriger, gewölbter Gang führt uns in die „Hall". Eichene, kunstvoll geschnitzte Möbel, Waffen und Jagdtrophäen, zottige Felle und spruchgezierte Trinkgeschirre, Kamin und Ampel, nichts fehlt hier, den Eindruck mittelalterlicher Romantik noch zu erhöhen. Wir steigen empor, aber auch was da auf den Wendeltreppen, Korridoren an Bildern, Schnitzereien, merkwürdigen Erinnerungsstücken aufbewahrt ist, oft jeder einzelne Gegenstand durch den Kaiser selbst angebracht, fesselt immer auf's Neue unsere Aufmerksamkeit. Auf dem einen Treppenabsatz befindet sich eine Stocksammlung, darunter ein schlichtes Weichselrohr, ohne Griff noch Knopf, vom Kaiser selbst vor fast einem halben Jahrhundert im Park abgeschnitten, sein treuer Begleiter, zu dem er stets beim Hinabsteigen der Treppe greift, bevor er seinen Rundgang durch den Park antritt. Im ersten Stock des Schlosses liegen die Gemächer der Kaiserin wie die daranstoßenden Repräsentationsräume. Von letzteren sei erwähnt der große Gesellschaftssalon, die Bibliothek, der überaus kostbare, durch zwei Stockwerke gehende Tanzsaal und der weiße Speisesaal mit dem gewaltigen Kamin, den die Statuetten sämmtlicher Kurfürsten Brandenburgs schmücken. Ein schöne, kunstvoll gegliederte Decke wölbt sich über diesem Saal, den eine Fülle von Geräthen, Waffen und Trophäen ziert, darunter auch der bronzene Herkules-Schild von Schwanthaler in München. Aus den Fenstern dieses eben so fürstlichen wie anheimelnden Raumes fällt der Blick auf den im Schloßvorhofe befindlichen Gerhardsbrunnen, ein Wasserkunstwerk im Stile des Kölner Domes, das dem Schloßherrn auf Babelsberg von den vereinten Kölner Dom-Baumeistern zum Geschenk gemacht wurde. Die gothische Spitze des zierlichen Kunstwerkes stellt den

muthmaßlich ersten Baumeister des Kölner Domes, Gerhard, dar. Noch ein anderes Denkmal finden wir hinter dem Schlosse: die unter einem gothischen Steinbogen angebrachte Zinkgußgruppe, der Erzengel Michael den Drachen tödtend, ein Geschenk Friedrich Wilhelm's IV. an den damaligen Prinzen Wilhelm. Das Original, von Kiß modellirt, ward von demselben Könige aus Dankbarkeit den gefallenen preußischen Soldaten auf dem Kirchhofe zu Karlsruhe als Erinnerungsdenkmal gewidment.

Von den Zimmern der Kaiserin ist vor Allem ein Gesellschaftszimmer hervorzuheben, das gradezu als eine Perle der gesammten Schloßräume bezeichnet werden darf. Dasselbe schließt nach der Gartenseite zu mit einer halb-polygonen Glaswand ab. Jede Seite derselben bildet ein gothisches Fenster, dessen Glasscheiben bis zur Sohle des Zimmers reichen und die wechselvollsten Blicke über plätschernde Brunnen, Blumen- und Rasenbeete, den auf- und niedersteigenden Park, bis weit hinaus über den mächtigen Havelstrom erschließen. Alle Schönheiten der Landschaft haben sich innerhalb dieser schlanken Rahmen gleichsam ein Stelldichein gegeben.

Ueber eine schmale Wendeltreppe und durch eine schwere Eichenthür gelangen wir endlich zu den im zweiten Stockwerke belegenen Schlaf- und Arbeitszimmern des Kaisers, an welche sich dann noch einige Fremdenzimmer anschließen. Selbstverständlich bildet das Arbeitszimmer des Monarchen einen Wallfahrtsort für ungezählte Hunderttausende aller Länder und Zonen. Dasselbe, das oberste Geschoß eines starken achteckigen Thurmes einnehmend, zeigt eine gewölbte Sternendecke, blaue Wände, des Kaisers Lieblingsfarbe, und ist mit weißen, gothisch geschnitzten und mit naturfarbenem Leder überzogenen Ahornmöbeln ausgestattet. Wie das historische Eckzimmer im kaiserlichen Palais zu Berlin, so bildet auch dieser anheimelnde Raum ein wahres Museum von Erinnerungsstücken. Was Liebe und Verehrung dem greisen Monarchen huldigend darbrachten, vom unscheinbarsten bis zum stol-

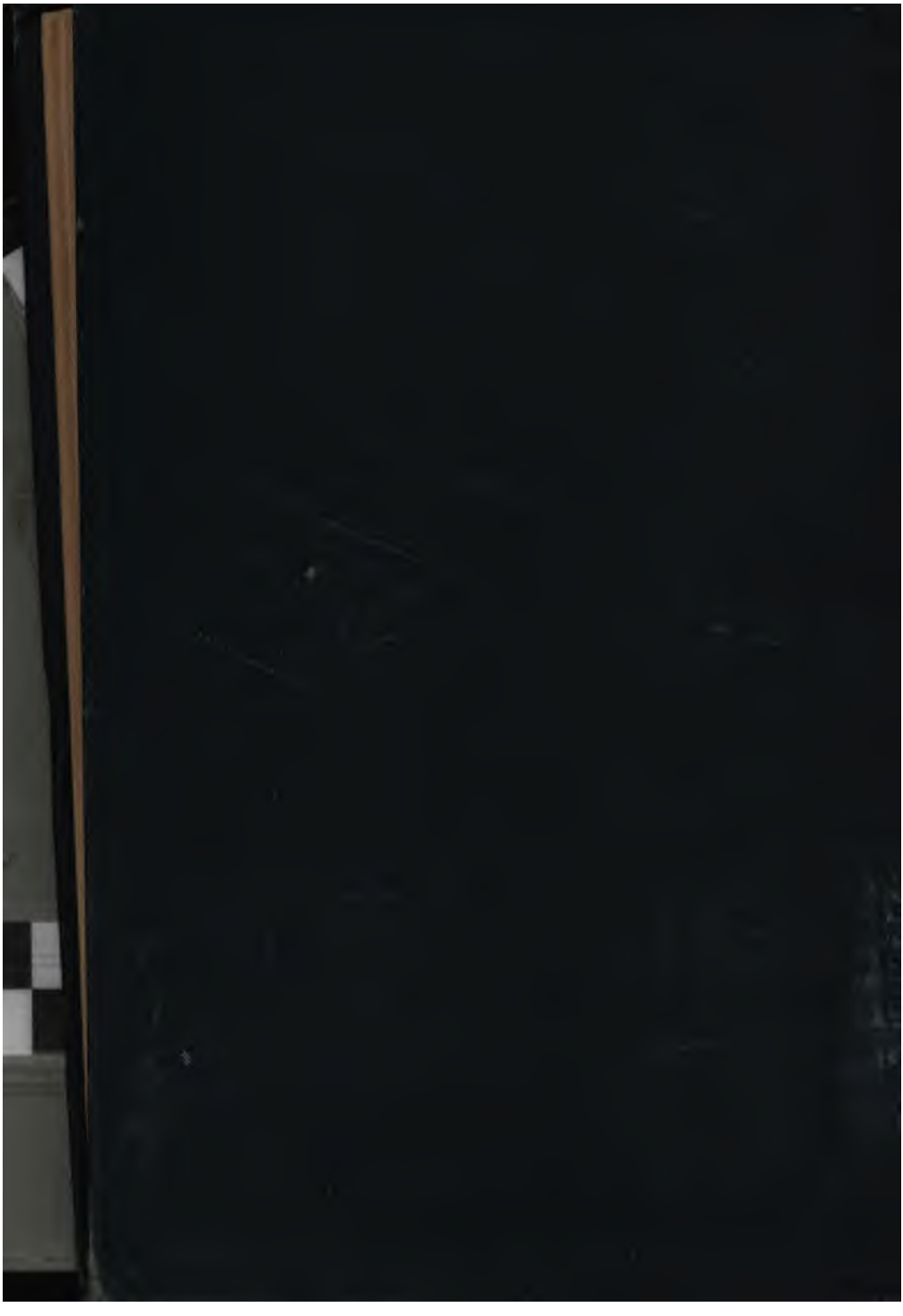
zesten Geschenk, ist hier in diesem wunderbaren Raum wie in dem bescheidenen Schlafzimmer nebenan, auf den Tischen, Stühlen, Lehnsesseln, an den Wänden und Ständern aufbewahrt worden. Die wohlwollende Herzensgüte, der dankbare, pietätvolle Sinn auch für die geringste Liebesbezeugung, diese Tugenden des Monarchen finden hier ihren rührendsten Ausdruck. Fast jeder Gegenstand in diesem Raum, sorglich von dem Kaiser gehütet, hat seine Geschichte, seine Erinnerungen. Dort auf jenem Polsterstuhl ruht ein Ballen fast vergilbter Druckbogen. Karikaturen auf den Prinzen Wilhelm aus den Jahren 1848 und 1849, welche der Kaiser sich gesammelt hat. Das Gefühl der Bitterkeit aber wohl zu dämpfen, sind diese fliegenden Blätter mit Gaben zärtlichster Liebe, Handarbeiten seiner Kinder, verblaßten Schriften und anderen Gedenkzeichen wohlthuend bedeckt worden.

Vor den Fenstern der Westseite steht der Arbeitstisch des Kaisers, eine lange Tafel aus polirtem Ahornholz, mit blauem Sammet überzogen und zur rechten Hand mit einem etagenförmigen Gestell versehen, das, ebenso wie der Tisch selbst, wieder einen Reichthum sinniger und kostbarer Geschenke aufbewahrt. Eine Reihe Portraits schmückt außerdem den Tisch. Neben der Schreibmappe und den Schreibutensilien finden wir dann noch die neueste Rang- und Quartierliste der preußischen Armee, Zeitungen, mehrere Bücher über den letzten Feldzug und ein in schwarzes Leder gebundenes Gesangbuch, das auf der Vorderseite ein goldenes Kreuz zeigt.

Hier an diesem Tische ist's, wo Kaiser Wilhelm, der oft nur für ein paar Abendstunden sein Babelsberg aufsucht, um dann mit dem Morgenzuge wieder nach Berlin zurückzukehren, gern in strenger Pflichterfüllung weilt, wenn er, von seinem ausgedehnten Rundgang durch den Park heimkehrend, sich wieder niederläßt, die eingelaufenen Berichte durchzugehen und zu erledigen. Denn nicht nur dem Feiern und Genießen allein sind diese wenigen Stunden auf dem Sommersitze gewidmet. Wenn aber dann nach

gethaner Arbeit der greise Monarch das milde Auge aufhebt und sein Blick durch das Spitzenbogenfenster hinaus über die grünen Baumwipfel in die entzückendste Havellandschaft schweift, wenn das Roth der scheidenden Sonne Wald und Wasser in ein zauberisches Meer glühender Purpurpracht taucht, die Schwäne langsam in langen Reihen zu ihren Schilfnestern heimkehren, dann mag der Friede und die süße Andacht dieser Stunde ihm wie ein sanftes Echo des eigenen, edlen Herzens scheinen und das an der fernen dunkelnden Kiefernwand heraustauchende weiße Segel zum Bilde der erfüllten Hoffnung werden. — —

Babelsberg ist eine geweihte Stätte. Wie wir heute noch mit hehren Empfindungen und gehobenen Sinnes zu den verfallenen, von Sagen und Epheu umsponnenen alten Kaiserpfalzen pilgern, um, von dem Flügelschlag der Geschichte umweht, im Geiste noch einmal die Thaten jener leuchtenden Heldengestalten an uns vorüberziehen zu lassen, so wird man auch einmal noch nach Jahrhunderten nach Babelsberg wallfahrten, wo einst der geliebteste Herrscher, welcher jemals Preußens Thron zierte, der Wiederbegründer des langersehnten deutschen Kaiserreiches, Kaiser Wilhelm I., seinen Sommersitz aufgeschlagen hatte.

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004